

SYLLABUS

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR BERUFS- UND BILDUNGSWISSENSCHAFT

Dieter Grottker

**Die Sprachkritik und ihre Kritiker – Die philosophischen Grundlagen
der Psychologie von Fritz Mauthner.**

Syllabus. Gesammelte Aufsätze zur Berufs- und Bildungswissenschaft, 2014

1. Heft, S. 1-139

*Syllabus. Gesammelte Aufsätze
zur Berufs- und Bildungswissenschaft
ISSN 2193-4819
Dieter Grottker (Hrsg.)
Dresden*

DIE SPRACHKRITIK UND IHRE KRITIKER – DIE PHILOSOPHISCHEN GRUNDLAGEN DER PSYCHOLOGIE VON FRITZ MAUTHNER

Sprache ist ein lebendiger Syllabus der Gesellschaft – ein ungeschriebener Lebens- und Lehrplan. Ein Erlernen der Sprache ist ein Erlernen der Welt. Alles beginnt mit einem Laut, aus dem eine Silbe entsteht. Der Mensch erzeugt Worte und aus diesen den ersten B e g r i f f. Er greift nach der Welt. Aus zwei Sätzen lernt er einen Dritten ableiten. Ein Netz von Netzen entsteht. Zu verstehen, was Sprachlichkeit des Lebens sei, ist zu begreifen, auf welche urwüchsigen Bedürfnisse die Sprache eine Antwort ist.

- 1 Sprachkritik – Paradigma und Methode
 - 1.1 Versuch einer Sensibilisierung für den Anspruch einer philosophischen Sprachkritik
 - 1.2 Sprachkritik im außermoralischen Sinne – NIETZSCHE über Logik und Begriffslehre
 - 1.3 Metamorphosen zwischen Ähnlichkeit und Gleichheit – MAUTHNERS „Beiträge ...“
 - 1.4 „Unzeitgemäße Betrachtungen“ zur Sprache – eine zeitgemäße Sprachkritik (1876)
 - 1.5 Gleichheit im Reich der Ähnlichkeiten – FICHTEs „Wissenschaftslehre“
 - 1.6 Ding und Sprache – Übergänge vom Konkreten zum Abstrakten
 - 1.7 Der Irrtum der Gattung – Sprachkritik bei Francis BACON
 - 1.8 Die Unaussprechlichkeit der Welt – Eine sprachkritische Thematisierung der Grenzen der Sprache
 - 1.9 Sprache als Universalwerkzeug – die adjektivische Sprache
 - 1.10 Die Doppelfunktion von Sprache – der Tauschwert der Begriffe und die Entkleidung der Sprache
 - 1.11 Sprache als Als-Ob – Hans VAHINGER
 - 1.12 MAUTHNERS Geschichte des Atheismus & Sprachkritik
 - 1.13 Die Sprache LUTHERS – eine Sprach- und Moralkritik

- 2 MAUTHNERS Sprachkritik – die E i n e Welt in den B i l d e r n der Sprache
 - 2.1 Substantivische und verbale Sprache
 - 2.2. Drei Bilder der Welt – drei Wissenschaften?
 - 2.3. Vom Verhalten zum Verhältnis – Überlegungen zur naturwissenschaftlichen Begriffsbildung
 - 2.4. Sprache zwischen Herde und Kollektivindividuum
 - 2.5. Drei Bilder der Welt – kritische Zwischenbetrachtung einer Triade
 - 2.6. Modernisierung als Substantivierung – Sprachkritik in der Moderne
 - 2.7. Die Sprache als die Druckerschwärze des Gedankens
 - 2.8. Gegenstand & Mittel – Versuch einer bildungstheoretischen Reflexion der philosophischen Sprachkritik
 - 2.9. Beobachtungssprache – Beschreibungssprache – Erklärungssprache – Drei Bilder der Welt (...)
 - 2.10. Sprachkritik als Kritik des Gebrauchs von Sprache
 - 2.11. Oswald SPENGLER – Das untergehende Abendland und der Untergang der abendländischen Sprache
 - 2.12. Die S p r a c h e der Sprachkritik (...)
 - 2.13. Drei Bilder in den Grenzen der grammatischen Welt
 - 2.14 Sprachkritik als Reformpädagogik – Eine Kritik der b e l e h r e n d e n Sprachlichkeit

- 3 Der Diskurs der Bilder: Eine diskursive Sprachwelt?
 - 3.1. Lebenswelt als sprachlicher Diskurs
 - 3.2. Kritik der Sprachzerstörung – Alfred LORENZER
 - 3.3. Sprachkritik als Reflexionswissenschaft
 - 3.4. Von der Kritik der Sprache zur erkenntnistheoretischen „Sprachkritik“
 - 3.5. Sprachwissenschaft – ein unvollendetes Projekt
 - 3.6. Sprache und Sprachkritik als Versuch des Unmöglichen

- 4 Was MAUTHNER nicht wissen konnte

Die Welt zunächst ist ohne Sprache. Spät erst wird die Sprache zum Haus des Seins. Sprache entsteht durch Versprachlichung des Nichtsprachlichen. Die Weite der Sprache folgt der Weite der Welt. Und die Enge der Sprache erscheint als ihr Horizont. Gibt es eine Sprachlichkeit dahinter?

Die Sprache verleiht dem Menschen nicht nur ein Gefühl der Macht über die Dinge, sondern eröffnet ihm auch die Möglichkeit der Reflexion des Sprachlichen. Sprache ist – ebenso wie die Arbeit – ein „aufgeschlagenes Buch menschlicher Wesenskräfte“ (MARX). Die etymologische Rekonstruktion der Geschichte eines *Wortes* wird zur Rekonstruktion der Entfaltung einer *Idee*. Der Mensch erlernt den aufrechten Gang, er erlernt eine aufrechte Sprache, er erwirbt ein aufrechtes Gewissen. So, wie er durch eine Sprache gebeugt werden kann, so vermag Sprache ihn aufzurichten. Die Sprache bringt so ihren eigenen *Sprache-Kritiker* hervor – denn jene ungeahnten Möglichkeiten, die eine Sprache der Vielfalt an Willkür eröffnet, bergen Gefahren einer Deformierung der Sprache in sich. Das Gewohnheitsrecht der Alltagssprache macht gleichgültig. „Man spricht von Sprache blind drauf los“, warnt Jacques LACAN (2013, S. 24). Tägliches Sprechen oft macht blind gegenüber der Sprache. Viele hören nicht, was der andere sagt – mancher höret nicht, was er selbst sagt. Sprache wird gehört, aber nicht erhört. Liegt dies an der Sprache? Oder am Sprechen? Wo also solle eine Kritik ansetzen? – Bei den Hütern der Sprache! Sprachkritik richtet sich an die Instanzen der Sprache – die Institutionen der Sprachlichkeit. Was aber, „...wenn die Führer der Blinden selbst blind sind?“, so Jan Amos COMENIUS (1592-1670) in der „Panergesia“, dem allgemeinen „Weckruf“ (Comenius 1970, S. 83). – Das Original des Textes vermag das Gewicht des bitteren Gedankens zu erhöhen – wörtlich schreibt COMENIUS: „Atque sic dum caeci caecorum duces sunt, quid fiet?“ (Comenius 1966, I, S. 55) **L o g i s c h** gibt es scheinbar keine Lösung – wer nichts sieht in einer Welt der Nichtsehenden, kann nicht sehend machen. **P r a k t i s c h** jedoch ist das menschliche Denken fähig, in einem unendlich langen Ringen sich von Blindheit und manchem Irrtum zu befreien. Und der Verstand findet den Weg aus der Dunkelheit, indem er seine Sprache findet. Historische Sprachkritik – dies zeigen die historiographischen Betrachtungen von MAUTHNER – ist eine Geschichte des Irrtums, nicht nur der Sprache, sondern des Irrtums in Denken und Erkennen. Denkkritik wird zu einer Selbstprüfung der Sprache. Wenn Sprachkritik aus dem Geist der Aufklärung erwächst, dann gilt: Habe den Mut, Dich Deiner eigenen Sprache zu bedienen – denn ein *eigener und aufgeklärter Verstand* auch verlangt nach eigener, neuer¹ *Sprachlichkeit*.

Unter den zahlreichen Versuchen² einer „Philosophie der Sprache“ ragt ein Konvolut an Schriften bleibend heraus: die Werke des weitgehend unbekanntem jüdischen Gelehrten Fritz MAUTHNER (1849-1923). Relativ bescheiden nennt er das Ganze eine **S p r a c h k r i t i k**. Wohl erst später musste er erkennen, dass seine Sprachkritik eine auch Denk- und Erkenntniskritik geworden ist, eine Kritik von Bildern der Welt, die sich in Sprache darstellen. Offen bleibt, ob jene Bilder der Welt eine je originäre Sprache hervorbringen? Oder ob aus einer gewissen Sprache ein gewisses Bild der Welt entstehe? Nicht wenig drückt sich ein Bild der Welt in einer originären Sprachlichkeit aus. Diesen funktionalen

¹ Neben KANT war es im selben Jahr vor allem Moses MENDELSSOHN, der 1784 in seinem Aufsatz „Über die Frage: Was heißt aufklären?“ auf den Zusammenhang von Aufklärung, Bildung u n d *Sprache* aufmerksam gemacht hat. Die Aufklärung einer Nation geht mit Bildung einher – „so, wie ihre Sprache eine gebildete Sprache ist. – Überhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Kultur sowohl als der Aufklärung, der Ausdehnung sowohl als der Stärke nach.“ (Mendelssohn 1990, S. 5) Daraus ergibt sich eine enge Beziehung zwischen Sprachgeschichte und Bildungsgeschichte. Sprachgeschichtliche Quellen gelten als Indikatoren einer Geschichte der Bildung: Wo Sprache ist, da ist auch Bildung.

² Dass KANT mit seinen Kritikschriften nicht wenig zu einer Philosophie des Denkens beigetragen hat, ist kaum zu leugnen – nicht einmal unter den „Gebildeten seiner Verächter“ (Schleiermacher). Vergleicht man allerdings den kantischen Ertrag zu einer Theorie der Vernunft und einer Theorie der Sprache, so fällt der Befund ernüchternd aus. In der monumentalen „Kritik der reinen Vernunft“ gibt es m.W. nur eine einzige Stelle, wo von der Sprache als solcher die Rede ist (KrV, Elementarlehre, II. Teil, 2. Abt., 1. Buch: Des ersten Buchs der transzendentalen Dialektik, vgl. Kant 1979, S. 395). KANT macht an dieser Stelle auf das Missverhältnis zwischen Gedanke und Wort aufmerksam – die Unmöglichkeit, einen originären Gedanken in einem geeigneten originellen Wort ausdrücken zu können.

Zusammenhang von Sprache und Weltbild behauptet zu haben, ist eine erkenntnistheoretische Leistung MAUTHNERS, ihn philosophiegeschichtlich im „Atheismus“ nachgewiesen zu haben, ein historiographisches Werk. Fraglich bleibt allerdings, ob es lediglich jene drei Bilder der Welt sind, die die Geschichte hervorbringt. Die Bilder der Welt wirken überzeugend, ihre sprachliche Form nicht immer überschneidungsfrei. Dies auch liegt an dem Charakter einer Art Chamäleons, den Worte und Wortarten besitzen. So sind die Übergänge zwischen dem Dingwort, dem Eigenschafts- und Tätigkeitswort fließend – fließend, wie die Übergänge der Bilder der Welt. MAUTHNERS Vision einer Theorie von drei Bildern der Welt wirft Fragen auf, die die sprachwissenschaftliche Dimension überschreiten. Konstruiert ein Weltbild die ihm adäquate Sprache – oder konstruieren Sprachen mögliche Bilder der Welt. Was ist das Konstrukt, wer der Konstrukteur? – allesamt Erkundungen im Halbdunkel. „Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen.“ (Wittgenstein PhU, § 129): „Man kann es nicht bemerken – weil man es immer vor Augen hat.“ (...)

*Stand eines Tages ein Mann vor jenen Steinen auf der Insel.
 Staunend dachte er: Stone henge ... Langsam ging er weiter.
 Wie unsere Sprache – wo kommt sie her? Wer hat sie gemacht?
 Was trägt sie, woran hängt sie? Worauf ruht sie?
 Ist sie das Oben oder das Darunter (...)*

1. Sprachkritik – Paradigma und Methode

1.1 Versuch einer Sensibilisierung für den Anspruch einer philosophischen Sprachkritik

Kritik von Sprache ist ein Kontinuum philosophischen und wissenschaftlichen Denkens – seit jeher. Wo immer auch Philosophie und Einzelwissenschaft³ sowie Kunst und Arbeit sich in Beziehung zur Welt setzen, nehmen sie eine je kritische Position zu Sprache und Denken ein – der Versuch, die „Sprache als Sprache zur Sprache zu bringen“, wie es HEIDEGGER formuliert hat (vgl. Jaraus 2004, S. 217). Sprache und ihre Kritik also scheinen ein originärer und ewiger Gegenstand von Philosophie in Geschichte und Gegenwart zu sein – die diesbezüglichen Fragen erweisen sich als endlos, mögliche Antworten als begrenzt. So kontinuierlich von allen Philosophen und anderen Professionen Sprache problematisiert wird, so verschieden sind die diesbezüglichen methodischen Ansätze: a) auffallend oft eine lediglich rhetorisch argumentierende Kritik, b) häufig eine Offenlegung ideologischer Funktionen von Sprache im Sinne von Machterhalt als notwendige und lehrreiche philosophische, sprachästhetische und sozialwissenschaftliche Analysen. c) Seltener, wohl auch schwieriger, jene ewigen und wiederkehrenden anthropologischen Betrachtungen zu Ursprung von Sprache und Denken sowie d) zur Untersuchung der Logik der Sprache vom Standpunkt der analytischen Philosophie(n). Dass zahlreiche sprachkritische Untersuchungen zudem auch Ausdruck einer gewissen *b e r u f s e t h i s c h e n* Bewusstheit von Philologen und Philosophen sind, kann hier nur angedeutet werden (vgl. Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, LV).

Die philosophische Frage nach einer Existenzweise des Allgemeinen der Sprache wird dabei m.W. in der Gegenwart kaum noch problematisiert. So bleibt der Universalienstreit⁴ unausgefochten – scheiden sich

³ Eine Grenze zwischen einer philosophisch intendierten und einer spezifisch einzelwissenschaftlichen Kritik von Sprache lässt sich schwer ziehen. Ein Versuch einer solchen Abgrenzung wäre, dass sich Philosophie mit Sprache, die Einzelwissenschaft zumeist mit *Sprache(n)* beschäftigen. Indem auch die *Fachwissenschaften* ihre eigenen und tangierenden *Fachsprachen* zum Gegenstand der Kritik machen, arbeiten diese im Vorfeld philosophischer Reflexion. Wer sich mit *Fachsprache(n)* beschäftigt, beschäftigt sich also ebenfalls mit *Sprache* an sich. Und schließlich: Wer mehrere *S p r a c h e n* kennt und beherrscht, weiß mehr über *S p r a c h e* selbst. Auch deshalb kommt dem Nachdenken über Sprache eine formalbildende Kraft zu.

⁴ Der mittelalterliche Universalienstreit kann m.E. als ein erkenntnis- und sprachkritischer Streit gedeutet werden. Jede Seite geht von einer bestimmten Auffassung von Sprache aus: Ob reale Gattungen adäquat durch Sprache ausgedrückt werden – oder ob

in der Gegenwart⁵ wie im Mittelalter die Sprachphilosophen in Nominalisten und Realisten, allerdings ohne dass zumeist sie sich dessen bewusst sind. Auch der Konstruktivismus löst das Universalienproblem kaum und zerfällt lediglich in nominalistische und realistische Konstruktivisten. Dass sich aus jenem Streit so oder so erhebliche Konsequenzen ergeben würden, wie Bildung und Lernen zu gestalten sind, liegt auf der Hand. Das Kind lernt, dass es eine zwischen den Dingen und ihren sprachlichen Entsprechungen bestehende Gleichheit gebe – der Schüler ahnt, dass es sich wohl eher um eine Äquivalenzrelation bloßer Ähnlichkeiten handelt – der Studierende schließlich kommt nach mühseliger Reflexion dahinter, dass man es offensichtlich mit unlösbaren Problemen zu tun habe, welche Beziehung die Sprache zur Welt, welche Stellung das Wort zu den Dingen hat. Eine sprachkritische Sensibilisierung beginnt mit jenen Fragen, die man sich irgendwann gemeinhin nicht mehr stellt: Woher nehme ich die Überzeugung, dass Sprache in einer logischen⁶ Beziehung zur Welt steht? – Worin besteht die Äquivalenzrelation zwischen⁷ Sprache und Welt? Verschiedene Annäherungen sind denkbar. Man vertraut auf den sogenannten „gesunden Menschenverstand“ – was auch immer dies sei. Der Pragmatismus meint, dass es gar nicht darauf ankomme zu wissen, was Sprache ist, sondern es genügt, dass allein ihr Gebrauch⁸ uns Aufschluss darüber zu geben vermag, ob die von uns benutzte Sprache praktische Bedeutung habe. Man könnte sagen: Schau nicht auf die Worte, schau auf ihren Gebrauch, wie Ludwig WITTGENSTEIN raten würde. Die Theorie einer Sprachkritik würde sich demnach auf die Empirie einer Gebrauchskritik reduzieren. So nützlich einerseits pragmatische Sichtweisen im Alltag sein mögen, so sehr verdecken sie andererseits die hinter den Praktiken liegenden ungelösten Fragen⁹ – gerade so, als

jene Gattungen lediglich in Form der Sprache existieren, ob den Prädikattermini eine „rein sprachliche, rein gedankliche oder/und objektiv-reale Repräsentanz zukommt“ (Wöhler 1992, S. VIII). Jede Seite verhält sich zur anderen sprachkritisch, bis die Philosophie(n) schließlich erkennen müssen, dass die Frage logisch nicht entscheidbar ist. Der historische Ertrag ist dennoch nicht gering: Der Nominalismus schärft m.E. in der Kritik am Realismus seine sprachwissenschaftlichen Argumente – er ist eine frühe Form einer Philosophie der Sprache und gilt als eine der Wurzeln der konstruktiven Wissenschaftstheorie.

⁵ Die Kultur der Gegenwart ist dergestalt, dass sich Menschen zwischen realistischen und nominalistischen Extremen intuitiv für den Realismus entscheiden – teils, weil sie sich unter konsequentem Nominalismus schwer etwas vorstellen können – teils, weil es in der Gegenwart als zeitgemäß erscheint, Realist zu sein, vermeintlich realistisch zu urteilen usw. Radikaler Realismus erscheint als Lebenstüchtigkeit, dagegen ein radikaler Nominalismus eher als weltfremd, unrealistisch, als künstlich konstruiert. Fragt man Studierende – auf der Grundlage eines vorhandenen gewissen elementaren Verständnisses des Universalienstreits – nach ihrer eigenen Position, so entscheiden sich die meisten Generation für Generation für den Realismus [...]

⁶ Es ist eine nicht bewiesene Behauptung, wenn Rudolf CARNAP (1891-1970) meint, es gebe einen „logischen Aufbau der Welt“ (vgl. Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg 1961, 2. Auflage). Gleichwohl ist die These ebensowenig widerlegt (...)

⁷ Die Beziehung zwischen Sprache und Welt ist keine eindimensionale. Erst macht der Mensch Worte zu den Vorstellungen der Welt – dann oft bestimmen die Worte selbst die Vorstellungen als das Vorstellbare. „Die Strukturen der Sprache prägen der Ordnung der Dinge ihre Form auf.“ (Foucault 2013, S. 29) Wo für verschiedene Dinge nach und nach nur noch ein einziges Wort gebraucht wird, scheint die Sprache die Dinge bis zur Unkenntlichkeit zu verändern. Die Sprache schleift die Dinge ab (...)

⁸ SAVIGNY nennt jenes Konzept die „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ (Savigny 1983, S. 330 ff. und 368). SAVIGNY allerdings ist in seiner Kritik schwankend. Es scheint nicht widerspruchsfrei festzustehen, dass „Bedeutung und Gebrauch dasselbe seien“ (ebd. S. 331). Dieser Hinweis ist nicht unberechtigt. Zugleich betont er, dass er sich selbst zu den Anhängern der „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ zähle. M.E. könnte eine Verifizierung jener Theorie darin bestehen, dass man sie an einem Extrembeispiel zu widerlegen versucht. Es müsste ein Fall gefunden werden, wo eine Bedeutung genau nicht über den Gebrauch erschlossen werden kann. Findet man einen solchen Fall, wäre die Gebrauchstheorie widerlegt, zumindest ihre scheinbare Universalität eingeschränkt. Gibt es einen solchen Fall nicht, dann gilt die Theorie bis auf Widerruf als verifiziert. So gibt es ein Phänomen, welches auf die Möglichkeit einer solchen Falsifikation hindeutet: das Tabu. Das was nicht gebraucht wird, weil es nicht ausgesprochen werden darf, kann durch fehlenden Gebrauch gar nicht in seiner Bedeutung erschlossen werden. Woher also kennen die Menschen die Bedeutung des tabuisierten Wortes (...)

⁹ Eine der ungelösten Fragen ist diejenige nach der Existenzweise der Bedeutung eines Wortes. Ist die Bedeutung dem Wort eigen oder ist sie eine Zuschreibung, die das Wort von außen im Gebrauch erhält. Wenn Ludwig WITTGENSTEIN (1889-1951) in den „Philosophischen Untersuchungen“ (§ 43) behauptet: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (Hervorhebung D.G.), dann besteht hier das Problem in der Verwendung des Wortes „ist“. Korrekter sollte man m.E. sagen: Die Bedeutung eines Wortes wird diesem im jeweiligen Gebrauch jeweils zugewiesen. – Und wenn das so ist, dann wäre der Gebrauch ein Schlüssel für diese dem Wort zugeschriebene Bedeutung. Die Bedeutung eines Wortes ist demnach keine *interne Eigenschaft* des Wortes selbst, sondern eine externe Zuschreibung, m.E. ein *externes Merkmal* des Wortes. Auf diese „Externalität der Bedeutung“ hat bereits Charles Sanders PEIRCE (1839-1914) hingewiesen (vgl. Peirce 1990, Bd. 2, S. 25f.).

habe man sich dauerhaft damit abgefunden, dass es keinen Sinn mache, Lernenden die Weltfremdheit sprachphilosophischer Reflexionen zu erklären, da es ohnehin kaum Alternativen gibt. Eine *Bildung ad hoc* vermittelt dem Lernenden somit ein Gefühl, dass es nicht nötig sei, über Sprache nachzudenken, sondern es genüge, sie angemessen zu gebrauchen, um Verständigung zu erzeugen. Der Umkehrschluss sodann bestätigt in alltäglicher Weise die Richtigkeit eines solchen Pragmatismus: Dort, wo Verständigung gelingt, gelingt sie nicht, weil man alle sprachphilosophischen Fragen *theoretisch* gelöst hat, sondern weil man überzeugt ist, dass man diese offensichtlich *praktisch* gelöst habe. Es ist der Kontext, der Verständigung erzeugt – nicht die Wörter allein. Oft ist es die ungeschriebene und gewohnte Konvention, dass man Dieses oder Jenes genau auf diese oder jene Weise verstehe. Das Objekt des Verstehens verschwimmt. *Was eigentlich* müsse verstanden werden: a) die Dinge in ihrem Zusammenhang; b) die Worte und Aussagen, mit denen ersteres rekonstruiert wird oder c) der Kontext, in den sowohl (a) als auch (b) eingebettet sind. Sprachkritik ist Verstandeskritik – der Verstand sollte es sich nicht zu leicht machen. Es entspringt dem Geist der Aufklärung, dass der sogenannte *gesunde* Menschenverstand einer philosophischen Kritik und logischen Prüfung unterworfen werden muss. Wann also könne der Mensch wahrhaft behaupten, er habe *etwas* verstanden bzw. er habe etwas *verstanden*: a) wenn er ein Wort oder eine Aussage adäquat einem Ding oder Zusammenhang zuordnen kann? b) wenn er eine fremde Aussage mit eigenen¹⁰ Worten wiederzugeben vermag; c) wenn er jenen Kontext überschaut, aus dem allein der Sinn einer Aussage erklärt werden kann. Der Gelehrte¹¹ Fritz MAUTHNER (1849-1923) ist

¹⁰ Der Gedanke stammt von Adolf DIESTERWEG. Ein Schüler habe einen Schulstoff verstanden, wenn er Aussagen des Lehrers oder Lehrbuchs frei und mit *eigenen Worten* wiedergeben kann. – Was geschieht dabei? Es ist nicht nur ein bloßer Austausch der Worte! Indem der Schüler andere Worte als die des Lehrers verwendet, muss er inhaltlich seine Aussagen nach einer neuen Logik konstruieren. Die richtige grammatische Form der Schüleraussage z.B. ist ein Indiz für die korrekte Logik des Schlussfolgerns und so ein Prüfstein für den Grad des Verstehens. Dies aber verlangt vom Lehrer, dass er sich auf Wort und Grammatik der Aussage des Schülers einlassen muss. Nicht nur der Schüler unterliegt mithin einer Verstehensleistung, sondern auch der Lehrer übt sich im Verstehen von Gedanken. Um sich dieser mühevollen Aufgabe zu entziehen, begnügen sich Lehrer nicht selten mit Auswendiggelerntem – auch deshalb, weil sie darin ihre eigenen Gedankengänge oft fast nahezu wörtlich wiedererkennen. Möglicherweise *fühlen* sie sich dadurch verstanden und honorieren dies entsprechend. Die Situation ändert sich sofort, sobald ein zweiter Prüfer oder Gutachter hinzukommt, der ggf. eine andere Erwartungshaltung hat. Einen nicht unwichtigen didaktischen Gedanken hat Hans-Georg GADAMER in „Wahrheit und Methode“ formuliert – auch, was die Durchführung von Prüfungen betrifft: „Wer verstehen will, muss also fragend hinter das Gesagte zurückgehen. Er muss es als Antwort von einer Frage her verstehen, auf die es eine Antwort ist.“ (Gadamer 1975, S. 352) Die Rekonstruktion einer derartigen vorausgehenden Frage ist gleichsam Teil einer Rekonstruktion des Zustandekommens einer Behauptung (ebd. S. 355). Einen Text hat man dann verstanden, wenn man erkannt hat, auf welche Frage der Text eine Antwort gibt. So, wie der Text zu einer Frage passen muss, so muss die Frage zum Text passen. Wie herum man es auch dreht – das Resultat muss schlüssig sein. So kann z.B. ein juristisches Gesetz nur verstanden werden, wenn man jene Vorgeschichte kennt, die dem Gesetz vorausgeht. „Verstehen ist seinem Wesen nach ein wirkungsgeschichtlicher Vorgang.“ (Gadamer 1975, XX und 285). Verstehen misst sich m.E. am Ganzheitlichen. Ein einziges unverstandenes Teil widerlegt ein vermeintliches Verstanden haben. LICHTENBERG hat bekanntlich einmal provoziert: Wer nur Chemie versteht, versteht nicht einmal diese recht. Ergänzend sei allerdings darauf hingewiesen, dass es verschiedenste Vorstellungen des Begriffs „Verstehen“ gibt – vermutlich selbst hier innerhalb dieser Fußnote! Verstehen kann so für einen Schüler wie für einen Lehrer etwas ganz Verschiedenes sein. Eine Examination indes beruht auf einem doppelten Verstehen – jener müsse die Frage verstehen, dieser die Antwort. Es wäre eine aufschlussreiche Untersuchung, daraufhin einmal den Verlauf mündlicher Prüfungen zu analysieren (...) Im Forschungsprozess schließlich ergeben verstehende Fragen und verstandene Antworten jene verschlungene „rote Linie“, die schließlich zu einer Lösung führt. Indes: Wer richtig fragt, kommt schneller zum Ziel. Eine richtige Antwort hat ihre Quelle in einer richtig gestellten Frage. Die Vernetzung von Fragen und Antworten liefert mithin eine spezifische Denkweise – eine verbale Welt der Gedanken.

¹¹ Vom Stammbaum MAUTHNER finden sich Verzweigungen in Böhmen und Österreich. Emanuel MAUTHNER (1810-1874), Vater von Fritz MAUTHNER (1849-1923), war Besitzer einer Weberei in Horitz in Böhmen, wo auch die vier Söhne geboren wurden: der älteste Ernst MAUTHNER (geb. 1844), Gustav MAUTHNER (geb. 1848), Fritz MAUTHNER (geb. 1849) und Alfred MAUTHNER (geb. 1851) (vgl. Landauer 1994, S. 386; NDB erwähnt allerdings als Söhne lediglich Ernst und Fritz, vgl. NDB 16, S. 450). Die Familie siedelt 1855 nach Prag über, wo Fritz MAUTHNER eine jüdische Privatschule, dann ein Piaristengymnasium und schließlich ein deutsches Gymnasium besucht und 1869 das Abitur ablegt. Es schließt sich bis 1873 ein Jurastudium (ohne Abschluss) an, er hört in Prag jedoch bereits Vorlesungen in Philosophie, Archäologie, Musikwissenschaft, Medizin und Theologie (ebd. S. 451). GUSTAFSSON vermutet, dass bereits die Erfahrungen am Gymnasium dazu beigetragen haben, das sprachkritische Bewusstsein von MAUTHNER zu sensibilisieren – sogar „mit einer solchen Intensität, dass es schwerfällt, das Wort *Neurose* nicht zu verwenden“ (Gustafsson 1982, S. 145). – An der Universität in Prag wird MAUTHNER vor allem von Ernst MACH beeinflusst, eine nachhaltige wissenschaftliche Wirkung, die die Wahl der späteren Themen und Methoden bestimmen wird. – Nach dem Tod des Vaters bricht er 1874 das Studium ab und widmet sich einer Tätigkeit als Theaterkritiker und Schriftsteller. 1876 geht Fritz MAUTHNER nach Berlin und wird Mitarbeiter des „Berliner Tageblattes“ (NDB 16, S. 451).

Philosoph, Etymologe, Psychologe – ein Unikat. MAUTHNER ist jüdischer¹² Herkunft, von ihm stammt ein monumentales – bis heute leider wenig bekanntes – Werk über die Etymologie und Philosophie der Sprache. Er selbst nennt sein Lebenswerk¹³ *S p r a c h k r i t i k*. So entsteht die Passion des Sprachkritikers¹⁴. Das Gesamtwerk versteht sich als Kritik falscher philosophischer Vorstellungen von

Nach schöngeistigen Aufsätzen und Romanen widmet er sich später ausschließlich philosophischen Problemen und beginnt mit umfassenden Studien zum Wesen der Sprache, in deren Ergebnis 1901 drei Bände als „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ erscheinen. MAUTHNER, ursprünglich jüdischer Herkunft, konvertiert später zur katholischen Kirche. Das vierbändige Werk „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ kann als eine religionsphilosophische und konfessionsübergreifende Analyse beurteilt werden. Zu Freunden und Kollegen von MAUTHNER gehören Gustav LANDAUER (1870-1919) und Erich MÜHSAM (1878-1934) sowie der junge Martin BUBER (1878-1965), der später den Nachlass von LANDAUER verwaltet. Möglicherweise gehört auch Adolf Ignaz MAUTHNER von Markdorf (1801-1872) zum weitverzweigten Stammbaum der Familie, denn jener heiratet 1831 in Horitz, dem Geburtsort von Fritz MAUTHNER (NDB 16, S. 453). Adolf Ignaz MAUTHNER von Markdorf entstammt einer böhmischen Brauerfamilie mit 200jähriger Tradition und pachtet 1840 eine Brauerei in St. Marx bei Wien (ebd.). Als Philosoph ist nur Fritz MAUTHNER nachgewiesen, andere Vor- und Nachfahren des Familienstammbaums sind zumeist Mediziner oder Industrielle und Gewerbetreibende. Erwähnenswert sind ferner die Frauenrechtlerin Auguste von LITOW (1833-1918), eine geborene MAUTHNER (NDB 14, S. 712) sowie der Schriftsteller Joseph MAUTHNER (1830-1890) (ADB 52, S. 771-773) und schließlich die Mediziner Ludwig Wilhelm MAUTHNER von Mauthstein (1806-1858) (NDB 9, S. 286 und ADB 20, S. 713) sowie Ludwig MAUTHNER (1840-1894) (ADB 52, S. 256). POGGENDORFFS „Biographisch-literarisches Handwörterbuch der exakten Naturwissenschaften“ verweist ferner auf den Wiener Chemiker Julius MAUTHNER (1852-1917) sowie den Budapester Chemiker Ferdinand MAUTHNER (geb. 1879). Eine vollständige Genealogie liegt mithin m.W. nicht vor.

¹² Man hat ermittelt, dass die drei Brüder Fritz MAUTHNER „zeitlebens finanziell unterstützt“ haben (vgl. Landauer – Mauthner – Briefwechsel, 1994, S. 386). Als Brüder werden erwähnt Alfred Mauthner (1851-1919), Ernst Mauthner (1844-1923) und vor allem Gustav Ritter von Mauthner (1848-1902), letzterer als Direktor der Österreichischen Kreditanstalt (ebd.). Aus der Ehe mit Jenny Mauthner (geb. Ehrenberg (1855-1896); vgl. Landauer – Mauthner – Briefwechsel 1994, XXIX sowie S. 502, 557) geht die Tochter Grete hervor (verh. Wartenberg, ebd. S. 4 und 370). MAUTHNERS zweite Frau ist Harriet Straub = Hedwig Mauthner (vgl. Foto in: Landauer – Mauthner – Briefwechsel 1994, XVI ff. und XXIX).

¹³ Obwohl das Werk in breitgefächelter Form vorliegt, wird MAUTHNER selbst in renommierten Quellen selten erwähnt. Von dem Freund Gustav LANDAUER erscheinen zwar in rascher Folge „Mauthners Sprachkritik“ (1901), „Mauthners Sprachwissenschaft“ und „Mauthners Werk“ (1905), aber die damalige akademische Philosophie nimmt das Konzept so gut wie nicht zur Kenntnis, obwohl sich im „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“ (2 Bde., 1904) von Rudolf EISLER (1873-1926) zahlreiche und deutliche Hinweise auf MAUTHNER und auf dessen Sprachkritik finden. Erwähnungen dann auch 1911 bei Hans VAHINGER (vgl. 1922, S. 803) sowie 1934 bei Heinrich SCHMIDT (vgl. 1961, S. 368) und 1935 bei Arnold WADLER (vgl. 1988, S. 43). Johannes HIRSCHBERGER erwähnt MAUTHNER zwei Mal, allerdings nicht als Sprachkritiker sondern wegen seiner Arbeiten zu Agrippa (Hirschberger 2004, Teil 2, S. 30) sowie zu Spinoza (ebd. S. 265). Besonders auffallend ist 1974 der überraschende Hinweis auf die Bücher von MAUTHNER in den Lebenserinnerungen von Karl POPPER (vgl. Popper 1984, S. 7 und 288) [siehe dazu auch die nachfolgende Fußnote in dem vorliegenden Aufsatz]. Daraus resultiert offensichtlich auch die Erwähnung und Zitierung von MAUTHNER durch den Popper-Schüler Alan MUSGRAVE (geb. 1940) (vgl. Musgrave 2010, S. 22 und 315). Interessante würdigende Wertungen von MAUTHNER trifft zudem Tilmann BORSCHE (Hrsg. 1996, S. 12, 231, 304 und 494f.), analytisch-vergleichend argumentiert vor allem GUSTAFSSON (1982, S. 140-198). Eine bemerkenswerte Edition von Hans Dieter ZIMMERMANN unter dem Titel „Geheimnisse der Schöpfung“ (1999) liegt mit der Auswahl von Texten von MAUTHNER, LANDAUER, BUBER, WITTGENSTEIN, KAFKA, MUSIL, HEIDEGGER, HEISENBERG u.a. vor, wobei der Herausgeber besonders MAUTHNER ein umfangreiches Vorwort widmet (vgl. Zimmermann 1999, S. 19-20). Schließlich sei auf das geistvolle Buch von Ludger LÜTGEHAUS (geb. 1943) verwiesen. Das Thema des Buches: „Nichts. Abschied vom Sein – Ende der Angst“, in dem überraschend Fritz MAUTHNER ein längerer Text gewidmet wird (Lütgehaus 2003, S. 382-390). Er nennt MAUTHNER einen „Erben Schopenhauers“ (ebd. 383), einen „Parodisten und Satiriker“ (ebd. 385) und bezeichnet ihn als den „Buddha vom Bodensee“ (ebd. 382 und 384) – etwas, was MAUTHNER sicher nicht sein wollte (...).

¹⁴ In seinen Lebenserinnerungen „Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung“ verweist POPPER 1974 auf den „Einfluss des Elternhauses“ auf seine philosophische Entwicklung (Popper 1984, S. 7). So sei er bereits früh mit den Büchern seines Vaters bekannt geworden, nahezu die gesamte klassische Philosophie von PLATON bis Ernst MACH findet sich darunter. POPPER erwähnt zudem, dass es vermutlich einen gewissen Einfluss von „Fritz Mauthners *Kritik der Sprache*“ auf WITTGENSTEIN gegeben habe (ebd.). Angeführt wird ferner das Urteil von Otto WEININGER von 1903: „Von Baco bis Fritz Mauthner sind alle *Flachköpfe Sprachkritiker* gewesen.“ (vgl. Popper 1984, S. 288). Die Entgleisung wird von POPPER nicht näher kommentiert. Dies deutet den Zeitgeist in der damaligen Philosophie an: 1) Die Schriften von MAUTHNER waren im Hause POPPER offensichtlich nicht unbekannt. 2) Gegenstand und Methode der sogenannten Sprachkritik werden nicht selten missverstanden; 3) Die Bezeichnung *Sprachkritiker* wirkt als bleibendes Stigma, was sicher dazu beigetragen hat, dass sich MAUTHNER unverstanden gefühlt haben muss. Bezeichnend ist, dass MAUTHNER wie auch POPPER offensichtlich auf unterschiedlichen Wegen nach Modellen der Welt gesucht haben. Der erstere nennt das Konzept „Drei Bilder der Welt“ (1925 postum) – POPPER nennt es 1979 „Three Worlds“, zugleich das Thema seiner damaligen Vorlesung an der Universität Michigan (vgl. Popper 1984, S. 346). Man könnte feststellen: Jeweils drei Welten, jeweils drei Vorstellungen solcher Welten – jedoch weder eine Analogie noch eine Ähnlichkeit. Ob POPPER vielleicht *unbewusst* dennoch von MAUTHNERS Buch angeregt worden ist, lässt sich selbstverständlich nicht bestätigen. MAUTHNERS Belege stammen aus den philosophiegeschichtlichen Betrachtungen zum Atheismus – POPPERs Konzept kommt von den Naturwissenschaften her. POPPERs Modell orientiert sich an den Gegenständen

Sprachlichkeit und als Kritik eines unphilosophischen Umgangs mit der Sprache. Erst nach und nach erschließt sich aus den Texten, was MAUTHNER mit dem erkenntnisleitenden Prinzip „Sprachkritik“ meint. Womit also haben wir es bei der „Sprachkritik“ und den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ von MAUTHNER zu tun, *worin* genau besteht jene Kritik? Ebenso wie 1781 in der „Kritik der reinen Vernunft“ von KANT hat es auch eine Philosophie der Sprache sinngemäß nicht mit den *Objekten der Sprache*, sondern „*bloß mit sich selbst*“ zu tun (Kant 1979, S. 79). Es spricht für die häufig didaktische Sensibilität von KANT, wenn dieser betont: „Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien in einer Hand – und mit dem Experiment in der anderen an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die *F r a g e n* zu antworten, die er ihnen vorlegt.“ (ebd. S. 20f.) So auch ist die Sprache ebenso Gegenstand des Verstandes wie der Vernunft, Objekt von Theorie und Geschichte, Kunst und Wissenschaft. Wird dieser Gegenstand einer Analyse unterworfen, kann daraus eine – stets philosophisch akzentuierte – methodisierte Sprachkritik entstehen.

Der sprachkritische Dialog mit der Sprache wird zu einem verschlungenen Dialog mit sich selbst. Sprache und Mensch werden auf diese Weise zum Ankläger und Angeklagten, zum Zeugen und Richter. Pointiert: *Vor solchem Gericht verliert Sprache ihre Unschuld*. Der erste Schritt eines Verstehens von Sprachlichkeit ist getan, wenn der Mensch eine sinnvolle *F r a g e* bezüglich des Wesens der Sprache zu stellen vermag. Dieser von KANT beschriebene Weg ist auch der Weg der Sprachkritik. Der Sprachkritiker – in Gestalt eines strengen Richters – befragt die Sprache, was sie von einem Ding eigentlich meint, wenn sie etwas Bestimmtes über jenes Ding äußert (...) Man könnte m.E. sagen:

⇒ *Bei MAUTHNER steht die Sprache im Zeugenstand, wenn Gericht über das Denken gehalten wird.*

Der Sprachkritiker schließlich fragt ferner, wodurch eigentlich sich die grammatischen Regeln begründen, nach denen ein Mensch aus Wörtern eine Aussage konstruiert? Nur, wenn jene grammatische Logik gilt – nur wenn ihre *Konstruktionsprinzipien* bekannt sind – kann die Bedeutung¹⁵ einer Aussage *rekonstruiert* werden. Zugleich wäre diese Rekonstruktion ein Schlüssel für das Verstehen des Konstrukts. Die Sprachkritik von MAUTHNER weist somit nicht nur die Richtung einer kritischen Reflexion, sondern beschreibt auch deren *M e t h o d e*. Sprache etymologisch zu analysieren und philosophisch zu kritisieren, heißt mithin, ihre Metamorphosen zu verstehen, die sie im Gebrauch der Generationen erfährt. Etymologisch gesprochen: Wenn man den Stammbaum der Sprache rekonstruiert, gelangt man vom Stamm zu den Zweigen und schließlich zu den Früchten. Wo jedoch solle Sprachkritik geschichtlich beginnen: vom Stamm chronologisch aufsteigend zu den Zweigen? – Zumeist ist es so, dass es zunächst die „Früchte“ selbst sein werden, die den Anfang der sprachkritischen Betrachtung bilden.

bzw. Objektbereichen der Wissenschaften und umfasst die physikalischen Objekte (Welt 1), die subjektiven Erfahrungen (Welt 2) und „die Welt der Sätze an sich“ (Welt 3) – nach FREGE jene „Dritte Welt“ (Popper 1984, S. 264; ferner Popper (1989, 1. Aufl.); vgl. Popper 2006, 14. Aufl., S. 16-18, 179-181). Auffallend bei beiden ist immerhin die Hervorhebung der *physikalischen Welt* – bei MAUTHNER eine adjektivische Welt der Ursachen und Wirkungen.

¹⁵ Wer z.B. die Funktion des Genitivs nicht kennt, kann nicht erkennen, dass dieser den Besitz oder Besitzer von Gütern anzeigt, ohne dass die Substantive „Besitz“ oder „Besitzer“ bzw. das Verb „besitzen“ direkt verwendet werden müssen. Die Sprache arbeitet mit einem Code, indem sie den Wortarten und ihrer Stellung im Satz feststehende grammatische Bedeutungen zuweist. Es gilt nicht nur: 1) „Einen Satz versteht man dann, wenn man seine Bestandteile versteht.“ (Böhler 1985, S. 116) Es gilt vor allem: 2) Einen Satz versteht man erst dann, wenn man die logischen Beziehungen seiner Teile versteht. Und schließlich: 3) Den Sinn eines Satz zu verstehen, heißt seine Bedeutung zu dekodieren und danach sinnvoll zu handeln. Ist Grammatik also eine Kunst des Verstehens? Im Extremfall kann man jedes Wort eines Satzes übersetzen können, ohne seinen Sinn verstanden zu haben. Umberto ECO hat auf Tücken sogar unter den mitteleuropäischen Sprachen aufmerksam gemacht, wo es die italienische und französische Grammatik nicht in allen Fällen garantieren würden, den Sinn eines Satzes eindeutig verstehen zu können (Eco 2002, S. 334).

1.2. Sprachkritik im außermoralischen Sinne – NIETZSCHE über Logik und Begriffslehre

Man kennt NIETZSCHE als glühenden Moralkritiker, man kennt ihn als wortgewaltigen Religionskritiker, man weiß um seine erziehungskritischen Betrachtungen zur Zukunft unserer Bildungsanstalten – man kennt ihn kaum als methodologisch bewussten Erkenntnistheoretiker. Dies führt möglicherweise sogar zu dem Trugschluss, NIETZSCHE habe gar keine explizite Erkenntnistheorie betreiben wollen. Eine detaillierte Betrachtung der Werkgeschichte liefert ein anderes Bild. Noch ehe sich NIETZSCHE den großen moralischen Themen im „Zarathustra“ und im „Anti¹⁶-Christ“ zugewandt hat, arbeitet er sich an erkenntnistheoretischen Problemen ab – schärft er die Waffen, die er später brauchen wird. Wie m.W. kein anderer Text ist hier die Schrift „*Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*“ (1873) von herausragender erkenntnistheoretischer Bedeutung. Lehrhaft werden darin folgende Fragen aufgezählt:

Die Gesetzgebung der Sprache und die Gesetze der Wahrheit (Nietzsche: Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne)

- a) „Wie steht es mit den Conventionen der Sprache?“ (KSA I, S. 878)
- b) „Sind sie vielleicht Erzeugnisse der Erkenntnis: des Wahrheitssinnes?“ (ebd.)
- c) „... decken sich die Bezeichnungen und die Dinge?“ (ebd.)
- d) „Ist die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten?“ (ebd.)
- e) „Was ist ein Wort?“ (ebd.)

Radikal das Resümee NIETZSCHES vorab: „Logisch geht es also jedenfalls nicht bei der Entstehung der Sprache zu, und das ganze Material worin und womit später der Mensch der Wahrheit, der Forscher, der Philosoph arbeitet und baut, stammt, wenn nicht aus Wolkenkuckuksheim¹⁷, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge.“ (KSA I, S. 879) Der kunstvolle Trick des Verstandes zur Erzeugung von Sprache ist *praktisch* ebenso trivial wie *erkenntnistheoretisch* folgenschwer¹⁸: „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen.“ (ebd. S. 880) Ganz ähnlich die Gedanken über *Gleichheit* in „Der Wille zur Macht“ (vgl. § 501). Die Sprache gleiche einer Amöbe, so NIETZSCHE: „Alles Denken, Urtheilen, Wahrnehmen als Vergleichen hat als Voraussetzung ein Gleich-setzen, noch früher eine Gleich-machen. Das Gleich-machen ist Dasselbe, was die Einverleibung der angeeigneten Materie in die Amöbe ist.“ (ebd.) Die Notwendigkeit der Logik entstehe daraus, den „fundamentalen Hang gleichzusetzen, gleichzusehen ... im Zaum“ zu halten (Wille zur Macht, §510).

Auch neige – so NIETZSCHE – ein wenig sensibles Gleich- oder Ähnlichmachen zu Fehlern im Urteil und Verstehen. Das scheinbar Gleiche muss als Ähnliches verstanden werden – und das Ähnliche selbst als

¹⁶ Der im „Antichrist“ von NIETZSCHE verfolgte Anspruch könne als Programm einer Sprach- und Erkenntniskritik gedeutet werden, als „fundamentale Sprachkritik“ an jeglicher „Sprachgläubigkeit“ (vgl. Sommer 2005, S. 36), oft auch als eine gewisse „Sprachskepsis“ (ebd. S. 321). Sprache und Sprachkritik würden sich demnach verhalten wie die Sprache von Christ und Antichrist. Ist die europäische Sprachkultur wesentlich durch die Geschichte des Christentums geprägt, bleibt die Frage, ob der Antichrist nicht dauerhaft derselben Sprache verhaftet sei. Auch der Antichrist kommt nicht aus der Sprache heraus (...) Immerhin wirft MAUTHNER die Frage auf, ob es nicht das Christentum gewesen sei, welches aus Überlieferungen von Wörtern das „geistige Band“ einer geeinten und vergeistigten Sprache geschaffen habe (vgl. Mauthner, Wörterbuch I, S. 121). Das bedeutet, dass dies nicht nur ein geistiges Band der Wörter sei, sondern m.E. Grund jenes „kranken“ Denkens, wie es NIETZSCHE häufig nennt.

¹⁷ Das Wort eines „sprachlichen Wolkenkuckucksheims“ verwendet interessanterweise später auch WITTGENSTEIN (vgl. Philosophische Bemerkungen, Studien Texte, Bd. 3, S. 331), offensichtlich ein Hinweis, sich in der Sprachkritik an die Tatsachen zu halten.

¹⁸ Das Zitat über den weitsichtigen Gedanken NIETZSCHES über Gleichheit und Ungleichheit findet sich u.a. bei Urs SOMMER (2005, S. 21). SOMMER macht darauf aufmerksam, dass wenn Begriffe durch ein Gleichsetzen des Ungleichen entstehen, dann die Gefahr von „Willkür und Beliebigkeit“ entstehe (ebd.). Meines Erachtens kann die Tauglichkeit solcherart Gleichsetzungen nur im praktischen Gebrauch der dadurch entstehenden Begriffe herausgefunden und ebenso korrigiert werden.

Ungleiches. Wörtlich: „1) Das gröbere Organ sieht viele scheinbare Gleichheit; 2) der Geist will Gleichheit, d.h. einen Sinneneindruck subsumieren unter eine vorhandene Reihe.“ (Wille zur Macht, §511). Meines Erachtens ist Logik – etwas übertrieben – ein verlässliches Werkzeug, aber immer nur Flickzeug des Denkens unter der Voraussetzung von Gleichheiten! Erst dort, wo Gleichheiten *gesetzt* worden sind, zeigt die Logik ihre wahre Stärke. Deshalb betont NIETZSCHE: „Thatsächlich gilt die Logik (wie die Geometrie und Arithmetik) nur von fingierten Wesenheiten, die wir uns geschaffen haben. Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seins-Schema die wirkliche Welt zu begreifen, richtiger: uns formulierbar, berechenbar zu machen ...“ (Wille zur Macht, §516), dies ist das [...] „Schema, welches wir nicht abwerfen können“ (ebd. §522). Sprachkritik ist nicht der Versuch, das Deutungsschema scheinbarer Gleichheiten abwerfen zu wollen, sondern zumindest auf jene ewige Eigenheit der Sprache nachhaltig aufmerksam zu machen: a) Wo also ist Gleichheit berechtigt – b) wann herrscht Ähnlichkeit vor – c) wo muss man radikal für Verschiedenheit plädieren. Die Kunst besteht darin, das eine vom anderen zu unterscheiden. Es steht außer Frage, dass MAUTHNER in Theorie und Methode von NIETZSCHE inspiriert worden ist. Seine Sprachkritik ist keine *Abwertung* der Sprache als Werkzeug, sondern der Versuch einer „Umwerthung des Werthes“ der Sprache als philosophischer Gegenstand. Die Umwertung von Sprache verleiht ihr einen neuen, akzentuierten Wert: Sprache vermag so viel, wie ihr Vermögen erlaubt. Mehr nicht. Und das ist nicht wenig.

⇒ Sprache m.E. erlaubt soviel Konkretheit, wie in den Grenzen der *A b s t r a k t i o n* möglich ist. Sprache ist nicht *Alles* im Denken – aber ohne Sprache ist alles Denken *Nichts*. Zwischen diesem Alles und Nichts steht die Sprache – eine *B r ü c k e* zur Welt. Und derjenige, der sich dieses ihres Wertes von Sprache in neuer Weise bewusst wird, wird jene auch behutsamer und subtiler als ein sehr feinsinniges Werkzeug des Erkennens und Verstehens zu benutzen wissen. Man muss mitunter mit dem Hammer philosophieren, um gehört zu werden. So sind es die Nietzscheschen Gestalten, in denen sich die Kritik personifiziert: der Antichrist¹⁹, „als Messias, als Scharfrichter“, als Sprachkritiker. Nicht anders jener Zarathustra – einer der Brüder des Antichrist. NIETZSCHE selbst ist es, der uns in Form seiner urwüchsigen Gestalten begegnet – also „NIETZSCHE in seinen Werken“²⁰.

Das Instrument des Antichrist` ist die Sprachkritik – die radikale Urteilsweise des Anti-Christ wird zum *methodischen Prinzip*. Der Antichrist fragt nicht „Glaubst Du an Gott ...“ oder „Glaubst Du nicht an Gott ...“, sondern er fragt *nach den Urteilsgründen* für das eine oder das andere. Es entsteht die Ahnung einer religiösen Urteilsfähigkeit. a) Das Bekenntnis zum Christentum oder das Bekenntnis zum Antichrist ist Ergebnis eines bloß *m o r a l i s c h e n* Urteils. b) Die Begründung des Christentums oder die Begründung des Anti-Christ müsste ein *l o g i s c h e s* Urteil sein. NIETZSCHE hält dem Christen wie dem Antichristen einen Spiegel vor: Wodurch also wurde der Anti-C H R I S T zu einem A N T I-Christ? „Das Christentum hatte barbarische Begriffe und Werte nötig“, wie NIETZSCHE im „Antichrist“ (KSA 6, §22) behauptet. Meines Erachtens ist der Gedanke noch unvollendet. Barbarische Begriffe vergiften das Denken, sie machen den Menschen krank – an Geist und Seele: 1) Die Moralkritik des Antichrist betrachtet die *Wirkungen* jener Krankheit, 2) die Sprachkritik ihre *Methode*. Um Menschen eines Volkes zu beherrschen, bedient oft die Religion sich einer subtilen Methode – ihr „Mittel ist, sie krank zu machen“ (ebd. §22). Der Sprachkritiker dringt zu den Wurzeln der Krankheit vor: die christlichen Begriffe erzeugen ein gewisses Bild der Welt, eine Welt der Mystik.

¹⁹ Urs SOMMER benutzt vielfältige Zuschreibungen für das, was man sich unter einem Antichrist vorstellen könne: meines Erachtens Vorstellungen einer Person, einer Institution, eines Systems, einer Idee oder als methodisches Prinzips. Der Antichrist sei ein Messias, ein Scharfrichter, gar ein Verbrecher großen Stils, ein Ketzer, ein Gottesmörder (vgl. Sommer 2005, S. 31, 45, 57, 242 und 273). Hinzuzufügen m.E. wäre: Der Antichrist ist Sprachkritiker! Und: Der Sprachkritiker ist Antichrist (...)

²⁰ Der Titel des Buches „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ von Lou SALOMÈ ist nicht nur ein klangvolles Thema – er hat Methode. Es wäre eine interessante *r e g i e k r i t i s c h e* Untersuchung, um zu ergründen, in welcher verschiedenen Gestalten uns NIETZSCHE in seinen Werken begegnet – hinter welchen Masken er sich verbirgt, unter welchem Deckmantel er als Kritiker und Antikritiker auftritt – nicht nur als Zarathustra selbst. NIETZSCHE selbst ist es, der geradezu dramaturgisch die drei Verwandlungen des Geistes durchlebt – er selbst ist Kamel, dann Löwe, schließlich Kind.

Und Bilder der Welt erzeugen Bilder des Menschen. In der Sprache des Menschen konstituiert sich das Bild des Menschen. Ja – bereits in den Grenzen seiner Sprache ist sein Bild kodiert. Man siehe also, wie alles auf die Sprache zurück gehe und deshalb alle Betrachtung von Menschenbildern auf eine Kritik der Sprache zurückgehen müsse. So auch die Sprache einer Religion erzeugt eine Vorstellung über Gott und die Welt – die sprachkritische Analyse wird zu einem Prinzip der Religionskritik, bei MAUTHNER zur Kritik einer falschen *Religiosität*. Ist etwa der Antichrist der wahre Christ (...) NIETZSCHE gar ein Religionsstifter.²¹ Erzeugt die Kritik der Religion eine neue Art Religiosität? GOETHE habe gemeint, dass auch jener, der sich zu keiner Religion bekenne, gerade darin zeige, dass auch er Religion habe (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 311). Welche Funktion hätten dann Religions- und Sprachkritik, wenn sich die Dinge in solcher Weise wenden? Dann wäre die sprachkritische Analyse der Religion der Weg zur Sprache einer neuen Religion – aus der rein destruktiven Funktion der Sprachkritik wird konstruktiver Anspruch. Sprachkritik ist vielleicht der Geburtshelfer alternativer Bilder der Welt. Der Sprachkritiker bleibt Suchender, er kommt nicht an, wo er eine Kritik von Sprache hinterlässt, sondern dort, wo er eine neue Sprache errichtet. War die alte Sprache eine Sprache des Nein-Sagens zum Leben, so entstehe eine Sprache des Ja-Sagens. Sprachkritiker nicht kritisieren eine Welt, Sprachkritiker verbessern eine Welt. Der Weg ist ein Umweg, die Methode verschlungen, die Quellen mühselig, ihre Deutung zwielichtig – indes: eine andere Möglichkeit scheint es nicht zu geben. Man hat an die Stelle des Prinzips Glauben das „Prinzip Hoffnung“ gesetzt. Ernst BLOCH hat sich daran philosophiegeschichtlich abgearbeitet. Das Ergebnis ist eindeutig: der Mensch braucht einen Glauben auf Hoffnung²². Und so auch bekennt MAUTHNER: „Nicht das religiöse Gefühl möchte ich von der Erde vertilgen, sondern nur das Wort Religion aus der klaren und harten Sprache verbannen ... wir sind alle durch eine oder durch mehrere Religionsformen hindurchgegangen ...“ (II, S. 315).

„ ... unsere Sprachbegriffe beruhen auf Ähnlichkeit,
die mathematische Formeln auf Gleichheit.“ (Mauthner)

1.3. Metamorphosen zwischen Ähnlichkeit und Gleichheit – MAUTHNERS „Beiträge ...“

Es wäre ein naiver Glaube zu meinen, dass Dinge untereinander gleich seien.²³ Und man sie deshalb mit ein und demselben Wort bezeichnen könne. Vielmehr gilt, dass die Feststellung von Gleichheit nur auf *Aussagen* anwendbar ist, niemals auf die Dingwelt – „denn unsere Sprachbegriffe beruhen auf Ähnlichkeit, die mathematische Formeln auf Gleichheit“, wie Fritz MAUTHNER²⁴ 1906 in der Zweiten Auflage seiner „*Beiträge zu einer Kritik der Sprache*“ feststellt (Mauthner 1982, I, 436).

²¹ MAUTHNER behauptet relativ pauschalisierend, aber nicht uninteressant: „*Alle unsere Antichristen, von Nietzsche bis Häckel, wollten Religionsstifter sein; und ihre Apostel würden schon, wenn es nur möglich wäre, für eine Kirche sorgen*“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 314).

²² NIETZSCHE hat gelegentlich eine feinsinnige sprachliche Form für solcherart psychische Verschlingungen verwendet: Man liebt nicht Etwas, sondern man liebt das Gefühl, etwas zu lieben. Meines Erachtens also könne man sagen: Menschen haben keinen Glauben, sondern sie glauben an ihren Glauben. Menschen hoffen, weil sie an Hoffnung glauben. Der Mensch sei ein Seiltänzer, hoch oben über einer Schlucht. Was aber hält ihn? – „Der Glaube an Hoffnung hält ihn“, sagt man. – „Was aber hält seinen Glauben?“ – „Na die Hoffnung.“ (...)

²³ Der trügerische Schein vermeintlicher Gleichheit von Dingen beginnt in der Kindheit – hier wird jener unphilosophische Boden bereitet, auf dem auch später viel Falsches im Denken und Urteilen gedeiht. Und wie alles, was in der Kindheit erworben wird, lässt sich dies später schwer korrigieren. Man lehrt das Kind häufig nicht die Tatsache „A und B sind sich ähnlich ...“ sondern „A ist dasselbe wie B ...“ Erst die Ähnlichkeitssätze von Dreiecken verfeinern und methodisieren das Ähnlichkeitsdenken. Gleichheiten verschwinden, Ähnlichkeiten sind verführerisch, die Unendlichkeit der Ungleichheiten eine Last.

⇒ *Sprache gleicht aus* – sie hat die Funktion der Entlastung, nicht nur des Gedächtnisses, sondern eine Entlastung des Bewussten (bw) und der Seele (vgl. Gehlen 2004, Seite XIX sowie 51). Auch PLESSNER spricht von einem Entlastungseffekt durch die Sprache (Plessner 2003, S. 384).

²⁴ Fritz MAUTHNER gehört zu jenen Gelehrten um die Jahrhundertwende, die oft vergessen sind. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg oft kennt keine Nachfahren solcher Familien. Ihre Wiederentdeckung gleicht einer zweiten Geburt. In der Geschichte

An wenig bekannter Stelle²⁵ hatte bereits NIETZSCHE 1873 auf diese Paradoxie der Sprache aufmerksam gemacht. „Jedes Wort wird sofort dadurch zum Begriff, dass es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Urerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, das heißt streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muss.“ (KSA I, S. 610) Der Verstand hat mithin die Fähigkeit, feinsinnig situativ zwischen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit abzuwägen – zwischen starker und schwacher Ähnlichkeit zu unterscheiden. Diese Fähigkeit ist weit kunstfertiger als ein Feststellen von Gleichheit oder Ungleichheit. Bei jenem gibt es nur ein „Entweder-Oder“ – bei diesem eine Vielzahl von Nuancen. Dass es kaum eine direkte Schulung und Gelehrsamkeit des Ähnlichkeitsdenkens gibt, deutet darauf hin, dass dieser Operator der Formulierung und Anwendung von Prinzipien der Ähnlichkeit oft unterschätzt worden ist und noch immer unterschätzt wird. Gleichheiten werden bewusst festgestellt, Ähnlichkeiten eher unbewusst. So, wie die Geometrie Regeln über die Ähnlichkeit von Dreiecken bewusst formuliert, bedarf es gleichermaßen verlässlicherer Regeln²⁶ sozialer Ähnlichkeit, psychischer Ähnlichkeit, ästhetischer Ähnlichkeit. Wann und wo sei es berechtigt, von stärkerer oder schwächerer Ähnlichkeit zu sprechen? Verstand und Vernunft müssen dort zu Richtern über das Ähnliche werden, wo bisher Zufall, Willkür und Beliebigkeit über Ähnlichkeiten entschieden haben. Wenn dies so ist, dann erhebt sich die Frage, wie es dann möglich sei, so zu tun, als seien auch außerhalb in der Mathematik eine Reihe von Dingen gleich – so dass man diese als Gattung von Gleichem mit ein und demselben Gattungsbegriff versehen könne. Der sich vertiefende Verstand indes macht die Feststellung, dass er *Einzel Dinge* gar nicht mit vermeintlichen *Einzelbegriffen* bezeichnen könne, sondern nur mit Gattungsbegriffen benennt. Das Einzelne selbst ist unsagbar – nur von *Klassen* von Dingen lässt sich etwas über Ähnlichkeit oder Gleichheit sagen. Insofern wäre die Übung des Verstehens der Geometrie ähnlicher Dreiecke eine „vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie“, wie GOETHE²⁷ meint. Der naive Verstand indes tut einfach so, als seien gewisse Dinge gleich, obwohl sie hinreichend ungleich sind. Ingeheim sieht er von der Ungleichheit ab.

der Pädagogik fehlt MAUTHNER ebenso, wie zumeist in der Geschichte der Philosophie. Fast könnte man sagen: *Was die Philosophiegeschichte an Geist nicht entdeckt hat, findet die Pädagogik nimmermehr.* – MAUTHNER findet sich zwar als Erwähnung in den „Klassikern der Sprachphilosophie“ (Hrsg. Borsche, 1996), aber ansonsten fehlt es an einer angemessenen bildungswissenschaftlichen Würdigung seiner Sprachkritik. Eine m.E. größere philosophiegeschichtliche Verbreitung hat seine „Geschichte des Atheismus“ erfahren, von der es lehrreich wäre, diese selbst systematisch vom Standpunkt der Sprach- und Bildungsphilosophie zu betrachten. Wer den Quellen des atheistischen Denkens nahegeht, tut dies in einer philosophie- und bildungskritischen Sicht. Indem der Atheismus sich in eine kritische Position zu anderen vorherrschenden Weltanschauungen begibt, werden mit der Argumentation auch Sprache und Methode mehr und mehr kritisch bewusst. Kritik des Theismus ist eine Kritik der Sprache des Theismus und ihrer sozialen Wurzeln und pädagogischen Folgen!

²⁵ Der diesbezügliche Text lautet „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ (Aus dem Nachlass) und findet sich in der Kröner-Ausgabe „Unzeitgemäße Betrachtungen“ (S. 603-622, Leipzig 1930), später auch im ersten Band der Kritischen Studienausgabe (KSA I, S. 873-890). In dem Nachwort zum Text der Kröner-Ausgabe hebt Alfred BAEUMLER ausdrücklich hervor, dass „diese wenigen Seiten von größter Bedeutung“, seien (ebd. S. 634). Als NIETZSCHE den ursprünglich geheim gehaltenen Text verfasst, befindet er sich – so BAEUMLER – bereits in einer Phase tiefer Skepsis und hohen Pessimismus gegen alle vermeintlichen Wahrheiten, er glaube in jener Zeit sprichwörtlich „an gar nichts mehr“ (ebd. S.635). Erst auf dieser Grundlage sei es – theoretisch – möglich, Wahrheit und Lüge *außermoralisch* zu beurteilen. In diesem Text dringt NIETZSCHE weit vor. Wenn er jetzt erkennt, dass der Mensch sein Handeln als vernünftiges Wesen „unter die Herrschaft der Abstraktionen“ stellt, dann ist dies jenes Paradigma, welches später zur Entstehung einer *Kritischen Theorie* führen wird (ebd. S. 612). Man könnte behaupten, dass NIETZSCHE in diesem Punkt der erste Vertreter einer „Kritischen Theorie“ und so auch Begründer einer neuen Sprachkritik gewesen ist. Von daher hat er in nicht geringem Maße auch die Sprach- und Kulturkritik von Fritz MAUTHNER, Gustav LANDAUER und auch von Egon FRIEDEL beeinflusst, übrigens auch die Psychoanalyse von Sigmund FREUD. Ob auch Hans VAHINGER hier zu nennen wäre, müsste näher geprüft werden.

²⁶ In seiner „Wissenschaftstheorie“ schlägt POSER folgende Definition von *Ähnlichkeit* vor: „Das Explikat muss dem Explikandum soweit ähnlich sein, dass in den meisten Fällen, in denen bisher das Explikandum benutzt wurde, statt dessen das Explikat verwendet werden kann.“ (Poser 2006, S. 40). Feststellung von Ähnlichkeit basiert auf zwei Bedingungen: a) auf einer statistischen Bedingung (= in den meisten Fällen) und b) auf einer pragmatischen Bedingung (= bisherige Benutzung). Praktisch mag das hinreichend sein, logisch ausreichend ist es nicht.

²⁷ Vgl. Goethe, Aus Makariens Archiv § 38 (Goethe, Bd. VI, S. 478)

Es ist das Kriterium der *Ähnlichkeit*, wonach der „gesunde Menschenverstand“ kurzerhand entscheidet, ob nahezu gleiche Dinge deshalb unter einen Begriff subsumierbar sind. Die beschriebene Abstraktion ist ein zweifacher Schritt: a) der Weg von der Unähnlichkeit zur Ähnlichkeit und von daher b) von der Ähnlichkeit zur Gleichheit. Mithin ein Trick des Verstandes, aus der Ungleichheit der Dinge eine Gleichheit – unter einem Begriff – zu erzeugen. Sollte die Unähnlichkeit allerdings so gravierend sein, dass Ungleichheit vorliegt, benötigt man für Verschiedenes folgerichtig zusätzlich *verschiedene* Begriffe. Entscheidet man sich dagegen für Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen, genügt zumeist ein einziger Begriff. Der Verstand urteilt „ökonomisch“, denn es scheint für das alltägliche Denken notwendig, mit einer möglichst kleinen Anzahl von Wörtern eine möglichst große Zahl von Dingen bezeichnen zu können. Jene „Ökonomie unseres Verstandes“ nennt man mithin etwas voreilig einen „gesunden Menschenverstand“. Was aber ist *gesundes Denken* in der Sprache der Logik? – Vorerst nichts anderes als ein streng logisches Denken mit einer gewissen philosophischen Sensibilität. Denn: Der Unendlichkeit der Dinge steht eine nur endliche Anzahl an Begriffen gegenüber. Das Unendliche wird sprachlich beherrschbar, indem man es auf das Machbare endlichen Lebens reduziert. „Leben ist die Suche des Nichts nach dem Etwas“ – wie ein Gedanke von Christian MORGENSTERN überliefert ist. Was sei eine Silbe, was ein Wort, was eine Idee – in jener Weite eines unendlichen Kosmos (...) Ein Wort ist eine Regung, über das Unendliche etwas Endliches sagen zu wollen. Sprache erscheint als Versuch, etwas Großes mit winzigen Buchstaben auszudrücken. Darin besteht jene Kraft des Verstandes, mit dem er sich eine ganze Reihe von Problemen vom Hals schafft.

„Der Mensch kann sich in seiner Noth vermöge der Sprache nicht mehr zu erkennen geben, also sich nicht wahrhaft mittheilen: bei diesem dunkel gefühlten Zustande ist die Sprache überall eine Gewalt für sich geworden...“ (NIETZSCHE)

1.4. „Unzeitgemäße Betrachtungen“ zur Sprache als eine zeitgemäße Sprachkritik (1876)

Das Vierte Buch der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ über Richard WAGNER von 1876 stammt noch aus jener Zeit der Freundschaft zwischen diesem und NIETZSCHE. Das Buch ist ein Übergangswerk – ohne es zu merken, wandelt sich NIETZSCHE vom „Preisenden zum Kritiker“, wie Giorgio COLLI vermutet (KSA I, S. 908). Das, was NIETZSCHE dort also über Sprache äußert, muss vor dem Hintergrund des Kunst- und Musikschaffens von WAGNER betrachtet werden. Dennoch werden m.E. allgemeine kritische Behauptungen über einen zumeist unphilosophischen Umgang mit Sprache vorgetragen, die eine anbrechende Sprach- und Kulturkritik bedeuten: „... überall ist hier die Sprache erkrankt, und auf der ganzen menschlichen Entwicklung lastet der Druck dieser ungeheuerlichen Krankheit. Indem die Sprache fortwährend auf die letzten Sprossen des ihr Erreichbaren steigen musste, um möglichst ferne von der starken Gefühlsregung, der sie ursprünglich in aller Schlichtheit zu entsprechen vermochte, das dem Gefühl Entgegengesetzte, das Reich des Gedankens zu erfassen, ist ihre Kraft durch dieses übermäßige Sich-Ausrecken in dem kurzen Zeitraume der neueren Civilisation erschöpft worden.“ (KSA I, S. 455)

In der Tat sieht sich die alltägliche wie wissenschaftliche und künstlerische Sprache in einem Spagat zwischen rationalem und emotionalem Gehalt. Indem die ökonomische Rationalität alle Bereiche des Lebens ergreift, ist es nicht verwunderlich, dass auch der Gebrauch von Sprache sich mehr und mehr an einer kommunikativen Rationalität misst. Auch durch die Wirkungen der Sprache entstehe der „Fachmensch ohne Geist, der Genussmensch ohne Herz“, wie MAX WEBER bereits 1904 in der „Protestantischen Ethik“ warnt (Weber 1988, Bd. 1, S. 204). Der Fachmensch ohne Geist benutzt eine Sprache ohne Geist. Der Kunstmensch erstrebe Gewinn, produziere Kunst – jedoch ohne Herz. Damit befinde sich die Sprache in einer Lage, „dass sie nun gerade Das nicht mehr zu leisten vermag, wessentwegen sie allein da ist: um über die einfachsten Lebensnöthe die Leidenden miteinander zu

verständigen.“ (Nietzsche, KSA 1, S. 455) Und NIETZSCHE schließlich radikal in der Konsequenz: „Der Mensch kann sich in seiner Noth vermöge der Sprache nicht mehr zu erkennen geben, also sich nicht wahrhaft mittheilen: bei diesem dunkel gefühlten Zustande ist die Sprache überall eine Gewalt für sich geworden, welche nun wie mit Gespensterarmen die Menschen fasst und schiebt, wohin sie eigentlich nicht wollen.“ (ebd.) Auch Sprache – nicht nur der Nichtbesitz an Produktionsmitteln – führt zu jener Wandlung des Menschen, die man in der Tradition der Politischen Ökonomie und Kritischen Theorie als *E n t f r e m d u n g* deutet. Der Mensch schafft in der Arbeit ein Produkt, welches ihm als etwas Fremdes gegenübersteht – der Mensch benutzt eine Sprache, die nicht seine eigene Sprache ist. Indem er Fremdes benutzt, verliert er nicht nur das Eigene, sondern sich selbst. Er wird sich selbst fremd. Der Mensch wird dem menschlichsten seiner Empfindungen beraubt: der Fähigkeit zum Gefühl. Er wird umso gefühlskälter, je stärker auch die Sprache emotionslos zu werden droht. Jede Substantivierung tötet eine Emotion, mehr und mehr verschwinden die Verben – jene Wortart, die unser Sein und Werden auszudrücken vermag. Ein Verlust an Sprachlichkeit des Menschen. Das, was er spricht, ist nicht das, was er meint. Und das, was er meint, ist nicht das, was er fühlt. Denkt er, die Dinge seien ähnlich, so sagt er, die Dinge sind gleich. Meint er, die Dinge seien gleich, so fühlt er, dass eigentlich sie ungleich sind. Auch macht er nicht selten die Erfahrung, dass die Beliebigkeit der Sprache in Politik und Werbung die Glaubwürdigkeit der Worte beschädigt. Eigentlich: Nicht allein die Sprache, sondern der Mensch erleidet Schaden. Die Sprache legt sich über die Dinge, sitzt in den Tiefen des Vorbewussten. Sie wird Konsumartikel wie jedes andere Ding der Massenproduktion. Warenwelt und Sprachwelt verschwimmen. Nicht mehr beherrscht der Mensch die Sprache, sondern jene beherrscht ihn. Der Zauberlehrling muss die Sprache neu lernen (...)

*Sprache ist die Gestalt des teilbaren Nicht-Ich im Ich.
In der Sprache dann sind das Ich und Nicht-Ich
untrennbar für ewig miteinander verbunden. (D.G.)*

1.5. Gleichheit im Reich der Ähnlichkeiten - FICHTE'S „Wissenschaftslehre“

In der „Wissenschaftslehre“ bestimmt FICHTE unbesehen drei erkenntnistheoretisch wichtige Kategorien – allerdings ohne sie direkt zu nennen. Damit soll hier jene Kategorientafel erweitert werden, die KANT in der „Kritik der reinen Vernunft“ begonnen und FICHTE unbesehen fortgesetzt hat.

	Wissenschaftslehre:	Logik:	Bilder der Welt:	Existenzweise:
Gleichheit	Ich = Ich	$A = A$	Welt der Mathematik	abstrakt-allgemein
Ungleichheit	Ich = nicht Nicht-Ich	$A = \text{nicht Nicht-A}$	Welt der realen Dinge	konkret
Ähnlichkeit	Ich = teilbares Nicht-Ich	$A \sim \text{Nicht-A}$	Welt der Sprache	abstrakt-einzeln

Während der *Erste Grundsatz* der Wissenschaftslehre FICHTE'S die universell gültige Behauptung „Ein Ding ist nur mit sich selbst identisch“ formuliert, betont der *Zweite Grundsatz* die Nichtidentität zwischen den Dingen und zwischen Subjekt und Objekt. Der *Dritte Grundsatz* schließlich relativiert zwischen absoluter Gleichheit und absoluter Ungleichheit: zwei verschiedene Dinge unterscheiden sich durch die Verschiedenheit ihrer Eigenschaften, wobei beide Dinge Eigenschaften besitzen können, die man als gleich ansehen könne.

Das Vorhandensein weniger gleicher Eigenschaften ändert nichts an der Ungleichheit der Dinge und erzeugt jene Qualität, die wir mit Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit bezeichnen können. Es handelt sich um eine Verfeinerung des Denkens – zwischen die Bestimmungen der Gleichheit und Ungleichheit schiebt sich gewissermaßen ein Mittelding: Eine *Ähnlichkeit* zwischen zwei Dingen ist dann gegeben, wenn

zwischen beiden die Anzahl bzw. die subjektive Bedeutung gleicher Eigenschaften offenkundig höher ist als die Anzahl der ungleichen Eigenschaften. Für Unähnlichkeit wird man dann plädieren, wenn es im Vergleich zu den ungleichen Eigenschaften offenkundig nur sehr wenige bzw. subjektiv unbedeutende Eigenschaften gibt. Es zeigt sich, dass wir eine gewisse relative Sicherheit darin besitzen, zwischen Dingen oder Aussagen Gleichheit oder Ungleichheit zu unterscheiden – dass wir dagegen eher unsicher darin sind, zwischen Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit zu entscheiden bzw. solcherart Entscheidungen zu begründen. Intuitiv unterscheidet der Verstand sogar zwischen stärkerer oder weniger starker Ähnlichkeit – ein weiterer Schritt der Verfeinerung des Denkens. Es gilt das bekannte geistige Prinzip des Urteilens: *Treffe einen Unterschied!* Unterscheide²⁸ nicht nur zwischen Gleichheit und Ungleichheit, sondern auch zwischen stärkerer und schwächerer Ähnlichkeit. So sind Säugetiere untereinander ähnlich, ebenso wie Raubtiere untereinander ähnlich sind. Allerdings lässt sich ergänzen, dass Raubtiere (innerhalb ihrer Art) untereinander *ähnlicher* seien als Säugetiere (verschiedener Arten). Das, was uns ähnlich erscheint, ist zunächst mithin eher eine Gefühlsentscheidung als eine logisch begründete Überlegung. Solcherart Entscheidungen nehmen wir zum Beispiel auch dann vor, wenn wir für gewisse Dinge nach den rechten Worten suchen. Ein Wort in Bezug auf ein Ding ist offensichtlich dann recht gewählt, wenn das betreffende Ding ähnlich jenen Dingen ist, für welche das Wort gewöhnlich benutzt wird. Das (un)bewusste Denken vollzieht folgende allgemeine Überlegungen: 1) Für anerkannt ähnliche Dinge wird gewöhnlich ein gewisser Begriff benutzt. 2) Für zwei aktuell vorliegende – hinreichend ähnliche – Dinge *kann* dann ein und dasselbe Wort benutzt werden, falls es für beide keine verschiedenen Wörter gibt. 3) Selbst dann, wenn es solche verschiedenen Wörter geben sollte, darf man dennoch für zwei verschiedene Dinge ein und dasselbe Wort benutzen. 4) Schließlich im Umkehrschluss: Sollten zwei Personen für Gegenstände ein und dasselbe Wort benutzen, so bedeutet dies weder eine Gewissheit, dass es sich um gleiche bzw. ähnliche Dinge handle noch, ob beide dieselbe Vorstellung von dem Ding haben. In dieser häufigen Willkür liegt die gesamte Problematik des *Verstehens*, die Wurzel vielfältiger Missverständnisse, die Tragik des Misstrauens. Zwischen zwei Personen herrscht mithin dann ein so genanntes „Ein-Verständnis“ vor, wenn jene bezüglich der Dingwelt ähnliche Vorstellungen (Ähnlichkeit I) über die Vergleichbarkeit von Dingen (Ähnlichkeit II) einerseits und Ähnlichkeit zwischen Begriffen (Ähnlichkeit III) andererseits haben. So entwickelt sich durch Gewohnheit einer länger währenden Kommunikation eine gewisse Konvention zwischen beiden, wann man wofür dieses oder jenes Wort benutzt bzw. welches Ding beim Benutzen eines bestimmten Wortes gemeint sei. Besteht eine solche ungeschriebene Konvention nicht, kann es zu größten Missverständnissen kommen. Ein sogenanntes „Wörterbuch“ für zwei verschiedene Landessprachen ist somit nichts anderes als eine verbindlich gültige Festlegung oder Empfehlung, welches Wort der einen Sprache welche Entsprechung zu einem Wort der anderen Sprache definitiv hat, d.h. haben möge. Ein solcherart „Wörter-Buch“ könnte es – theoretisch – auch *innerhalb* ein und derselben Landessprache geben bzw. zwischen verschiedenen Fachwissenschaften geben. Ein solches Buch würde zum Beispiel regeln, was die Philosophie einerseits und Mathematik andererseits unter Gleichheit oder Ähnlichkeit jeweils verstehen bzw. demnach verstehen sollten. Wer von beiden aber sollte jenes Buch verfassen? – ein Philosoph ist heutzutage zumeist in den Angelegenheiten des Mathematikers ebenso unkundig, wie jener in der Philosophie. Das Buch müsste mithin kongenial von beiden verfasst werden. Die Verständigung allerdings würde bereits eine hinreichende sprachlich gemeinsame Grundlage voraussetzen – zum Beispiel ein Wörterbuch im Kleinen,

²⁸ Trägt man alle so bestimmten Ähnlichkeiten auf einer Skala auf, so entsteht eine Quantifizierung – ohne auch nur eine einzige „Messung“ im strengen Sinne vorgenommen zu haben. Auch sind jederzeit weitere Zwischenglieder möglich, deren Standort sich wiederum nach stärkerer oder schwächerer Ähnlichkeit richtet. Die Darstellung eines solchen Systems wäre nach MAUTHNER ein adjektivisches Bild der Welt – die Welt ist eine Welt vielfältiger Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten. Die Form des Koordinatensystems unterstützt die Vorstellung einer derartigen Welt. Meines Erachtens erzeugen Quantifizierungen dieser und anderer Art das Bild einer adjektivisch strukturierten Welt auch dann, wenn substantivische Kategorien (Typen) eingetragen werden: es bleiben stets Attribute, die verortet werden. Der Verstand beginnt in den Dimensionen von Koordinatensystemen zu denken und formt jene – diesem Modell entsprechende – „Theoriesprache“.

bevor man sich an etwas Großes heranwagt. Das Projekt indes scheint dauerhaft gescheitert – ja es wird zwischen den Fakultäten oder Instituten nicht einmal mehr versucht. Insofern sind alle üblichen Fachwörterbücher nichts anderes als ein Minimum zeitweiliger Konvention. Definitionen indes sind keine Absolutionen, sondern mehr oder weniger anerkannte, oft hinkende Konventionen – Sprache selbst ist eine minimale Konvention, eine stillschweigende Vereinbarung. Sprache ist wie ein „Großes Wörterbuch“ im Kopf, welches bewirkt, für *Ähnlichkeiten* zwischen den Dingen ein geeignetes Wort festzulegen – d.h. von der Ungleichheit der Dinge²⁹ abzusehen. Bekanntlich nennt man diese Prozedur Abstrahieren. Das Lesen in diesem „Wörterbuch“ setzt ein gewisses Beherrschen an Abstraktionsvermögen, eine eigene Hermeneutik³⁰ voraus. Wörterbücher sind ein Kosmos von Sprache, indes: sie sagen mehr, als man meinen mag. Ein Wörter-Buch enthält mehr als nur Wörter (...) Dies zu rekonstruieren, erfordert sprachwissenschaftliche Sensibilität und geübte sprachkritische Aufmerksamkeit. Wer also nicht weiß, wo er mit einer philosophischen Sprachkritik beginnen sollte, könne mit einigen üblichen Wörterbüchern beginnen. Dies würde ihn in der Notwendigkeit einer Kritik der gewöhnlichen Sprache bestärken.

Abstrahieren ist ein Trennen der Gleichheit von der Verschiedenheit.
(PETER RUBEN)

1.6. Ding und Sprache - ein Übergang vom Konkreten zum Abstrakten

Alles Tun beginnt mit konkreten Dingen. Sind die Dinge anwesend, braucht es keine Bezeichnungen. Interessanterweise sind es jene sichtbaren oder auch unsichtbaren Zeigehandlungen, die die Funktion des vorsprachlichen Bezeichnens übernehmen. Sollte man mir ein bestimmtes Ding geben, weise ich zum Beispiel mit der Hand in jene Richtung und man wird aus Gewohnheit wissen, welches Ding ich meine. Mitunter genügt ein Blick, um deutlich zu machen, wer oder was gemeint ist. Die Körpersprache ist die Sprache höherer Wesen. Noch ehe sie zu sprechen in der Lage sind, sprechen sie mit den Augen und Gliedern. An der Vielfalt nonverbaler Äußerungsmöglichkeiten lässt sich eine bereits vorhandene kognitive Fähigkeit ablesen. Körpersprache vermag das, was jede Sprache tut – sie erzeugt Zeichen für Bedeutungen anwesender Dinge oder Personen. Völlig anders verhält es sich, wenn es sich um nicht anwesende Gegenstände oder nicht existierende Dinge handelt. Was nicht anwesend ist, kann nicht gezeigt werden. Die nonverbale Sprache gerät an ihre Grenzen. An die Stelle des körpersprachlichen Zeichens muss ein anderes Zeichen treten, um ein Bezeichnen zu ermöglichen. Dies ist die Geburt des Namens: einem Ding, auch einer Person wird ein Wort, später einer Idee ein Begriff zugeordnet. So werden auch für nicht sichtbare und nicht existierende Dinge zum Zwecke der Rede Bezeichnungen gefunden. Das Wort nimmt eine Stellvertreterfunktion³¹ für das nicht zeigbare Ding, für die nicht

²⁹ Deshalb handelt es sich ja eben um ein *Buch der Wörter*, nicht um ein *Buch der Dinge*. Würde man die Absicht haben, in aller Vollständigkeit die Welt der Dinge in einem einzigen Buch festzuhalten, würde das Buch nicht nur zu dick und teuer, sondern praktisch auch unbrauchbar werden. Wörterbücher also folgen mithin stets einem „ökonomischem Prinzip“ – sie bezahlen dies um den Preis, dass immer ein Gefühl der Unvollständigkeit und Unvollkommenheit bleibt.

³⁰ Inwiefern die philosophische Hermeneutik nicht nur im Speziellen etwas zum Verstehen von speziellen sprachlichen Konstruktionen, sondern allgemein zu einer Theorie der Sprache beigetragen hat, müsste gesondert und systematisch an den Klassischen Hermeneutiken geprüft werden. Zumindest SCHLEIERMACHER bereits leistet hier einen wichtigen Beitrag. Beurteilt man die Sprache in ihrem Wesen als „irrational“ (Schleiermacher 1977, S. 408), so erhebt sich die Frage, wie auf dieser Grundlage Rationalität möglich sei. Da die Sprache „aus der Kombination fest gewordener Elemente“ besteht, kann sie „also auch eigentlich das in sich Wechselnde nicht darstellen“ (ebd. S. 403). Die Lösung des Unlösbaren sieht SCHLEIERMACHER in folgender Schrittfolge: „Die Irrationalität der einzelnen kann nur ausgeglichen werden durch die Einheit der Sprache, und die Irrationalität der Sprachen durch die Einheit der Vernunft.“ (ebd. S. 410)

³¹ Umgekehrt ist in anderer Konstellation das zeigbare Ding oder die Geste ein Stellvertreter des fehlenden rechten Wortes. Eine Sonderform solcher möglicher Konstellationen zwischen Ding und Wort bzw. Wort und Ding allerdings ist das sogenannte Tabu. Ein bestehendes Tabu lässt sich daran rekonstruieren, dass offenkundig alle Betreffenden wissen, welches Ding oder welche Person gemeint sei, ohne das tabuisierte Wort auszusprechen. Wie in einem Lückentext jedoch lässt sich das betreffende Wort erschließen, das Tabu verrät sich selbst. Was eine zeichentheoretische Betrachtung des Tabus anbelangt, so kann man behaupten, dass das Schweigen ein Zeichen ist, dessen Bedeutung erschlossen werden muss. Eine der denkbaren Bedeutungen dieses

anwesende Person oder für die nicht existierende Idee ein. Die geschichtliche Entwicklung verläuft eine Zeitlang so, dass für eine Anzahl (n) von Dingen es genau eine Anzahl von Bezeichnungen (m) gibt. Ist diese Voraussetzung (n = m) erfüllt, so kann jedem der Dinge einer Umgebung genau eine Bezeichnung zugeordnet werden. Es besteht scheinbar Kongruenz zwischen der Welt der Dinge und der Welt der Bezeichnungen. Nimmt die Mannigfaltigkeit der ins Blickfeld geratenden Dinge mehr und mehr zu, würde die Zahl der Bezeichnungen (Namen) so groß und im Gebrauch unpraktisch werden, dass eine solche Sprache auf der Grundlage von Ding-Wort-Bezeichnungen weder lernbar noch praktikabel ist. Für eine hohe Zahl von Gegenständen gebe es eine ebenso hohe Zahl von Bezeichnungen. Ein Denken, welches nicht in der Lage ist, Ähnlichkeiten zu berücksichtigen, würde sogar für zwei sehr ähnliche Dinge zwei verschiedene Zeichen benutzen. Dass dem nicht so ist, verdankt das Denken dem ökonomischen Prinzip des Lebens. Es ist gewissermaßen die Bequemlichkeit des Denkens, nach Vereinfachung zu suchen. Es zeigt sich, dass für ähnliche Dinge durchaus ein und dasselbe Wort benutzt werden kann: Man tut so, als seien die Dinge gleich, obwohl sie sichtlich ungleich sind. Sollte es zum Zwecke einer besseren Eindeutigkeit nötig sein, zeigt man ergänzend auf jenes Ding von zwei ähnlichen Gegenständen, welches gemeint ist. Oder man fügt dem offensichtlich zu allgemeinen Klassenbegriff in Form eines Substantivs zusätzliche typische Attribute hinzu. Man sagt mitunter, zwei Dinge seien zum Verwechseln ähnlich. Das heißt: die zu hohe Allgemeinheit der Sprache ist in diesem Falle nicht mehr in der Lage, die Ungleichheit mit Worten auszudrücken. Für das einzelne Ding als Einziges indes gibt es keinen Begriff! So stellt HEGEL 1807 in der „Phänomenologie des Geistes“ fest: „... weil das sinnliche Diese, das gemeint wird, der Sprache, die dem Bewusstsein, dem an sich allgemeinen, angehört, *unerreichbar* ist.“ (Hegel 1987, S. 88; Hervorhebung, D.G.). Die Befangenheit des Geistes in den Netzen der Noch-Nicht-Sprache m.E. nennt HEGEL „sinnliche Gewissheit“ – eine Art Glaube an eine Universalität einer vorbewussten „Sprache“ – ihre noch nicht reflektierte Begrenztheit. In einem Meer an Sprechmöglichkeiten erkenne die Sprache nach HEGEL noch nicht jenes „*Unaussprechliche*“ des Besonderen und Einmaligen (vgl. ebd.). Dort, wo nahezu alles als *aussprechlich* erscheint, ist es schwer zu begreifen, dass das meiste eigentlich *unaussprechlich* bleibe (...) Dort, wo alles zeigbar ist, ist es schwierig zuzugeben, dass etwas Zeigbares nicht zugleich etwas Sprechbares bedeute. Das, was ich manuell zeigen kann, ist etwas Einzelnes – jenes dagegen, was ich begrifflich sage, etwas stets Allgemeines. Ganz in diesem radikalen Sinne auch WITTGENSTEIN: „Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden.“ (Tractatus 4.1212) Leben ist Zeigen und Sprache, Wort und Zeichen, verbale und nonverbale Sprachlichkeit, aber auch Phantasie und Realität. Nur ein kleiner Teil des Lebens eröffnet sich den Formen der Sprachlichkeit. Manches lediglich *z e i g t* sich, wofür es keine Worte gibt. So bleibt es etwas „... *Unaussprechliches*. Dies *zeigt* sich. Es ist das *Mystische*.“ (Tractatus 6.522) – Kurz darauf endet der Tractatus (...) Leben ist ein Netz von Zeige- und Sprechhandlungen. Eine Zeigehandlung³² indes vermag eine Sprechhandlung dadurch zu unterstützen, indem dasjenige einzelne Ding gezeigt wird,

Zeichens wäre das Tabu. Hinzukommt, dass die Sprache Tabus in einer doppelten Form enthält: a) die Tabuisierung eines Umstandes; b) die Tabuisierung dieses Tabus selbst: Es wird niemals *gesagt*, dass es sich um ein Tabu handelt, dies jene Sprache.

³² Bereits LUTHER hat feinsinnig auf den Zusammenhang von *Zeigen* und *Sagen* im Deutschen aufmerksam gemacht.

„Ynn Deutscher zungen gibts die art der sprache, das wenn wyr auff eyn ding deuten, das fur uns ist, so nennen und deuten wyr eyn Das ...“ (WA 18, S. 154). Die Zeigehandlung ist eine Art Äquivalent für die Aussage „Das ist ...“ bzw. „Ich meine jetzt das ...“ oder als aufforderndes Zeigen: „Ich möchte dies ...“ Im lutherischen Sinne könnte man sagen: Schau auf den Gebrauch teutscher Zunge – dies ist der Weg zur Rekonstruktion teutschen Denkens. Und ergänzend: Im zeigenden *D e u t e n* auf etwas bereits ist dessen *gedankliche B e d e u t u n g* kodiert. Zeigehandlungen sind – ebenso wie Wortzeichen – Träger von Bedeutungen. Als didaktische Regel folgt daraus in der „Großen Didaktik“ (Cap. XXII), dass im Unterricht „die Wörter nicht getrennt von den Dingen gelernt werden dürfen.“ (Comenius 1961, S. 211) „Linguarum studium parallele cum rebus procedere debet (...) Vocabula rerum separatim discenda non esse ...“ (Comenius 1997, I, S. 85).

In der Kritik der reinen Vernunft finden wir später eine didaktische Vertiefung der Idee: „Verstand und Sinnlichkeit können bei uns nur in Verbindung Gegenstände bestimmen. Wenn wir sie trennen, so haben wir Anschauungen ohne Begriffe, oder Begriffe ohne Anschauungen ...“ (KrV, Elementarlehre, II. Teil, 1. Abt., 2. Buch, 3. Hauptstück, vgl. Kant 1979, S. 353)

für welches es keinen Namen³³, sondern nur einen allgemeinen Begriff der betreffenden Klasse gibt. Auch zwischen Menschen, die im Unterschied zu Dingen Namen tragen, kann eine solche Zeigehandlung erforderlich sein, wenn zum Beispiel zwei Personen anwesend sein sollten, die ein und denselben Namen besitzen. Interessant ist, dass die – eigentlich in sich selbst *unlogische* – Zeigehandlung³⁴ eine höhere

³³ An der strengen Unterscheidung von Namen und Begriffen kann man differenziert erkennen, wozu Sprache in der Lage bzw. nicht in der Lage ist. Angenommen, es gibt in einer Schulklasse für 30 Schüler genau 30 verschiedene Vornamen. Mit der Zuordnung genau eines Namens zu einer Person wird Eindeutigkeit erzielt: Wird ein Name ausgesprochen, weiß genau eine Person, dass sie gemeint ist bzw. nur sie gemeint sein kann. Analog kann man sich das Bezeichnen einer gewissen Anzahl von Dingen (n) mit einer Anzahl von Bezeichnungen (m) vorstellen. Ist $n = m$, so ist Eindeutigkeit gewährleistet. Die Gefahr von Missverständnissen entsteht, wenn (n) größer ist als (m). Dann nämlich kann es für mehrere Dinge nur eine gemeinsame Bezeichnung geben. Philosophisch gedeutet: Eine unendlich große Anzahl von Dingen der Welt muss stets in einer endlichen Sprache beschrieben werden. Die schwierige Frage ist, wie nun diese *D i f f e r e n z* von (n) und (m) fassbar und praktisch beherrschbar wird. M.E. handelt es sich dabei um den *Q u o t i e n t e n* aus der Anzahl der Dinge (n), dividiert durch die Anzahl der Bezeichnungen jener Dinge (m). Eine Fallunterscheidung liefert so folgende vier typische Konstellationen: 1) Eindeutigkeit: $n = m$; 2) Mehrdeutigkeit: $n > m$; 3) Vieldeutigkeit: $n \rightarrow \infty (\dots)$ 4) Keine Lösung auch ist die Tendenz einer zunehmenden Wortvielzahl: $m \rightarrow \infty$. Es ist mithin der Operator des Deutens, der versucht, das Problem der Vieldeutigkeit und Wortvielzahl zu bewältigen: *B e d e u t u n g s v i e l f a l t* und *Z e i c h e n v i e l f a l t* müssen in eine logische Beziehung gebracht werden. Je größer der Quotient, umso höher die Vieldeutigkeit und umso notwendiger eine *Methodisierung wissenschaftlichen Deutens*. Wiederum haben wir es mit der Kategorie der Ähnlichkeit zu tun: Vieldeutigkeit heißt, dass nicht exakt feststellbar ist, ob es sich um Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit handele. Etwas *deuten* würde demnach heißen, eine Klasse von als ähnlich bestimmten Dingen unter einen geeigneten Begriff zu subsumieren. Deuten heißt m.E. *ähnlich machen*! KANT nennt dies den Verstand – als ein methodisch betriebenes Subsumieren von Dingen unter einen Begriff, die Fähigkeit des Denkens zur Abstraktion. Abstrahieren ist mithin die Trennung der Gleichheit von der Verschiedenheit, wie Peter RUBEN es mehrfach formuliert hat.

⇒ Da es zwischen nichtmathematischen Objekten keine Gleichheit gibt, sollte man m.E. allerdings besser sagen: *Abstrahieren ist die Trennung der Ähnlichkeit von der Unähnlichkeit. Auf einer solchen Abstraktion beruht das Entstehen von Sprache.* „Sie besteht ... darin, vermittels Vergleichung in einem Ganzen das Gemeinsame seiner Teile für sich heraus zu sondern.“ (Ruben 1978, S. 77) Oder an früherer Stelle: „Man kann das Abstrahieren als ein Übergehen von der Betrachtung äquivalenter Dinge zur Betrachtung der Klasse ansehen, der die Dinge auf Grund ihrer Äquivalenz angehören ... Die Abstraktion ist somit einer Einschränkung der Behandlung von Dingen, eine Reduktion auf die Betrachtung solcher Arteigenschaften, zu denen eine Gleichheit fixiert ist.“ (Ruben 1972, S. 142). Nach MARX lässt sich das Abstrahieren als eine Fähigkeit des Verstandes charakterisieren. Eine „*verständige Abstraktion*“ ist die sprachliche Form einer kognitiven Leistung, „die das Gemeinsame hervorhebt, fixiert und uns daher die Wiederholung erspart“ (Marx, Grundrisse 1974, S. 7). Und RUBEN ganz ähnlich: „Die verständige Abstraktion fixiert das Allgemeine in der Trennung vom Einzelnen.“ (Ruben 1969, S. 63) Diese von MARX stammende und von RUBEN favorisierte Formulierung als „verständige Abstraktion“ ist unter anderem instrumentalisiert worden, um RUBEN 1974 vorzuwerfen, er würde von der materialistischen Beantwortung der Grundfrage abweichen (Hörz 1974, in: Rauh 1991, S. 71) und ihn schließlich 1981 des Revisionismus und der Abweichung vom Marxismus anzuklagen (vgl. Rauh 1991, S. 166). Das Problem der Abstraktion selbst, die kontroverse Diskussion und die Kommunikationsweise haben seinerzeit zu einer politischen Verschärfung philosophischer Positionen beigetragen. In der Sprachwissenschaft ist diese Diskussion m.W. nicht aufgegriffen worden. Es wäre ein Irrtum, wenn man meint, dass eine Definition des Begriffs „Abstrahieren“ geklärt sei. So auch können Wissenschaften in abstrakte und konkrete geteilt werden: Nach RUBEN a) in abstrakt-einzelne (alle Einzelwissenschaften), b) in abstrakt-allgemeine (Logik und Mathematik) sowie c) in „konkret-allgemeine (Dialektik und Philosophie)“ (vgl. Crome; Tietz 2013, S. 76 f.). Die Frage, was Abstrahieren sei, betrifft in nicht geringem Maße auch die Formulierung von Weltbildern. So sind die „Drei Bilder der Welt“ von MAUTHNER drei spezifische Abstraktionen: 1) Die substantivische Welt abstrahiert vom adjektivischen Gehalt der Dinge. 2) Die adjektivische Welt abstrahiert von dem Umstand, dass Attribute stets Merkmale von Dingen darstellen, Adjektive an Substantive gebunden sind. 3) Die verbale Welt schließlich erscheint als Abstraktion von der Unbeweglichkeit der Dinge und der Stabilität von Adjektiven: alles sei Werden und Vergehen, es gibt kein substantivisches Sein der Dinge, sondern nur ein Entstehen und Vergehen. Die verbale Sprache eilt der verbalen Welt hinterher – die Unruhe der Welt überträgt sich auf eine unruhige Sprache (...) Jedes Bild ist ein einseitiges und für sich genommen ein *abstrakt-einzelnes Bild* der Welt. Jedes Bild ist der Irrtum des vorherigen – dazwischen die Sprache, wie jener Seiltänzer hoch oben auf dem Seil, beschrieben in Zarathustras Vorrede.

³⁴ Die Handlung des Zeigens ist ein mehrstelliger, mindestens vierstelliger, Begriff: Eine Person (A) zeigt durch einen Akt des Zeigens (Z) etwas (C) für eine Person (B). A ist der Zeigende, C das Gezeigte, Z die Zeigehandlung selbst. Alles dabei kann Bedeutung beanspruchen: Indem eine bestimmte Person etwas zeigt, gewinnt sie an Identität. Indem sie Etwas zeigt, beansprucht sie eine Absicht. Dass sie etwas in einer bestimmten Weise zeigt, verleiht ihr eine gewisse Originalität. Schließlich kommt hinzu, dass B aus der Art und Weise des Zeigens das Zeichen zu deuten weiß und so zu einem Rückschluss auf C in der Lage ist. Indes: „Das Zeichen bleibt ohne Deutung“, (Heidegger 1992, S. 10) – z.B., wenn es keinen gemeinsamen Zeichenvorrat zwischen A und B gibt. Nicht geklärt ist, ob es stets nur eine einzige Deutbarkeit des Zeichens gibt? Indes ist jede Sprache vieldeutig, kann man folgeschwer sagen: „Ein Zeichen sind wir, deutungslos.“ (ebd.) Vieldeutig ist lediglich ein anderes Wort für „deutungslos“. Kombiniert man die Vieldeutigkeit verbaler mit der Vieldeutigkeit nonverbaler Sprache, erhöht sich nicht die Vieldeutigkeit, sondern erhöht sich die Bestimmtheit an Deutung: Das rechte Wort erhöht die Deutbarkeit des Gezeigten – und das Gezeigte erhöht die Deutbarkeit des Wortes.

logische Eindeutigkeit herzustellen vermag als eine *logisch* begründete Aussage: Die Handlung³⁵ „Ich zeige jetzt auf dieses Ding“, erzeugt eine höhere Eindeutigkeit als die Aussage „Mit diesem Begriff meine ich jetzt ein bestimmtes Ding.“ Wir sollten die Bedeutung der verbalen Sprache nicht überschätzen – ebenso wie wir die Fähigkeit des Menschen zur nonverbalen Sprache nicht unterschätzen dürfen. Das *Nonverbale* oft übt eine tiefe Faszination aus – weshalb eigentlich meinen wir, dass das Verbale weniger faszinierend sei?

„Die Götzenbilder des Stammes haben ihren Grund in der menschlichen Natur, in dem Stamm oder Geschlecht der Menschen selbst. Denn es ist unrichtig, dass der menschliche Sinn das Maß der Dinge sei; vielmehr geschehen alle Auffassungen der Sinne und des Verstandes nach der Natur des Menschen, nicht nach der Natur des Weltalls. Der menschliche Verstand gleicht einem Spiegel mit unebener Fläche für die Strahlen der Gegenstände, welcher seine Natur mit der der letzteren vermengt, sie entstellt und verunreinigt.“ (Francis BACON)

1.7. Der Irrtum der Gattung – Sprachkritik bei Francis BACON

Menschen leben mit Irrtümern, jedoch ohne sich dessen zumeist bewusst zu sein. Es ist der Mechanismus der Sozialisation, der dafür sorgt, dass ihnen in der Regel ihr Irren nicht bewusst wird. Der generalisierte Irrtum wird geradezu von Generation zu Generation reproduziert. Erziehung auch kann bedeuten, zum Irren³⁶ erzogen zu werden. Bildung dagegen ist das Vermögen, eigenen Irrtum³⁷ erkennen und vermeiden zu können. Aufklärung wäre demnach jener Weg der Erziehung, der mit Bildung aus den Irrtümern herausführt. Indem Francis BACON (1561-1626) über die Wurzeln und Arten menschlicher Irrtümer aufklärt, ist sein Programm eine auch methodische Sprachkritik – jedes der Irrtümer gründet sich auf

³⁵ Die Kategorie des sogenannten „*handlungsorientierten* Unterrichts“ erhält hierdurch eine anschauliche Bekräftigung. Zum Zwecke des Lehrens und Lernens werden nicht selten Zeigehandlungen als Ergänzung zu Sprechhandlungen benutzt, um die Effektivität des Tuns zu erhöhen. Die Worte werden in Verbindung mit den rechten Zeigehandlungen – und die Zeigehandlungen in Verbindung mit den rechten Worten gelehrt und gelernt. Später fallen die Zeigehandlungen weg – sie werden mitgedacht. An die Stelle der *Lenkung mit der Hand* tritt nun die *Lenkung des Geistes* mit der Erinnerung. Die reale oder fiktive Handlung stets orientiert das Denken und Urteilen und zugleich lassen die Handlungsweisen einen Rückschluss auf das Denken und Urteilen zu.

³⁶ Man wird erinnert an das bekannte Problem der Selbstbezüglichkeit, z.B. an die überlieferte Paradoxie: „Ein Kreter sagt: Alle Kreter lügen.“ (vgl. bereits bei HEGEL; ferner JASPERS 1991, S. 424) Analog lässt sich eine verallgemeinerte Paradoxie formulieren: „Ein Mensch sagt: Alle Menschen irren.“ – Oder: „Die Sprachkritik behauptet: Alle Sprachlichkeit irrt.“ – Denn, die Sprache belügt sich dann selbst, wenn sie meint, dass sie mit Einzelbegriffen auch nur Einzeldinge bezeichne. Und macht mithin die bestätigende Erfahrung, dass diese Praktik in der Regel offensichtlich üblich sei und auf diese Weise durch Einzelworte zumeist eine Verständigung über Einzeldinge herstellbar ist. Je öfter der Irrtum praktiziert wird, umso glaubhafter erscheint jene Praxis. Es ist der Schein des Alltags, der diese Vorstellung nährt. Weshalb also sollte Sprache somit an diesem ihrem urwüchsigen Grundirrtum zweifeln müssen? [...] Fatal ist, dass auch Sprachkritik sich jener Sprache bedient, die sie vorgibt, kritisieren zu wollen. Auf diese Weise gerät m.E. Sprachkritik leicht in die Gefahr selbstbezüglicher Aussagen. Ein aktuelles sprachkritisch ausgesprochenes Urteil über eine zum gleichen Zeitpunkt aktuell ausgesprochene Aussage ist selbstbezüglich, wenn sie sprachkritische doppelte Negationen enthält. Um jener Gefahr der Selbstbezüglichkeit vorzubeugen, sollten deshalb m.E. Negationen bzw. Negationen von Negationen sprachlich vermieden werden. Das Problem einer Selbstbezüglichkeit schließlich zeigt sich, wenn man einmal überlegt, welches *B i l d* der Welt MAUTHNER selbst vertreten haben mag, als er jene drei Bilder der Welt formuliert hat. Er würde behaupten, dass er nach dem vollkommensten aller Bilder der Welt strebe, dies wäre ggf. das sogenannte verbale Bild der Welt. Es ist nicht bekannt, ob MAUTHNER selbst sich je diese Frage gestellt hat. Es wäre nicht uninteressant, dieser Frage nachzugehen – d.h. die Texte MAUTHNERS einer *metakritischen* Betrachtung zu unterwerfen.

³⁷ Der Irrtum einer vermeintlichen Eindeutigkeit von Sprache wird bewusst, wenn die Reflexion den folgenden Zirkel sichtbar macht. Wurde einst die Sprache gefragt: „Was eigentlich bezeichnest Du, wenn Du etwas bezeichnest?“ – Die Sprache antwortete: „Ich bezeichne jetzt dieses Ding.“ – Aber bezeichnest Du mit demselben Wort nicht auch andere Dinge? – „Ja, ich bezeichne mit einem einzigen Wort eine ganze Klasse ähnlicher Dinge.“ – „Also bezeichnet das eine Wort doch nicht nur ein einziges bestimmtes Ding?“ – Nein! – „Aber woher kann man dann wissen, ob ein Ding oder eine Klasse von Dingen gemeint ist?“ – „Durch den Kontext. Mal kann das eine Ding, mal kann die Klasse aller ähnlichen Dinge gemeint sein.“ – „Also erschließt sich die Bedeutung offensichtlich gar nicht aus dem Wort, sondern aus dem Kontext?“ – „Doch, auch aus dem Wort. Die Bedeutung eines Wortes wird erschlossen aus dem Wort und seiner Stellung im sprachlichen Kontext.“ – „Handelt es sich dabei nicht um einen Zirkel?“ – „Ich glaube, ja ...“, antwortete die Sprache zögernd.

einen irrungsvollen Umgang mit Sprache: Mal ist es der Glaube an den Sprechenden, mal ist es das Vertrauen auf die Sprache als konservativer Wert, mal ist es die Gutgläubigkeit an das wohlklingende Wort. Schließlich sei es die Sprache selbst, die von vornherein – bereits von der angeborenen Wurzel her – irrt. Wenn man also zögert, BACON einen der ersten Aufklärer³⁸ zu nennen, so hat er doch wie kein anderer mit seiner Idolen-Lehre³⁹ das Verhängnis von Denken und Sprache aufklärend⁴⁰ sichtbar gemacht. „Die menschliche Vernunft⁴¹ oder Sprache muss von diesen Gespenstern gründlich befreit und gesäubert werden“, denn schon die Seele eines Kindes werde mit den ersten erlernten Worten ggf. in einer falschen Denkweise bleibend geprägt (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 83). Dass es sich bei der Sprachkritik gleichsam um eine auch Kritik *didaktischer Trugbilder* handelt, kann hier nur angedeutet werden. BACON entzaubere jene Gespenster – so MAUTHNER – er entzaubert das Gespenst der Sprache⁴² selbst, wie man sagen könnte. Er erschüttert unseren naiven Glauben an die Sprache.

³⁸ Kriterien für den Beginn der Aufklärung sind bekannterweise Religions- und Kirchenkritik, Kritik an der selbsternannten Herrschaft der Theologie, Kritik des Feudalabsolutismus, Kritik der Leibeigenschaft, Kritik des Aberglaubens, Kritik einer falschen Erziehung und schlechter Schulen. Kriterium der Aufklärung auch ist eine Sprachkritik gegen die Unaufgeklärtheit der Gesellschaft. Merkmale der Aufklärung sind religiöse Toleranz, Aufhebung des Zunftzwangs, Gründung philosophischer neben den herrschenden theologischen Fakultäten. „Überall regt sich Bildung und Streben ...“ – Gründung von Schulen, auch für Mädchen, die Wiederentdeckung einer Gleichberechtigung der Frau. Aufklärung stets ist Mut zur Kritik, so dass man behaupten könne, dass das Zeitalter der Aufklärung eine Quelle vielschichtiger Erkenntnis- und Sprachkritik ist.

³⁹ Die Idolen-Lehre (Bacon 1988, Bd. 1, S. 444) bzw. dessen „Gespensterlehre“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 75-88) kann gedeutet werden als eine Kritik verschiedener auch *didaktischer* verwurzelter Lehr- und Erziehungsweisen. Idole sind mithin häufig *didaktische Trugbilder kognitiven und sozialen Lernens*: Kritisiert wird m.E. 1) jener Lehrer, der im Theater der Schule die Schüler mit der List der Sprache verführt. Kritisiert wird 2) jener Lehrer, der mit Sprache Macht und Gewalt ausübt. Kritisiert wird 3) jener Lehrer, der in der Höhle der Schule eine künstliche Sprache generiert, die in den Grenzen der Schule erfolgreich erscheinen mag, aber in der nichtschulischen Welt untauglich ist. Die oft beschworene sogenannte didaktische Vereinfachung muss selbst prüfen, ob sie wissentlich – oder unwissentlich – Trugbilder der Welt erzeugt. Das heißt: Ob der Lehrer sich dessen bewusst ist, dass seine vereinfachende Darstellungsweise ein trügerisches Bild ist bzw. ob er sich der Gefahr bewusst ist, dass das von ihm vermittelte Bild der Welt ein Trugbild beim Schüler erzeugen könnte. Auch wenn sich der Lehrer selbst diese Gefahr kennt – der Schüler jedoch oft zur Leichtgläubigkeit neigt und ein falsches Bild auch dann verinnerlicht, obwohl der Lehrer explizit auf die Gefahr einer zu starken Vereinfachung aufmerksam gemacht hat. Die gelehrte Vorstellung wird hernach vom Schüler notiert, die dazu gehörende Warnung des Lehrers zumeist nicht! In der späteren häuslichen Wiederholung des Stoffes wird die gelehrte Vereinfachung reaktiviert, die eigentlich zugehörige Warnung des Lehrers ist inzwischen vergessen. Die didaktische Tradition sprachlicher Vereinfachungen hat so unbewusst zur Verfestigung von Trugbildern beigetragen, selbst im naturwissenschaftlichen Unterricht. Sprachliches Vereinfachen bedarf mithin einer besonders feinfühligem sprachkritischen Bewusstheit – durch den Lehrer selbst, wie auch durch den reiferen Schüler. Geistige Reife hat ein Schüler, je stärker seine sprach- und erkenntniskritische Skepsis ausgeprägt ist.

⁴⁰ Ob jemand ein Aufklärer sei, wird nicht danach entschieden, ob er aufklärt, sondern ob er aufklärend auf die Nachgeschichte gewirkt hat. Das verbale Weltbild kann mithin anschaulicher beschreiben, was „aufklären“ lebendig bedeutet, als jenes substantivische Weltbild eines „Zeitalters der Aufklärung“, welches sich schwer tut mit einer Definition des Substantivs. – Dies könnte eine gewisse didaktische Bedeutung bei der Einführung des Begriffs „Aufklärung“ in Schule und Studium haben. Das Wort Aufklärung ist schwerfällig und täuscht eine Einfachheit vor, die keinesfalls vorhanden ist. Aufklärung wird nachhaltig verstehbar, wenn der Anspruch operationalisiert und differenziert wird. Das 18. Jahrhundert ist keine *substantivische Welt* der Aufklärung, sondern eine Welt des Aufklärens – eine *verbale Welt* vielfältiger bildungs- und sprachkritischer Aktivität. Das Goethe-Wort „Im Anfang war die Tat ...“ erhält hier seine Entsprechung.

⁴¹ In der Tradition von ARISTOTELES bis KANT misst man der Strenge der Regeln der Vernunft eine gewisse Sicherheit zu. Die Wahrheitserblichkeit von den Prämissen auf die Konklusion ist von solch logischer Faszination, dass man gar nicht auf den Gedanken kommt, dass auch die Vernunft auf Sand gebaut sein könne, wenn der Verstand nichts taugt. Alle Wahrheitserblichkeit nämlich nützt nichts, wenn die Verstandesbegriffe falsch, d.h. unbrauchbar sind. In diesem Sinne MAUTHNER: „*Der Syllogismus bindet die Zustimmung, nicht die Sache; er besteht aus Sätzen, die Sätze bestehen aus Worten, die Worte sind Merkzeichen der Begriffe; sind daher die Begriffe verworren und voreilig abstrahiert, so kann der Bau auf solcher Grundlage keine Festigkeit haben.*“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 77).

⇒ Selbst ein richtiges Deduzieren führt bei falschen Prämissen dennoch zu einer falschen Konklusion. Das Vertrauen in den formal korrekten Syllogismus schließt etwas Wichtiges ein: das generelle Misstrauen gegen alle Prämissen! Alle Prämissen vielmehr sind fragwürdig, alle *Allaussagen* prä-misverständnislich (...) Begriffe sind nichts anderes als versteckte *Allaussagen*.

⁴² Neben den Götzenbildern (1) des Stammes, (2) der Höhle und (3) des Theaters ist es (4) die Sprache selbst (Markt), die BACON als ein „Gespenst“ beurteilt. „Es gibt auch Götzenbilder in Folge der gegenseitigen Berührung und Gemeinschaft des menschlichen Geschlechts, welche ich wegen des Verkehrs und der Verbindung der Menschen die Götzenbilder des *Marktes* nenne. Denn die Menschen gesellen sich zu einander vermittelt der Rede; aber die Worte werden den Dingen nach der Auffassung der Menge beigelegt; deshalb behindert die schlechte und törichte Beilegung der Namen den Geist in merkwürdiger

Und nicht zufällig nennt MAUTHNER ihn an wenig bekannter Stelle einen „wirklichen Erneuerer der Wissenschaften“ – denn als „einziger Mann“ habe er „seine Riesenfaust gegen den Aberglauben an die Renaissance“ geballt (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 539). Indes benutzte auch er dazu – wenngleich subtil und feinsinnig – die vorgefundene gewöhnliche Sprache. In originärer Weise klärt BACON den Menschen nicht nur allgemein, sondern *im Detail* über sein Irren auf, so als wolle er sagen: Gewöhnlich ist Euer Denken von Grund auf mit Falschheit und Oberflächlichkeit behaftet. Habt also den Mut, Euch Eures eigenen Verstandes zu bedienen – wie er 1620, wenn auch nicht wörtlich, so doch sinngemäß im „*Novum Organum scientiarum*“ fordert. Sind eine Reihe von Irrtümern⁴³ durch Gesellschaft, Familie, Erziehung und Charakter sowie unsere Sinne bedingt, so gibt es darüber hinaus einen urwüchsigen Grundirrtum des Gattungswesens Mensch, dem nahezu jeder unterliege. Die Gattung schaffe sich eine Sprache, von der der Mensch glaubt, dass sie ein adäquates Abbild der Dinge sei. Dort, wo diese Adäquatheit verletzt werden sollte, sucht er die Ursachen dafür zumeist in den subjektiven Fehlern des Umgangs mit der Sprache – er sucht sie in der Regel nicht in der objektiven Eigentümlichkeit der Sprache selbst. Er hält die Sprache – richtig benutzt – für hinreichend exakt. Es findet unbeschrieben eine gewisse *Heiligung*⁴⁴ der Sprache statt. Die Sprache der Hl. Schrift stehe außerhalb jeder Kritik, denn sie bedarf keiner Interpretation, keiner Korrektur. Das Wort Gottes folgt der Vorsehung. Das AT lehrt, dass man den Dingen Namen – keine Begriffe – gegeben habe. Die Beziehung der Dinge der Schöpfung folgt strenger Ordnung. Und die Sprache habe sich nach dieser Ordnung zu richten. Um also die Worte *deckungsgleich* – ein Begriff aus der Geometrie – mit den Dingen zu machen, müsse man vermeintlich nur solange die Dinge und die Worte in Übereinstimmung bringen, bis Verständigung hergestellt ist. Analog, wie man Dreiecke solange versucht übereinander zu schieben, bis ihre Kongruenz eindeutig sichtbar ist. Das geometrische Beispiel ist geeignet, das sprachliche Tun und Streben des Menschen zu illustrieren. Vor sich liegend, findet der Mensch eine Vielzahl von verstreuten Dreiecken verschiedener Größe und Gestalt. Die Suche nach den rechten Worten gleicht der Suche nach jenen Dreiecken, die miteinander kongruent oder zumindest miteinander ähnlich sind. Jenes Dreieck, welches möglicherweise übrig bleibt, weil es zu den anderen weder in einer Beziehung der Gleichheit oder Ähnlichkeit steht, wird beiseite geschoben. Die List der Vernunft nennt dies eine Abstraktion. Gewisse Merkmale werden getilgt – man meint, sie vernachlässigen zu können. Das Gleiche scheint höher zu stehen als das Ungleiche. Die Gleichheit der Dinge erzeugt ein Gefühl der Harmonie und geometrischen Exaktheit. Der Verstand denkt rechtwinklig (...) Das Außergewöhnliche, das geometrisch nicht Regelmäßige, hat darin keinen Platz. Dafür gibt es in der Geometrie keine Kategorie – für ein solches *einmaliges* Ding (...) Das Zufällige braucht keinen Begriff – das Zufällige hat keinen Begriff. Und wofür es kein ähnliches zweites Ding gibt, gibt es mithin auch keinen Begriff! Man müsste ja gewissermaßen für jene zufällige Konstellation von Dingen ein neues Wort erfinden – jedoch könnte man sich dabei weder auf einen gegebenen

Weise. Auch die Definitionen und Erklärungen, womit die Gelehrten sich manchmal zu schützen und zu verteidigen pflegen, bessern die Sache keineswegs. Denn die Worte tun dem Verstande Gewalt an, stören Alles und verleiten die Menschen zu leeren und zahllosen Streitigkeiten und Erdichtungen.“

⁴³ Francis BACON verwendet für jene Irrtümer, die durch gewisse typische Trugbilder erzeugt werden, das Wort „idola“. So gibt es – so Egon FRIEDEL – die Höhlen der Individualität (*idola specus*), die Trugbilder des Theaters (*idola theatri*), die Trugbilder des Marktes (*idola fori*) sowie die „am schwersten zu erkennenden und am mühsamsten zu überwindenden ... der Gattung angeborenen Trugbilder“ (*idola tribus*) (vgl. Friedell 2009, S. 273).

⁴⁴ Dieses Sakrale der Sprache hat lange Zeit dazu beigetragen, dass jegliche kritische Betrachtungen verhindert werden konnten. Das Heilige ist heilig, weil es sich jeglicher Kritik entzieht. Insofern ist die Sprachkritik der radikale Versuch einer Entheiligung der Sprache. So auch beginnt in der Kirche selbst eine sprachkritische Tradition, aus der u.a. Sekten, Ketzer, gebildetes Mönchswesen, aufgeklärter Pietismus, die Sozialenzyklika und schließlich die sogenannte *Dialektische Theologie* hervorgehen. Möglicherweise ist es gerechtfertigt, jene letztere Strömung eine *Sprachkritische Theologie* zu nennen. Es wäre allerdings näher zu prüfen, ob sich die Vertreter der Theologie in der Tat selbst als Verfechter einer spezifischen religionsphilosophischen Sprachkritik verstanden haben. Von BARTH lässt sich dies behaupten. Dessen Formulierungen einer Sprachkritik erscheinen hinreichend kritisch, man mag sagen „dialektisch“: „*Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden ... denn von Gott kann nur Gott selber reden*“, so die radikale Aussage in „Der Römerbrief“ in der 2. völlig überarbeiteten Auflage von 1922.

Gattungsbegriff noch auf ein bereits vorhandenes unterscheidendes artspezifisches Merkmal beziehen, denn schon dies würde wiederum Ähnlichkeit unterstellen.

Menschen sind Suchende, um dasjenige sagbar zu machen, was als unsagbar gilt. Indes enthält das Nichtsagbare eine geheimnisvolle Faszination. Haben die Menschen aber das gesuchte Wort gefunden, so ist jener Zauber fort (...) Vielleicht sollte allein deshalb manches ungesagt bleiben. (D.G.)

1.7. Die Unaussprechlichkeit einer Welt – Eine sprachkritische Thematisierung der Grenzen der Sprache

Eine Möglichkeit von Bildern der Welt unterstellt, dass es für alle Dinge der Welt sprachliche Entsprechungen gibt. Während ein naiver Sprachgebrauch meint, dass unsere Sprache hinreichend differenziert sei, um die Vielfalt der Welt darzustellen, erlebt der Verstand die schmerzhafteste Erschütterung, dass keinesfalls ALLES versprachlicht werden könne – denn weder für das einmalige Einzelne noch für das einmalig Unendliche scheint die menschliche Sprache das rechte Wort zu haben. Mancher – sogar hoch gebildete – Mensch mag es als eine der „großen Kränkungen“ (Friedell 2009, S. 977) empfinden, dass die unbegrenzten Möglichkeiten der Sprache eine bloße eingebildete Annahme sei. Jene Einzeldinge, von denen der Mensch lange Zeit geglaubt hat, dafür angemessene Begriffe zu haben, erweisen sich in ihrer Individualität als plötzlich begriffslos. Dort, wo er ein Ding gemeint hat, hat er stets lediglich von einer Klasse relativ willkürlicher Dinge gesprochen. Scham entsteht – Enttäuschung über eine Sprache, von deren Universalität der Mensch lange überzeugt war. Solcherart Scham und Wut können auf diese schmerzvolle Weise zu einer psychologischen Quelle von Sprachkritik werden. Die *Entdeckung des Nichtsagbaren* wird zu einem neuen Gegenstand der Wissenschaft von der Sprache. Thomas RENTSCH hat darauf aufmerksam gemacht, dass jener radikale Gedanke des Nichtsagbaren unter anderem auf GOETHE zurückgehe: „Individuum est ineffabile – ein Individuum ist unaussprechlich“ (Rentsch 2005, S. 64). Es gilt die radikale Behauptung menschlicher Unsagbarkeit: „Das Einzelne ist unaussprechlich.“ (ebd. S. 83) Zur Relativierung einer solchen restriktiven Radikalität wäre es möglich, genauer zwischen der *Bezeichnungs- und Verständigungsfunktion* der Sprache und ihrer *Erkenntnisfunktion* zu unterscheiden. Vermag die Sprache zwar nicht, einen vollständigen Begriff des Einmaligen zu formulieren, so kann sie dennoch eine gewisse und oft zunächst hinreichende Verständigung über jenes einmaliges Ding erzeugen. Es kommt nämlich im Alltag häufig gar nicht darauf an, dass eine Aussage alle definitionsrelevanten Eigenschaften eines Dinges vollständig benennt, sondern einfach darauf verweist, was gemeint sei – durch ein Zeigen, durch einen Namen, durch ein Erinnern, durch ein Beispiel, durch Bezug auf einen Kontext. Ebenso, wie man es tun würde, wenn man in einem fremden Land etwas sagen wollte, aber die Sprache nicht beherrscht.

In ähnlich fremder Weise befindet sich der Mensch auch im eigenen Land – er beherrscht zwar die Sprache, kann aber das einmalige Einzelne ebenso wenig versprachlichen wie in der Fremde. So bleiben wir Fremde in einer jeden Welt, für die uns die Worte fehlen. Nur dort, wo wir Worte benutzen können, empfinden wir ein Gefühl von Vertrautheit und Heimat. Sprache erleichtert jenes Sein, welches sonst unertragbar wäre. Sprache vermittelt – so Milan KUNDERA – den Schein einer „unerträglichen Leichtigkeit des Seins“ – alles scheint leicht, wenn es dafür Worte der Leichtigkeit hat. Eine Sprache über die Dinge ist leicht – sie zu tun, meist schwer. Sprachkritik zeigt, dass Sprache ein fatales Bild der Welt erzeugen kann – eine Scheinwelt. Sollte es deshalb notwendig für die Schwere des Seins eine auch schwerwiegende Sprache geben? Und sollte man eine solche Sprache schwerwiegend benutzen? Und wäre dann alle Leichtigkeit des Seins dahin? Und wie steht es um die Nichtsagbarkeit Gottes? War die Idee nicht auch deshalb ersonnen, um die Schwere des Seins zeitweilig leichter ertragen zu können (...)

Zu jenen bekannten – aus philosophischen Gründen – nicht sagbaren „Dingen“ gehört traditionell der Gedanke Gottes. Eine Idee von Gott nur kann vom Menschen *gedacht* werden – wird sie *ausgesprochen*, bereits ist es nicht mehr Gott. Die Sagbarkeit zerstört das Bild. Die Unsagbarkeit⁴⁵ bewahrt das Bild. Dies verwundert praktisch umso mehr, da es dafür in allen Sprachen und Religionen mannigfaltige Worte gibt. Das naive Denken zieht daraus den naturalistischen Fehlschluss, dass Etwas, wofür es anerkannte Worte gibt, ja geradezu existieren müsse. Es ergibt sich folgender Zirkel: a) Was versprachlicht werden kann, darüber könne man sprechen. b) Wovon man sprechen kann, das muss „existieren“.

Der Zirkel verweist auf den ontologischen Gottesbeweis. Es beginnt so jenes oft naive Reden von Gott, allerdings in einer Weise, „wie man über Gott nicht denken soll“ – als sei dieses Sein das Selbstverständlichste der Welt (Rentsch 2005, S. 8ff.). Das Einzigartige und Heilige nivelliert sich im Reden – die transzendente Idee wird im Gebrauch zu etwas Alltäglichem. Behauptet WITTGENSTEIN, dass die Bedeutung eines Wortes sich im Gebrauch zeige, so gilt andererseits, dass ein unsensibler Gebrauch die Würde mancher Bedeutung zerstört. Die Idee wird verbraucht, indem sie gebraucht wird. Dort, wo Sprache etwas zerredet, wirkt sie zerstörerisch. Auch deshalb ist Sprachkritik nötig – gerade in jenen sensiblen Situationen, nicht nur als eine bloß rhetorische⁴⁶ Kritik, sondern als ein Bewusstsein, dass Sprache kein bloßes *Mittel* darstellt, sondern einen kulturellen *Wert* hat. Der theologische und philosophische Laie oft ist sich der Tragweite seines Tuns nicht bewusst. Dass Gott unsagbar sei, widerlegt das Schließen jener naiven Scheinvernunft durch jenen Schachzug, dass die Rede von Gott ja ein Sprechen über etwas offensichtlich (Un-)Sagbares wäre, dass Gott selbst somit „nicht unausgesprochen“⁴⁷ sei“. Im sprechenden Gebrauch des Wortes „Gott“ also müsse sich dessen Bedeutung (des Wortes) zeigen. Indem man sich die Idee gelegentlich sogar als Vermenschlichung vorstellt, vollzieht sich nicht nur eine Substantivierung der Vorstellung zu einem Bild in Form und Gestalt, sondern die naturalistische *P e r s o n i f i z i e r u n g*⁴⁸ einer Idee. Und wo erst ein Substantiv⁴⁹ existiert,

⁴⁵ AUGUSTINUS vielleicht würde auf die Frage antworten, was Gott sei: „Wenn Du mich nicht fragst, weiß ich es. Wenn ich es sagen wolle, weiß ich es nicht.“ Dies bereits zeigt die ganze Tragik der Sprache. Als innere Sprache sind wir uns ihrer sicher, mit ihrer Entäußerung werden jene Probleme offenkundig, die im Monolog nicht bemerkt werden. Das innere Denken noch arbeitet weitgehend mit Bildern – wofür man kein Wort hat, da stellt ein Bild sich ein. So brauchbar jene bildhaften Vorstellungen sind, so unbrauchbar wird das Bild, wenn man es begrifflich nicht versprachlicht werden kann. Und so könnte man urteilen, dass manche *n i c h t b e g r i f f l i c h e* Vorstellung von Gott Gott näher sei, als jeder bloße Begriff. Ist diese Sensibilität für die Sprache erlangt, wird das Denken vorsichtiger mit den Worten umgehen. Man wundert sich mitunter, mit welcher Leichtfertigkeit indes in der Gegenwart von Gott gesprochen wird.

⁴⁶ Wenn es auch einen funktionalen Unterschied zwischen der philosophischen Sprachkritik nach MAUTHNER und einer bloß rhetorischen Kritik gibt, so sei dennoch auf den kausalen Zusammenhang beider verwiesen: Hinter mancher Rhetorik einer originär substantivischen, adjektivischen oder verbalen Sprache versteckt sich zumeist ein gewisses Bild der Welt. Insofern ist ein bestimmter *rhetorischer* Gebrauch von Wortarten ein Indikator für ein gewisses *philosophisches* Bild der Welt. So wäre eine deutlich substantivische Rhetorik ein Indikator für ein eigentümliches Bild der Welt. Mithin: Rhetorik ist mehr als nur Form.

⁴⁷ So gibt es in den Predigten von Meister ECKHART einen Verweis auf AUGUSTINUS, der gesagt habe, „dass Gott nicht unausgesprochen sei“ (Meister Eckhart 2008, I, S. 387). Selbst große religionsphilosophische Denker sind mithin unsicher in der Rede von Gott (...) Da Gott mehr *S c h w e i g e n* als Sprechen sei, bleibe vieles unausgesprochen, ebenso, wie – wörtlich – die „Statt der Seele“ ungenannt bleibt, der Sitz der Seele noch nie festgestellt worden sei (ebd.). Sprachphilosophisch kann man meines Erachtens zu folgender Deutung gelangen: Wäre dem Menschen dasjenige zugänglich, was Gott über sich selbst ausspricht, dann würde diese Botschaft indirekt jenes Wissen enthalten, was Gott sich unter seinem eigenen Sein vorstellt. Der Rest ist Schweigen (...). Möglicherweise sind sich Gott und Mensch im Schweigen näher als in der sich entäußernden Sprache, aber selbst dies ist nicht zu beweisen. Und eine Sprache des Schweigens bislang ist selten ein philosophischer Gegenstand gewesen.

⁴⁸ Die Stufe der *P e r s o n i f i z i e r u n g* der Idee „Gott“ ist nach dem Urteil der „Kritik der reinen Vernunft“ von KANT (KrV, Elementarlehre II, Teil 2, Abt. 2, Buch 3) eine bereits fortgeschrittene Stufe religiösen Denkens. 1) Zuerst werde Gott realisiert, man stellt sich jenes Sein als real, existierend vor und werde so „zum Objekt gemacht“ (KrV ebd., Kant 1979, S. 643). 2) Daraufhin werde Gott „hypostasiert“ und schließlich die Idee „personifiziert“ (ebd.). Seither gibt es mannigfaltige weitere Vorstellungen der Existenzweise der Idee „Gott“, wobei die hinzutretenden Vorstellungen häufig mit einer Neuschöpfung von Worten, oft in Form neuartiger Ismen, verbunden sind, was die Notwendigkeit einer religionskritischen Sprachanalyse nicht nur bestätigt, sondern erhöht.

dort existiere auch bald das zugehörige Ding. So findet sich die Idee „Gott“ m.E. historisch aufeinander folgend in *allen* drei von MAUTHNER beschriebenen Bildern der Welt in verschiedenen Formen wieder. Die einen stellen sich Gott⁵⁰ als Substanz in einer substantivischen Welt (Gott als Substanz) vor, die anderen als das Ewige und Unendliche einer adjektivischen Welt (Gott als Attribut), die letzten schließlich als ein Werden bzw. Gott in seiner „Ruhe“ (Eriugena). Deshalb die radikale Warnung: „Wollte man Gott durch das Ewige oder das Werden ausdrücken, also adjektivisch und verbal, so stünde es bald bedenklich um das Existenzialurteil.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 399) Es war David HUME, der im Elften Abschnitt seiner Untersuchung *Human Understanding* vor einer leichtfertigen begrifflichen Sprache über Gott gewarnt hat. Gott sei ein „Einzelwesen im Universum“ und „nicht unter eine Art oder eine Gattung subsumierbar“ (Hume 2006, S. 183). Was aber kein artspezifisches Merkmal besitzt und keiner Gattung zugeordnet werden kann, ist kein Begriff – es ist m.E. nur als Name sagbar. Demnach wären auch alle üblichen Superlative nicht zulässig⁵¹. Die Vorstellung Gottes als eine adjektivische Welt scheint widerlegt. Dies klingt, als könne man sich Gott nun nur noch ausschließlich als eine eigene substantivische Welt vorstellen – als ein Wesen ohne Eigenschaften⁵², unermesslich⁵³ (...)

⁴⁹ Es handelt sich um einen auch anderweitig festzustellenden Trugschluss eines falsch verwendeten Syllogismus. Das naive Bewusstsein meint, dass jedes Wort eine reale Entsprechung eines vorgestellten Dinges haben müsse. Wird der Gebrauch eines solchen Wortes nur oft genug praktiziert, verfestigt sich der Glaube an Realitäten, deren Existenz gar nicht bewiesen ist. Für MAUTHNER ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer spezifischen Kritik nicht nur an der Sprache, sondern an den nachhaltigen Wirkungen, die durch ihren logisch fragwürdigen Gebrauch erzeugt werden. „Aus der Existenz des Wortes hat man wieder einmal auf die Existenz der Sache geschlossen, als ob der ontologische Beweis zu den Instinkten der redenden Menschen gehörte.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 458) Interessant ist an diesem Gedanken, dass der sogenannte Instinkt hier offensichtlich die Funktion der Logik übernimmt. Der Gedanke irrt! Ein Instinkt ist nützlich, aber unzuverlässig.

⁵⁰ So ist nachhaltig der folgende Zusammenhang zwischen den säkularisierten Bildern der Welt und den nachwirkenden drei Gottesideen vorstellbar. Man könnte sich demnach das kausale Weltbild als Übersetzung der adjektivischen Idee Gottes ins Weltliche vorstellen: An die Stelle des ersten Bewegers tritt das Naturgesetz.

religiöses Bild der Welt:	substantivische Idee Gottes	adjektivische Idee Gottes	verbale Idee Gottes
↓	↓	↓	↓
säkularisiertes Bild der Welt:	substantivisches Bild der Welt	adjektivisches Bild der Welt	verbales Bild der Welt

⁵¹ „Immer stirbt ein bisschen Gott“, so Lutz GENTSCH über den Prozess der Entchristianisierung unseres Denkens (Gentsch 2000). Indem Gott nicht mit Adjektiven der Unendlichkeit, Vollkommenheit, Weitsichtigkeit usw. bestimmt werden kann, bleibt übrig einzig das Unbestimmte und Unausprechliche. Manche Theologie meint deshalb, Gott existiere nur als Gefühl, nur als individuelle Vorstellung – niemals als Begriff. Welcher Natur aber wären solche Vorstellungen, wenn sie nicht begrifflicher Natur sind. Die Idee mithin bleibt ein ewiges Problem der Sprachkritik. Das Wort Gott erweist sich als ein „Probierstein“ der reinen Vernunft (Kant 1799, S. 55), ein Wort, welches sich der Erfahrung entzieht, wie man mit KANT sagen könnte. Jeder Gedanke bedarf einer begrenzenden Kraft. Das von KANT häufig benutzte Gleichnis des Probiersteins gehört mithin zu einer *Kritik* (!) der reinen Vernunft (ebd. S. 5, 24, 84, 85, 133, 513, 550, 694, 742, 831 und 834) wie auch zu einer „Kritik der praktischen Vernunft“. Dort allerdings, wo die Erfahrung als brauchbarer und verlässlicher Probierstein versagt, müsse man nach anderen Prüfsteinen suchen. Obwohl KANT radikale „Kritik an aller Theologie“ übt (ebd. S. 681ff.), meint er, dass eine „transzendente Theologie“ – ungeachtet „aller ihrer Unzulänglichkeit“ – eine „beständige Zensur unserer Vernunft“ sei (ebd. S. 688). Die Welt ist der Probierstein der Sprache. Und die Sprache eine Probe auf die Welt.

⁵² An wenig bekannter Stelle äußert Meister ECKHART in der Predigt „Von der Erfüllung“ den Gedanken, dass die Schöpfung Ausdruck von Kraft sei, geradezu wie jene Kraftanstrengung bei einer Geburt. „... in dieser Geburt betätigte sich Gott – und betätigt sich noch – als Kraft“ (Meister Eckhart 1934, S. 39). Das Gleichnis des Werkmeisters erhält hier seine Entsprechung (ebd. S. 74). Kein Bild – nicht einmal die klassische Mechanik – scheint ungeeignet, sich eine Vorstellung von Gott zu machen. Nicht einmal Gott selbst habe von sich „ein Bild oder Gleichnis“ (ebd. S. 62), wie also kann der Mensch meinen, dass er sich ein menschliches Bild jener Idee machen könne. Auch führt die Vorstellung einer physikalischen Kraft in die Irre, wie man sich leicht klar machen kann.

⁵³ Ein Wesen erscheint ohne Eigenschaften, wenn sich seine Merkmale nicht nach physikalischen Prinzipien messen lassen (Musil 2011, 1, S. 12). Und alles, was sich nicht messen lässt, existiert physikalisch gewissermaßen nicht. Dies das bittere Urteil von Robert MUSIL (1880-1942) in dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ in zwei Teilen (1930/32). Zudem seien jene Kräfte, die ein Mensch in seinem Leben ausübt, in ihren Wirkungen im Ganzen so minimal, dass sie nicht feststellbar sind – so, als würde jener Mensch gar nicht existieren, als hätte er keine Eigenschaften (ebd. S. 13). Der Roman ist eine feinsinnige Kritik an jenem Weltbild, wonach etwas nur dann einen Wert hat, wenn ein solcher nach Maß und Zahl messbar ist. Auch bei MAUTHNER findet sich eine philosophische Betrachtung des Messens – dies allerdings gebe „es nur in der verbalen Welt der Zwecke“, so das Urteil etwas radikal (Wörterbuch der Philosophie II, S. 83). „... weder in der adjektivischen Welt noch in der substantivischen Welt gibt es ein Maß; ein Maß ist weder ein Ding noch eine Eigenschaft“ (ebd. S. 83).

Prüft man dieses Bild der Welt, so zeigt sich, dass jene Substantivierungen wiederum auf Attribute rückführbar und so keine Alternative sind. Alle drei Versuche an Bestimmungen indes erweisen sich als untauglich zu einer Beschreibung⁵⁴ dessen, wie man sich die Idee „Gott“ erklären kann. Gott ist weder substantivisch, adjektivisch oder verbal vorstellbar – die Sprache versagt, weil das Denken versagt. Gott gehört einer Welt⁵⁵ jenseits der drei von MAUTHNER beschriebenen Welten an. Die Grenze der Gottesidee stößt auf die Grenze der Sprache: Wieder ist die Grenze der Sprache Grenze einer Welt. Und so sucht die Sprache nach Gleichnissen – ist Gott nicht sagbar, ist der Gedanke doch gleichnishaft vorstellbar. Und so gehört er allein der Vorstellung – als bleibendes Geheimnis, in allen und in Allem. Ein Ding, welches einem anderen weder gleich noch ähnlich sei, weil jede Vorstellung einzigartig bleibt. Allerdings ist fraglich, ob der Mensch Gott ebenbildlich sei und in seinem Glauben und Hoffen ähnlich werden könne. So, wie kein Ding einem anderen gleich ist, kann auch der Mensch keinem anderen Wesen gleich sein. Da antwortet der Verstand nachdenklich: Wenn schon nicht gleich, dann wenigstens ähnlich. Ewiges Streben nach Ähnlichkeit. Und wenn schon nicht für ewig, dann wenigstens für immer. Wenn schon nicht in dieser, dann wenigstens in jener Welt. Und mitunter ist jener Glaube an Hoffnung stärker als alles Wissen. Jedes einzelne Ding wäre demnach anderen weder gleich noch ähnlich – es wäre einmalig, einzigartig – und deshalb unsagbar, unaussprechlich⁵⁶. – Dies ist einer der Gründe, die HUSSERL zur Vision einer Phänomenologie geführt haben – als universeller Methode in Wissenschaft und Philosophie. Sich in einen Sachverhalt *einzu fühlen*, erscheint als eine jener Alternativen zu der erfahrenen Unmöglichkeit, denselben Sachverhalt zu *versprachlichen*. Gibt es Dinge wie Gott, die unsagbar⁵⁷ sind,

Es zeigt sich, dass die Versuche, geradezu alles auf jene drei Weltmodelle zurückführen zu wollen, in eine Sackgasse münden. Meines Erachtens arbeitet das Messen sehr wohl stets in der adjektivischen Welt: Unbekannte Eigenschaften der Temperatur (warm, kalt) werden mit bekannten Eigenschaften der Quecksilbersäule eines Thermometers verglichen, wobei man sich das Prinzip der Reziprozität zunutze macht.

⇒ Gemessen indes werden stets die Wirkungen von Kräften, nicht die Kräfte selbst (ebd. S. 84), gemessen wird das Indirekte. Es beginnt die Vermessung der Welt. Das, was als nicht messbar galt, wird messbar gemacht. Und erst, wenn wir die Dinge nach Maß und Zahl kalkulieren können, scheinen sie für uns zu existieren und ein Wertbewusstsein zu erzeugen.

⁵⁴ Aus der Nichtbeobachtbarkeit folgt die Nichtbeschreibbarkeit und so eine Nichterklärbarkeit. Das Denken stößt an eine scheinbar absolute Grenze (...) Da aber sprach einst ein Mensch: Und es gibt ihn doch, denn er existiert in meinem Gefühl. Und niemand bisher konnte diese Behauptung widerlegen. Erweist sich so die Idee der „Einführung“ von Edmund HUSSERL und Edith STEIN sowie Max SCHELER als psychologischer Versuch einer religionsphilosophischen Rettung der Idee Gottes?

⁵⁵ Selbst WITTGENSTEIN sucht nach persönlichen Erklärungen für Gott. So schreibt er 1916 in sein Tagebuch– in jener Zeit des Ersten Weltkrieges: „Es gibt zwei Gottheiten: die Welt und mein unabhängiges Ich.“ (zit. Waugh 2011, S. 140). Während er RUSSEL einen „Hohen Priester der Irreligiosität“ nennt, hat WITTGENSTEIN selbst immer um Gott gerungen, um eine Möglichkeit, sich Gott erklären zu können (vgl. Wittgenstein, Philosophische Betrachtungen, Studien Texte, Wiener Ausgabe, 2000, Bd. 2, S. 226). Man kann Gott nicht aufgeben, man würde geradezu sich selbst aufgeben müssen.

⁵⁶ Als die Gesellschaft begann, sich unter der Idee Gott etwas Gegenständliches vorzustellen, ist das Denken genauso verfahren. Wenn man über Gott sprechen will, so kann man dafür nur Worte der *menschlichen* Sprache benutzen. Diese Sprache aber ist an realen Dingen gewachsen. Indem man Elemente dieser Sprache auf die Idee Gottes überträgt, macht man diese in irgendeiner Weise *ähnlich* zu denjenigen Dingen, die existieren. So sprach man folgerichtig von der Gottähnlichkeit des Menschen bzw. von der Menschwerdung Gottes. Gott als *Idee* musste auf etwas *Bekanntes* zurückgeführt werden, um als *Wort* versprachlicht werden zu können. Zunächst nur ein Name, wird Gott zu einem transzendentalen Begriff. Vorgestellt als „Unendlichkeit und Unerkennbarkeit“, folgt deshalb m.E. zwingend eine *Unaussprechlichkeit* (vgl. Rentsch 2005, S. 65). MAUTHNER weist darauf hin, dass bereits bei den „großen Mystikern“ Gott unsagbar und deshalb nur *erfühlbar* gewesen sei (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 455). Wird die Idee gedacht, ist es Gott – wird sie ausgesprochen, ist es nicht mehr Gott. Damit aber erweist sich folgeschwer das Nichtsprachliche Gottes allerdings weder als lern- noch als lehrbar. Indes: Um Theologie lern- und lehrbar zu machen, bedarf es einer angemessenen Sprache, die nicht unbedingt ein substantivisches Bild von Gott bedeuten muss. Feinsinniger ist indes, sich Gott nicht als Substanz, sondern als *Attribut* vorzustellen. Gott wäre demnach Teil einer adjektivischen Welt polarer Urteile, in der er das „Gute“ als das Nichtböse, das Licht als das Nichtdunkle, das Ewige als das Unsterbliche verkörpert. Dort jedoch, wo beide Gegensätze aufeinander treffen, entsteht ein verbales Bild der Welt. Gott gilt nicht substantivisch als Schöpfer – Gott ist Schaffen und Schöpfen, Tun und Ruhen, Ausdruck des Verbuns. Die Welt ist keine passive Koexistenz gegensätzlicher Attribute, sondern ein ewiger Widerstreit – ein Streit zwischen den Menschen und Ständen sowie zwischen den drei psychischen Instanzen im Menschen – vielleicht auch der innere Widerstreit in Gott selbst. Denn auch jener habe seine Hölle, dies sei seine Liebe zu den Menschen, wie NIETZSCHE pointiert.

⁵⁷ Und alles für den Menschen Sagbare selbst sei unzureichend, gemessen an der Sprachlichkeit Gottes. Johannes TAULER (geb. um 1300) meint, dass das Wort Gottes „edler und genussreicher als hunderttausend Worte, die alle Menschen je sprechen

so könnte es immerhin sein, dass sie erfüllbar sind. Aber wird jenes Gefühle auch sagbar und mitteilbar sein? (vgl. Mauthner, Wörterbuch I, S. 455). Sprache und Denken geraten an Grenzen – ein Fühlen⁵⁸ vermag teilweise jene Begrenztheit zu überwinden. Indes, das Gefühl bleibt ein Inneres, eingesperrt in den oft sprachlosen Teil des Geistes. Der kritische Verstand macht so die Erfahrung, dass das Einzigartige und Einmalige eines Phänomens und Gefühls gar nicht versprachlicht werden kann. Welche sprachlichen Entsprechungen auch immer man für einen Schmerz benutzen würde, es wären stets sprachliche Zeichen, die an *anderen* Gegenständen gewachsen sind und aus *anderen* Erfahrungen und Kontexten stammen. Woher also nimmt unser Denken die Berechtigung, Jenes auf Dieses übertragen zu dürfen? Und wieso lässt sich damit im praktischen Alltag dennoch sogar ein hinreichend genaues Verständnis erzielen? – Sprache weitet das Denken, Begrenztheit der Sprache beschränkt es. Didaktisch orientiert, sollte man bei einem *sprachkritisch* intendierten Lehren⁵⁹ und Lernen also nicht nur fragen, was eine Sprache vermag – sondern, was sie zudem nicht vermag. Indem der Lernende erkennt, was Sprache nicht vermag, wird er dasjenige nachhaltiger verstehen, was sie vermag. Auch zu fühlen nicht nur, was ein Sprechender vermag – sondern was ein Sprechender selbst mit größter Mühe nicht vermag, weil es die (äußere) Sprache funktional nicht zulässt, gehört zur (inneren) Sprache. Der Lernende, der Arzt, der Richter gewinnen so eine neue Perspektive – der Grundirrtum ist zwar nicht beseitigt, aber er wird als lehrreiche Erkenntnis und gerechteres Urteil bewusst bleiben. Und der Lehrende wird zu prüfen haben, welche Folgen dies für seinen Begriff von Bildung, für sein Verständnis von Didaktik hat. Welches Bild der Sprache also solle er den Schüler lehren? Man muss wohl den Lernenden bis an die Grenze der Sprachlichkeit führen, um jene Begrenztheit von Sprache zu erfahren. An die Stelle der bislang scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten tritt eine Ahnung begrenzter Unmöglichkeiten. Jeder neue Versuch einer Sprachlichkeit ist lohnenswert – Sprache wird zur Herausforderung des Lernens. Das Maß an Grenze und Unbegrenztheit muss stets neu erkundet werden, auf die Suche nach dem rechten Gedanken folgt die Suche nach dem rechten Wort. Dort, wo dieses Einmalige gelingt, werden Grenzen überschritten. Grenzen sind keine Angelegenheit der Vorstellung, sondern der Erfahrung.

⇒ An eine Grenze zu stoßen, wird nachhaltig erfahren, vielleicht sogar als schmerzhaft empfunden. WITTGENSTEIN formuliert solcherart Ahnung im *Tractatus* (5.6) als Grenzerfahrung: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“

könnten“ sei (zit. in Gnädinger 1993, S. 399). Vergleiche dazu auch das Vorwort von Leopold NAUMANN, dem Hrsg. der *Predigten* (Leipzig 1923, S. 19). NAUMANN erwähnt die Frage nach den pantheistischen Zügen bei TAULER – das Urteil indes ist schwankend (ebd.). Und ein Pantheismus der Sprache und seine Folgen für eine pantheistische Theologie und einen pädagogischen Pantheismus müssten ohnehin gesondert betrachtet werden.

⁵⁸ Es wäre zu prüfen, ob eine (logische) Verknüpfung von Gefühlen einem ebensolchen Syllogismus folgt, wie die Deduktion sprachlicher Aussagen. Es ist zu vermuten, dass derjenige, der jenes Schließen von sprachlichen Prämissen auf eine Konklusion erlernt hat, diese Logik intuitiv auch auf die Verknüpfung von Gefühlen anwendet. So, wie Aussagen zu „Wenn – dann“ Beziehungen verknüpft werden können, so lassen sich m.E. auch Gefühle nach denselben Regeln behandeln, ohne dass sie versprachlicht sein müssen. Wieder wäre es die Logik, die eine universelle Gültigkeit unseres Seins zu haben scheint.

⁵⁹ Nicht zufällig gab es an den Gymnasien des 19. Jahrhundert in Prima zeitweilig das Fach „Propädeutik“ – der Versuch einer philosophischen Sensibilisierung des Denkens jener Schüler, die sich anschicken, auf einer Universität studieren zu wollen. Meines Wissens gab es das Fach an den preußischen Gymnasien etwa von 1795 bis etwa 1933. Der Gedanke geht auf KANT zurück, der meint, dass eine Propädeutik zwar sinnvoll sei, diese aber „gleichsam nur den Vorhof der Wissenschaften ausmacht“ (vgl. Kant 1979, S. 17). In der Regel war es der Rektor selbst, der – oft nach eigener Wahl der Inhalte – den propädeutischen Unterricht erteilte. Allerdings muss der Erfolg dieses Faches relativiert werden, da es sich zumeist lediglich um eine, maximal zwei Wochenstunden gehandelt hat. Vom Inhalt her verweisen eine Reihe preußischer Gymnasien auf die Philosophie und Logik von Friedrich Adolf TRENDELENBURG (1802-1872), dessen akademisches Lehrsystem zur aristotelischen Logik an der Universität Berlin zum Teil als geeignete Grundlage des preußischen Gymnasialunterrichts in Prima erachtet wurde. Die Propädeutik entfällt später. Der Anspruch wird auch nicht durch die spätere Einführung des Faches „Philosophie/Ethik“ z.T. an den Gymnasien nach 1970 ersetzt. Dennoch ist jener frühe curriculare Versuch hier erwähnenswert, sensibilisiert er doch das vorakademische Denken des Schülers für das Wesen der Sprache als Gegenstand von Philosophie und Logik. Während die Schüler bislang Sprache(n) lernten, lernen sie nunmehr, was Sprache sei. Dies kann als ein nicht unwesentlicher und bleibender Schwerpunkt von Bildung bewertet werden.

Das Eingeständnis kann gedeutet werden als eine persönliche Erfahrung – WITTGENSTEIN als Gärtnergehilfe (Juli 1920), als Volksschullehrer⁶⁰ (von Oktober 1920 bis April 1926). Sprache und Leben zwischen Realismus und Tragik. So werden die Dimensionen der Lebenswelt erweitert oder begrenzt durch die Möglichkeiten unserer Sprache. Wer eine weite Sprachwelt hat, macht sich auf zu den Weiten einer Lebenswelt. Und weitet so auch seinen Sprachschatz. Sprache wohl besitzt eine synergetische Kraft. Wer dagegen in einer verarmten Sprache⁶¹ lebt, lebt in einer armen Welt – ein Gefangener seiner Sprache in den Netzen der Lebenswelt.

Die Bedeutung von Papiergeld besteht darin, einen symbolischen Wert darzustellen. Es ist nebensächlich, um welches Papier es sich dabei handelt. Das Adjektiv „wertvoll“ erscheint weit wichtiger als das Substantiv „Papier“ (...)

1.9. Sprache als Universalwerkzeug – die adjektivische Sprache

Die Entstehung der Sprache kann gedeutet werden als urbane Suche nach einem geeigneten Mittel der Verständigung. MAUTHNER meint, dass von den drei Bildern der Welt zuerst auf diese Weise eine adjektivische Sprache entstanden sei. Demnach seien in anthropologischer Betrachtung die geschichtlich ersten Worte gerade keine Substantive, sondern Adjektive gewesen, die eine spezifische Bedeutung an besonderen Dingen hervorheben. Die „adjektivische Welt ... die einzige Welt, von der wir unmittelbar durch unsere Sinne erfahren, alle unsere Empfindungen, alle unsere Sinnesdaten sind adjektivisch.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 13). In der Theologie⁶² in der Regel bekanntlich gilt:

⁶⁰ Was weniger bekannt ist, besteht in der aufschlussreichen Tatsache, dass WITTGENSTEIN in der Oberstufe neben Mathematik auch Physik und Chemie sowie Biologie unterrichtet und die dafür fehlenden Unterrichtsmittel selbst angefertigt hat (Nedo 2012, S. 191 und 210). Ein durch ihn unterschriebenes Zeugnis von 1921 weist die von ihm erteilten Fächer Rechnen, Naturgeschichte und Naturlehre, Geographie und Geschichte sowie Gesang aus (ebd. S. 201). WITTGENSTEIN selbst spielte Klarinette (ebd. S. 208). Hier ist anzumerken, dass man sich seinerzeit unter Naturgeschichte die Fächer Botanik und Zoologie, unter Naturlehre dagegen Physik und Chemie vorstellen muss. WITTGENSTEIN stößt mit seiner Sprache auf die Sprachlichkeit der Schüler. Die Grenze deren Sprache ist die Grenze ihrer Welt. Und die Grenze ihrer Welt ist die Grenze des Unterrichtens. Dort, wo der Lehrer es vermag, Grenzen des Lernens zu überwinden, bewirkt er mehr als nur Schule.

⁶¹ Ausgenommen sind hier jene Menschen, die von Geburt an nicht sprechen und hören können und – möglicherweise – auch nicht über gewisse Denkbegriffe verfügen. In den Grenzen ihrer Vorstellungswelt schaffen sich jene Menschen eigene Bilder und Zeichen, in denen sie leben und so ihre Beziehung zur Welt definieren. Allerdings: So, wie sie sprachlich nicht zu uns gelangen, so gelangen wir sprachlich nicht zu ihnen. Die Suche, dennoch Kommunikation zu erzeugen, ist Teil der Therapie. Und zeigt so dem Psychologen nicht selten, wie bedeutsam eine Philosophie der Sprache sein kann. Die Andersartigkeit anderen „Sprechens“ wirkt für uns sensibilisierend für *das Wesen* von Sprache allgemein. Was macht Laute zu Wörtern? Was macht Wörter zu Sprache? Wo also beginnt Sprachlichkeit? Was drücken ggf. Sprechlaute aus, die offensichtlich weder Substantive, Adjektive oder Verben sind? Und wenn dies so ist – welches Bild der Welt verbirgt sich dahinter? Zu vermuten ist, dass jene Menschen wesentlich ein adjektivisches Bild der Welt besitzen – konstituiert aus Empfindungen und Erfahrungen.

⁶² In allen Übersetzungen der Hl. Schrift heißt es nicht zufällig „In principio ...“, „Im Anfang ...“ oder „In the beginning ...“ usf. MAUTHNER nennt den Gedanken von GOETHE „Im Anfang war die Tat ...“ dagegen eine „k ü h n e Übersetzung“ (Mauthner, Beiträge zu einer Kritik, Bd. 1, S. 137). Die Bewusstheit des Unterschiedes ist nicht unbedeutend: Ein Wort = Im Anfang hat eine andere Bedeutung als ein Wort = Am Anfang. Ob also das *Wort* oder die *Tat* am Anfang steht, ist ein m.E. ernst zu nehmendes anthropologisches Problem. Friedrich ENGELS immerhin behauptet in „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“: „Am Anfang die Arbeit. Und dann nach ihr und mit ihr die Sprache.“ (MEW 20) Das Problem auch gehört in eine Geschichte des Atheismus, in eine Geistesgeschichte von Arbeit und Sprache, die es m.E. bislang nur in Ansätzen gibt. – Man sieht, wie ein einziges Wort in der Übersetzung eine andere Vorstellung zu erzeugen vermag – ein anderes Bild von Schöpfung oder Evolution beschreibt. Ferner vermerkt die Hl. Schrift zudem den feinsinnigen Vorgang einer Substantivierung des „verbuns“. Wie es in JOHANNES weiter heißt, vergegenständliche sich das Wort: „Und das Wort ward Fleisch...“ (1,13). – In der lateinischen Fassung analog: „*Et Verbum caro factum est ...*“ (ebd.) Das Wort (verbum) wird Substanz (substantum, factum) – die eine Welt geht in eine andere über, diese lebt in jener Welt fort. Das eine Bild ist die Welt vor, das andere eine Welt nach der Verdinglichung. In der *Festpostille (1527)* betont LUTHER: „Und das wort ward fleisch und wonete unter uns. Und wir sahen seine herlichkeit ...“ (WA 17, 2. Abt. S. 326). Sprachkritisch ist auf folgendes hinzuweisen: Wir sind gewohnt, das Wort Fleisch als Substantiv zu lesen. Und so auch ist es wohl in der Hl. Schrift bzw. in der *Festpostille* gemeint.

„Im Anfang war das Wort“ – „*In principio erat verbum*“, wie es in Johannes (1,1) heißt. Meister ECKHART fügt dem eine eigene Interpretation hinzu. Bezogen auf die Trinität müsse das Wort Gott-Vater entstammen (Meister Eckhart 1934, S.295) Und folgerichtig die Frage, „ob nicht auch der Vater wieder einen Anfang habe“ (ebd.) – Die Antwort ECKHARTS lautet: „Ja. Erst sein Beginn ist ein Ursprüngliches und nicht weiter ableitbar.“ (ebd.) Abrupt wird der Regress abgebrochen. Der Ursprung des Urwortes erweist sich als theologisch nicht sagbar. Die Suche hält an. Vorerst (...) „Mit dem Worte stehen die Menschen am Anfang der Welterkenntnis“ (vgl. Mauthner, Beiträge I, S. 2). „Und sie bleiben stehen, wenn sie beim Worte bleiben.“ (ebd.) Deshalb gilt meines Erachtens: Im Anfang waren zunächst Adjektiv und später Zweck, so lehrt es die Anthropologie⁶³. Man könne also provozierend anthropologisch behaupten: „*In principio erat adjectivum!*“ Dazwischen liegt die Vertreibung aus dem Paradies⁶⁴. Wandelt sich dann die bloße Empfindung zum Bedürfnis, entsteht der rationale Zweck – Arbeit und Sprache werden mehr und mehr einer Rationalität unterworfen. Der Kampf ums Dasein als ein Kampf um das Erreichen von Zwecken erweist sich als ein Suchprozess nach einem dem besonderen Zweck entsprechenden besonderen Mittel. Diese Besonderungen bringen nun sprunghaft mehr und mehr eine Welt der Adjektive⁶⁵ hervor. In einer adjektivischen Sprache wird ein Ding weniger dadurch bezeichnet, was es substantiell *ist* – sondern vielmehr, welche Zweckerfüllung⁶⁶ es *bedeutet*. Mithin werden zunächst jene Eigenschaften in einer adjektivischen Sprache hervorgehoben, an denen ein besonderes Interesse besteht bzw. andererseits jene Eigenschaften, die sich als besonders gefährlich erwiesen haben. Sprachentstehung folgt einem erkenntnis- und praxisleitenden Interesse. Klaus HOLZKAMP spricht so von einem Erkennen von „Gegenstandsbedeutungen“ (Holzkamp 1969). Der Umstand, *wofür* etwas zu gebrauchen sei, ist also anfänglich für das individuelle oder kollektive Gedächtnis bedeutsamer als ein Wissen, *was* ein Ding ist. Das Wissen schreitet – so das anthropologische Modell von MAUTHNER – somit von einem adjektivischen Wissen über ein substantivisches Wissen zu einem verbalen Wissen fort⁶⁷.

Indem sich das Wort substantiviert, wird es sichtbar, man sieht nun die Herrlichkeit. Sichtbarkeit aber ist ein Attribut. Indes kann man das Wort „fleisch“ auch adjektivisch verstehen, indem das Wort fleisch ward, wird es Teil einer adjektivischen Welt.

⁶³ Auch LÉVI-STRAUSS konnte mit ethnologischen Untersuchungen bestätigen, dass Adjektive zeitweilig eine Stellvertreterfunktion für Substantive einnehmen. Die vielfältigen, in der „Mythologica“ zusammengetragenen Beobachtungen und verallgemeinerten Verdichtungen bestätigen demnach den großen Anteil an *funktionalen Adjektiven*, die bereits in den Sprachen der Frühkulturen enthalten sind (vgl. Lévi-Strauss 1976, Bd. 1).

⁶⁴ Es gibt einen Unterschied zwischen der außerweltlichen Sprachlichkeit im Garten Eden und der innerweltlichen Sprache. Nicht nur die Arbeit ist Ausdruck der Erbsünde, sondern auch die Unvollkommenheit der Sprache erscheint als ewige Bestrafung menschlicher Neugier. Im Paradies gab es Namen, in einer innerweltlichen Sprache Begriffe. Mit der Vertreibung aus dem Paradies verliert das Sprechen seine Unschuld und wird schuldig an den Dingen: Die Sprache macht die nachhaltige Erfahrung, dass sie der Dingwelt nur unzureichend gerecht zu werden vermag. Darin hat Sprachkritik ein weites Feld (...)

⁶⁵ In seinen sprachgeschichtlichen Betrachtungen erwähnt HUMBOLDT, dass manche Sprachen geschichtlich in einer Ausdifferenzierung steckenbleiben und über Nomen nicht hinauskommen (Humboldt 2003, S. 101), so sei auch darin der Umstand zu erkennen, dass der Mensch „die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht“ (ebd. S. 108).

⁶⁶ Demnach sind jene gebräuchlichen adjektivischen Fragmente anfänglich noch nicht Attribute der Dinge, sondern Ausdruck subjektiver Zweckerfüllung, diese präadjektivische Sprache ein Spiegel der menschlichen Bedürfnisse. Als wichtiges Merkmal des Wassers gilt noch nicht das Adjektiv „flüssig“, sondern das Attribut „durststillend“. Sprache entsteht also nicht, um Dinge zu bezeichnen, sondern um den funktionalen Zusammenhang von Bedürfnis und Bedürfniserfüllung denken und mitteilen zu können. Die Dinge und ihre „Be-Zeichnungen“ kommen erst ins Spiel, als erkannt wird, dass verschiedene Dinge ähnliche Merkmale besitzen. So, wie die Differenzierung der Bedürfnisse wächst, nimmt die Verfeinerung der Sprache zu.

⁶⁷ Hier zeigt sich ein unübersehbarer Unterschied zu jener Stufentheorie des Lernens von Jan Amos COMENIUS, der in der *Consultatio Catholica* drei Stufen unterscheidet: Danach sei nach dieser Lehre des Wissens, die COMENIUS Gnostik nennt, die 1. Stufe zu wissen, *was* etwas ist, die 2. Stufe, *wie* etwas ist und die 3. Stufe, *wozu* etwas zu gebrauchen sei. Letzteres sei die höchste Stufe des Wissens, so Comenius (vgl. Komensky 1970, S.203). Heutige Lerntheorien gehen mithin von dem dazu verschiedenen Umstand aus, dass der Lernende durchaus zunächst eine Erfahrung von Anwendbarkeit und praktischer Nützlichkeit machen könne oder solle, ehe er zu kausalen Erklärungen vordringt, worin eigentlich dieses oder jenes Merkmal der Nützlichkeit eines Dinges begründet sei. Er würde so die dritte Stufe vor der zweiten erlangen, was als durchaus möglich erscheint.

Mit dem Adjektiv verbindet sich assoziativ mithin bereits ein subjektiver Zweck: Die Sprache erfüllt die Funktion eines Mittels – Begriffe besitzen so eine Art Werkzeugcharakter⁶⁸. Wie ein Handwerkszeug sind sie für Dieses oder Jenes tauglich. Erweisen sich mithin gewisse Worte bzw. Begriffe als untauglich, muss das Werkzeug dem Zweck angepasst werden. Universell ist ein Begriff dann, wenn er mehr und mehr auf eine Vielzahl von Dingen bzw. Attributen von Dingen widerspruchsfrei anwendbar ist. Zugleich muss der Begriff der Spezifik des Dinges oder dem betreffenden Attribut Rechnung tragen – dadurch treten Universalität einerseits und Spezialität von Begriffen andererseits miteinander in Konkurrenz. Anforderungen und nähere Umstände entscheiden dann darüber, ob eher ein Universal- oder ein Spezialbegriff für einen bestimmten Zweck angemessen sei.

Auch im materiellen Arbeitsprozess kristallisiert sich später die technologische Frage heraus, ob Universalwerkzeuge oder eher Spezialwerkzeuge zweckmäßig und somit besser geeignet seien. Allerdings zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass solche sogenannten Universalwerkzeuge⁶⁹ oft lediglich Kombinationen von Spezialwerkzeugen sind – man spricht so z.B. von einer Kombizange, da diese bis zu einem gewissen Grad zugleich die Funktion einer Flach- und einer Kneifzange erfüllt. Das Beispiel lässt vermuten, dass für schwierigere Arbeitsverrichtungen sich stets das Spezialwerkzeug als das besser geeignete erweisen wird. Allerdings ist es auch häufig das teurere Werkzeug, da anstelle von *einem* universell verwendbaren Kombiwerkzeug mehrere verschiedene Spezialwerkzeuge nötig sind.

Die Werkzeugfunktion der Mittel ist im philosophischen Denken häufig als Gleichnis für das Wesen der Sprache benutzt worden. Neben MAUTHNER ist es Ludwig WITTGENSTEIN, der in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ (PhU § 41 ff.) jene Bedeutung der Begriffe als den Werkzeugcharakter der Sprache bezeichnet und so auch an die sprachphilosophischen Vorarbeiten von Francis BACON angeknüpft hat. Mit HEGEL lässt sich zudem feststellen, dass das Werkzeug ohnehin ehrenvoller sei als die bloßen Genüsse, die entstehen und wieder vergehen, wie es in der „Wissenschaft der Logik“ heißt. Das Werkzeug dagegen erhält sich, es ist geronnene Gattungserfahrung – nach DILTHEY eine *Objektivierung* von Geist und Kultur. Wenn MARX später formuliert, dass man an der Art, wie und womit die Menschen produzieren, den Grad ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklung ablesen könne (vgl. MEW 23), so gilt dies auch für die Kulturgeschichte einer Sprache.

⁶⁸ M.W. war es Francis BACON (1561-1626), der als einer der Ersten den funktionalen Zusammenhang von Hand-Werkzeugen und Denk-Werkzeugen formuliert hat. In §2 heißt es: „Weder die bloße Hand noch der sich selbst überlassene Verstand vermögen Nennenswertes; durch unterstützende Werkzeuge wird die Sache vollendet; man bedarf ihrer nicht weniger für den Verstand als für die Hand. Und so, wie die Werkzeuge die Bewegung der Hand wecken oder lenken, so stützen und schützen in gleicher Weise die Werkzeuge des Geistes die Einsicht.“ (Bacon 1988, Bd. 1, S. 440). Begriffe müssen scharf sein wie ein Werkzeug. Die Wurzel menschlichen Irrtums steckt deshalb – so BACON – nicht allein in den Handlungen, sondern bereits in den Begriffen. §12: „Die Logik, mit der man jetzt Missbrauch treibt, dient mehr dazu, die in den gewöhnlichen Begriffen steckenden Irrthümer zu befestigen, als die Wahrheit zu erforschen; sie ist deshalb mehr schädlich als nützlich.“ (vgl. ebd. S. 441) „Falsche Begriffe“ (Bacon, ebd. S. 443) wirken wie ein Idol und erzeugen eine geistige Höhle, in der Sprache und *Verstand* eingesperrt sind. Und diese „schädliche Logik“ ist jenes Gespinnst der *Vernunft*, die den Ausgang aus der Höhle versperrt. Vielleicht kann man m.E. hier – in Anlehnung an WITTGENSTEIN – von einer „Verhexung des Verstandes“ durch den Unverstand sprechen.

⁶⁹ Ein weiteres anschauliches Beispiel für Universalwerkzeuge ist die Beziehung von Holzarten einerseits und Sägearten andererseits. Idealerweise müsste es je nach Härte für jede Holzart eine spezielle Holzsäge geben. Dies würde bedeuten, dass der betreffende Tischler, Zimmerer oder Schreiner eine Vielzahl von Holzsägen im Arsenal haben müsste. Für einfache Arbeiten allerdings erweist sich eine mittlere Säge als Werkzeug in der Regel für ausreichend. Für sehr hartes Holz allerdings wird man mit einer mittelmäßigen Säge scheitern (...) So geschieht es auch in der Welt der Begriffe [...] Auf einen harten Klotz gehört ein grober Keil, hat einmal ein praktischer Mensch gesagt. – Analog kann die Frage auch für Holzbohrer bzw. für Metallsägen und Metallbohrer diskutiert werden. Fragen nach der Geeignetheit von Mitteln kristallisieren sich nicht nur als typisch praktisches, sondern auch als ein berufswissenschaftliches Problem heraus. Die nähere Betrachtung zeigt, dass wir eigentlich keinen exakten Maßstab für mehr oder weniger ausgeprägte Eignungen von Mitteln oder Technologien besitzen. Ebenso, wie es in der Welt der Aussagen oft nicht ausreicht, schlechthin zwischen „wahr“ und „falsch“ zu entscheiden, genügt es in der Welt der Mittel nicht, „geeignete Werkzeuge“ und „nicht geeignete Werkzeuge“ zu unterscheiden. Auch entscheiden berufliche Gewohnheiten, ständische Traditionen sowie Ausbildung und subjektive Arbeitsweise darüber, welches Werkzeug man wofür üblicherweise verwendet. Innerhalb des Systems „Arbeitsprozess“ besitzt ein Werkzeug also eine zweckrationale Systemfunktion. Analog: Innerhalb eines „Denk- und Urteilssystems“ besitzt ein Begriff eine zweckrationale Verständigungsfunktion.

Bekanntlich Wilhelm von HUMBOLDT hat in dieser Richtung gearbeitet. Reife und Vielfalt der Sprache seien Indikatoren der Stufe einer Kultur, Schriftkultur⁷⁰ bereits deutet auf weit fortgeschrittene Entwicklungen hin. Ähnlich der Religionskritiker Ludwig FEUERBACH (1804-1872): „Die Sprache ist daher das Kriterium, wie hoch oder wie niedrig der Grad der Bildung der Menschheit.“ (Feuerbach 1996, S. 21). Die „Drei Bilder der Welt“ können als ein kulturgeschichtliches Stufenkonzept gedeutet werden – die Sprache des jeweiligen Weltbildes zeigt eine gewisse Entwicklungsstufe an. Insbesondere die Bildersprache kann als Spiegelbild eines Weltbildes gedeutet werden. MAUTHNER schlussfolgert: a) „die Lautsprache decke sich mit dem Verbum“; b) „die Bildersprache mit dem Substantiv“ (Mauthner, Beiträge zur Kritik der Sprache, II, S. 537). Darin deutet sich an, dass es sich um ein verbales Bild und um ein substantivisches⁷¹ Bild der Welt handeln könne. Dass MAUTHNER dabei zumeist an europäische Sprachen gedacht hat, sei einschränkend erwähnt.

Eine weitgreifendere Untersuchung ist noch nicht vollendet⁷², die in einer kulturvergleichenden Betrachtung Sprachen daraufhin untersucht, wie diese in ihrer grammatischen⁷³ Struktur die äußere Struktur der Welt abzubilden vermögen. So hat MAUTHNER darauf aufmerksam gemacht, dass die Kopula „ist“ – wegen ihrer Bindung an die philosophische Bedeutung des Seins – besonders in der christlichen Philosophie eine größere Bedeutung habe als zum Beispiel in der russischen⁷⁴ Sprache, die bekanntlich in

⁷⁰ Mundartssprache und Schriftsprache sind für die empirische Forschung verschiedene Gegenstände. Während sie in der Sozialgeschichte miteinander in organischer Verbindung stehen, erscheinen sie der Forschung als auseinandergerissen. Direkt empirisch zugänglich ist aus dem Altertum nur die überlieferte Schriftsprache, während die mündliche Sprache vom Winde verweht ist: MAUTHNER nennt die mündliche Sprache eine „flüchtige Lautsprache“ (Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache II, S. 536). In der latenten Gleichsetzung von Sprache mit Schriftsprache liegt die Gefahr eines Interpretationsfehlers. Man kann nicht direkt vom Niveau der Schriftsprache auf ein bestimmtes Niveau der mündlich gepflegten Sprache schließen. Der Rückschluss ist lückenhaft. Zudem ist die Schriftsprache des Altertums und des Mittelalters Ausdruck einer gelehrten Sprache, über die Sprachkultur von Unterschichten wissen wir dagegen wenig. Sprachkritik findet hier ein schwieriges methodisches Problem vor. Während Schriftsprache konstruiert vorliegt, muss die Mundart rekonstruiert werden. Sprachgeschichte ist zumeist eine Geschichte der Entstehung und Wandlung der Schriftsprachen, sie sieht mithin eigentlich nur die Spitze eines Eisberges – die unter der Oberfläche sich vollziehenden Mechanismen der Mundarten lassen sich nur ahnen.

⁷¹ Meines Erachtens ist der Schluss, dass die „Bildersprache“ an Gleichnissen, Symbolen und Allegorien Ausdruck eines rein substantivischen Bildes der Welt sei, voreilig (vgl. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, II, S. 537). Es ist ja gerade das hermeneutische Geheimnis der Bildersprache, dass die dargestellten Dinge als Träger von Attributen erscheinen – das, was sich als ein substantivisches Bild darstellt, ist eine adjektivische Welt. Das Verstehen des substantivischen Bildes der Welt folgt einer Transformation der Subjekte in Prädikationen. Zugleich ist die Allegorie nicht von größerer Wahrheit als das Bild der Substantive. Die Allegorie ist nichts als „die Lüge der Wahrheit und die Wahrheit der Lüge“, die Allegorie liefert nicht die Wahrheit, sondern beleuchtet m.E. die Unwahrheit (zit. Eco 1992, S. 213). Und dieses lichte Bild lässt sich nur in einer adjektivischen Sprache vermitteln. Ein Irrtum wäre es auch, wenn MAUTHNER eine Klassifikation der Künste erwogen hat, wonach die „bildenden Künste die Künste des Substantivs oder Objekts, die redenden Künste die Künste des Verbums oder Subjekts“ seien (Mauthner, Beiträge II, S. 538). Er selbst nennt diesen Gedanken wohl deshalb in sarkastischer Weise „furchtbar geistreich“, also abwegig (ebd.). Meines Erachtens widerspiegeln die Künste – unabhängig von ihrer bildenden oder sprachlichen Form – stets eine adjektivische Welt: die Form enthält versteckte Zuschreibungen, Bewertungen und Urteile der Welt. Alle Kunst ist ein kunstvoller Code, eine eigene Sprache, die man oft trachtet, zu entschlüsseln. Ein substantivisch erscheinendes Bild in ein adjektivisches Bild der Welt zu übersetzen nennt die Philosophie Hermeneutik, die Theologie Ikonographie und Exegese, die Geisteswissenschaft Psychoanalyse.

⁷² HERDER und Wilhelm von HUMBOLDT haben dazu Beiträge zusammengetragen, auch bei MAUTHNER finden sich zahlreiche etymologisch-vergleichende Betrachtungen. Das monumentale Werk von Arno BORST „Der Turmbau von Babel“ schließlich ist ohne Beispiel. Es handelt sich dabei um die 1957 vor der Philosophischen Fakultät Münster verteidigte Habilitationsschrift, die dann zwischen 1957 und 1963 in vier Bänden mit einem Umfang von 2320 Seiten erschienen ist. Hier wird zitiert aus dem unveränderten Nachdruck von 1995. Eine Erwähnung von MAUTHNER findet sich im Teilband 3/2 auf Seite 1856, eine Auseinandersetzung folgt auf Seite 1810 (vgl. Borst 1995, Bd. 3/2, S. 1810 ff.).

⁷³ Es ist eine m.E. gewagte Hypothese, dass es zwischen der grammatischen Struktur der Sprache und der Struktur der Weltbilder eine Äquivalenzrelation gibt. Immerhin Hans ALBERT behauptet, dass sich „unsere Weltperspektive ... in der Grammatik unserer Sprache ausdrückt“ (Albert 1993, S. 197). Dies wäre eine gewisse Bestätigung für die Position von MAUTHNER, dass Bilder der Welt sich in Sprachen der Welt ausdrücken.

⁷⁴ MAUTHNER verweist darauf, dass die Kopula *is t*, die „sprachlich ganz überflüssig ist, in der Logik eine so große Rolle spielt“ (Mauthner, Wörterbuch I, S. 514). Im Sinne von MAUTHNER wäre ferner zu fragen, ob deshalb der russischen Sprache ein eher substantivisches Bild zugrunde liegt, weil sie auf das Verb „*ist*“ verzichtet? – Oder ob dieser Verzicht zwangsläufig

ihrem Satzbau ohne das Wort „ist“ auskommt. Während also in der Grammatik der deutschen Sprache ein Attribut mit dem Wort „ist“ stets an das Subjekt gebunden ist, benötigen andere Sprachen diese Kopula nicht. Dies könnte bedeuten, dass *ein Sein* gewissermaßen mitgedacht werden muss und auf eine solche Selbstverständlichkeit wie das zusätzliche „ist“ verzichtet werden könne. Die Andersartigkeit der Sprachen lässt Rückschlüsse auf die Andersartigkeit des Denkens zu. Wer nur seine eigene Grammatik kennt, kennt nicht einmal diese recht.

Sprache verdeckt die Sache wie ein Kleid und bildet zugleich ihr Skelett, das ihr zur Aussagbarkeit und Figur verhilft. Sprache artikuliert, zerstückelt, und tut der ungeteilten Sache, dem Gegenstand „selbst“ Gewalt an und folgt ihr doch nur, schmiegt sich ihr an, lässt sie erscheinen, entbirgt sie. (Helmuth PLESSNER)

1.10. Die Doppelfunktion von Sprache – Der Tauschwert der Begriffe und die Entkleidung der Sprache

Jedes Mittel hat zwei Seiten. Es erfüllt eine Funktion in einer bestimmten Richtung – darin besteht seine Tauglichkeit⁷⁵ als Werkzeug und somit seine Stärke. In anderer Beziehung mag ein und dasselbe Mittel völlig untauglich sein – darin besteht das Schicksal eines jeden Mittels. Es kommt sichtlich darauf an, genau zu wissen, *wofür* ein Mittel speziell geeignet ist – es muss sowohl zum Objekt wie auch zum Subjekt passen, ein spezielles Mittel für einen spezifischen Zweck. Nichts in der Welt ist universell für alles tauglich – vieles Verschiedene ist indes für sich genommen für viele verschiedene Zwecke geeignet. Wenn dies so ist, so erhebt sich die Frage, wieso wir gerade der *Sprache* eine Universalität von Funktionen abverlangen, für die sie nicht geeignet ist. So kann ich a) mit alltagssprachlichen Worten allein keine wissenschaftlichen Aussagen treffen. Ebenso kann ich b) mit rein wissenschaftlichen Begriffen allein nichts Alltägliches ausdrücken. Wie aber soll das eine vom anderen geschieden werden, wenn die Worte – hier wie dort – in Gebrauch und Bedeutung ähnlich sind. So sinnreich der Kunstgriff der Ähnlichkeit ist, so tragisch ist alle Ähnlichkeit dort, wo es eher auf strenge Unähnlichkeit ankommt. Die Übergänge sind schleichend – Umgang mit Ähnlichkeiten verlangt kritischen Geist, den Blick für die Verschiedenheit. Wenn hernach dieselben Worte benutzt werden, werden alle vorher sorgsam geschiedenen Bedeutungen gewissermaßen zunichte gemacht: solche Sprache ebnet die Verschiedenheit ein. – Wie also kann man sich den Prozess einer *Angleichung* verschiedener Bedeutungen vorstellen, der so zu einer Art *Standardisierung* einerseits oder *Trivialisierung* andererseits der Sprache führt? – Ein lehrreiches Beispiel analog stellt die Wertabstraktion in Tauschprozessen dar. Zum besseren Verständnis dieses Phänomens hat man in der Politischen Ökonomie bekanntlich zwei Begriffe eingeführt: a) den Gebrauchswert und b) den Tauschwert. Ein Ding hat zunächst für den Benutzer einen gewissen Gebrauchswert. Gebrauchswerte mit Verstand zu benutzen, ist mithin Ausdruck eines gewissen zweckrationalen Handelns. Ist dagegen ein Tausch zwischen unterschiedlichen Besitzern verschiedener Dingen beabsichtigt, so spricht man den Dingen einen Tauschwert zu. Dies tut zunächst jeder der Akteure für sich, nach eigenen Vorstellungen. Im Tausch selbst kommt es zu einer Annäherung beider subjektiv gewünschter Tauschwerte und gegebenenfalls – wenn Übereinstimmung erzielt wird – zum Austausch der Dinge. Der Tausch kann im gegenseitigen Interesse nur dann stattfinden, wenn Äquivalenz hergestellt

nicht bedeuten muss, dass es kein verbales Bild der Welt geben könne. Auch eine vergleichende Betrachtung weiterer Sprachen wäre hier aufschlussreich.

⁷⁵ Folgeschwer ist dabei der Hinweis von NIETZSCHE in den „Nachgelassenen Fragmenten“ zur Kritikunfähigkeit des Werkzeuges selbst – wörtlich: „*Ein Werkzeug kann nicht seine eigene Tauglichkeit kritisieren*“ (zitiert in: Ottmann, Henning (Hrsg.): Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2000, S. 331) Eine Alternative lässt NIETZSCHE offen. Mithin kann eine Theoriesprache nur aus der Perspektive einer Metasprache bezüglich ihrer Tauglichkeit beurteilt werden. Häufig ist es die Logik (als Disziplin), die diese Funktion der Kritik von einzelwissenschaftlichen Texten übernimmt. Welche Theorie aber kritisiert dann die Angemessenheit der Logik (...) Und so fort ...

wird. Tausch wird zu einer intersubjektiven Aktion. Dabei ist nicht entscheidend, ob die Dinge tatsächlich denselben Wert *haben* – es genügt, dass beide Akteure der Meinung sind, sie *seien* wertgleich. Im Gebrauch selbst – wo auch sonst – muss herausgefunden werden, welchen Wert ich diesem oder jenem Ding zubillige. In dieser Weise vollziehen sich Tauschprozesse auf naturalwirtschaftlicher, später auf geldwirtschaftlicher Basis. Meines Erachtens kann man sich in ähnlicher Weise jene Angleichung von Sprache vorstellen: Zunächst besitzt jeder der Akteure eigene Vorstellungen und eigene Zeichen für diese Vorstellungen. So lange er in keine Kommunikation mit anderen tritt, genügt für ihn die selbst konstruierte Sprache in Form eigener Vorstellungen und Zeichen – sie haben für ihn einen ausreichend praktischen *Gebrauchswert*. Dieser Umstand ändert sich, sobald Zeichen und Bedeutungen der Dinge in einer Interaktion kommuniziert werden. Verständigung jetzt kann nur erzeugt werden, wenn man sich darauf einigt, unter gleichen (oder ähnlichen) Dingen eine gleiche (oder ähnliche) Bedeutung verstehen zu wollen. Dem vereinbarten Zeichen kommt dabei gewissermaßen ein *Unveränderbarkeitsgebot* zu: Wann immer ein bestimmtes Zeichen gebraucht wird, so haben sich die beteiligten Akteure an die vereinbarten Bedeutungen zu halten – ebenso, wie im Geldverkehr die Werte von Münzen und Geldscheinen eingehalten werden. Gleichheit⁷⁶ ist mithin keine Tatsache, sondern eine Vereinbarung. Ein Austausch von Sprache also kommt – ebenso wie bei den materiellen Gebrauchswerten – nur dann zustande, wenn Gleichheit (streng genommen: Ähnlichkeit) bis auf Widerruf vereinbart wird. Es kommt dabei wiederum nicht darauf an, dass die Dinge oder die Zeichen oder die Bedeutungen tatsächlich gleich sind, es genügt, wenn die Akteure das Gefühl haben, sie seien gleich. Das, was als gleiche Bedeutung empfunden wird, ist allerdings eine mehr oder weniger große ähnliche Bedeutung. Es vollzieht sich das, was PLESSNER als ein Anschmiegen⁷⁷ bezeichnet hat. Zugleich gilt: „Die Sprache verdeckt⁷⁸ die Sache

⁷⁶ Der Mechanismus des Tausches indes ist allein mit Gleichheit nicht erklärbar. Gleiches *und* Ungleiches sind im Spiel, wenn getauscht wird. Es gelten zwei Prinzipien: 1) Nur wenn Gleichheit und Gleichwertigkeit von beiden Partnern empfunden werden, kommt der Tausch zustande. 2) Nur wenn die Dinge in ihrem Gebrauchswert ungleich sind, überhaupt besteht Interesse am Tausch. Würde man eine Kuh gegen eine andere identische Kuh tauschen, wäre die absolut höchste Gleichheit und Gerechtigkeit erreicht, wem aber wäre damit gedient? Zunächst steht das stets Ungleiche im Vordergrund – dies, was man den Gebrauchswert nennt. Ich brauche etwas, was ich nicht besitze, aber Eigentum eines anderen ist. Falls jener etwas von mir benötigt, kommt ein Tausch zustande. Erst jetzt kommt das Prinzip der Gleichheit, der Äquivalenz, ins Spiel.

⇒ Angewendet auf die Sprache, so geht es auch hier teilweise um 1) das Kriterium der Gleichheit in Wort, Grammatik und Logik des Schließens. Und es kann bereits als Tausch empfunden werden, wenn der andere wörtlich exakt meine Aussage wiederholt und so mit einem gewissen Gewicht, dass er mich verstanden habe. Allerdings hat Sprache nicht nur eine Funktion der Bestätigung, sondern auch der Widerlegung. Hier kommt es weniger auf Gleichheit, sondern auf Ungleichheit an. Das heißt: 2) Die Ungleichheit der Meinungen führt zum Erkenntnisfortschritt. Die Andersartigkeit eines fremden Arguments zwingt zum Nachdenken, das Ungleiche der Sprache wirkt nachdenklich machend, während wörtliche Wiederholungen zwar Gleichheit der Meinungen, aber auf Dauer Stillstand bedeuten würden. Dieser beständige Wechsel der Schwerpunkte an Gleichheit oder Ungleichheit macht das Geheimnis von Sprache aus – ihre Chance und ihr Schicksal.

⁷⁷ Vgl. Helmuth PLESSNERS Sicht der anthropologischen Funktion der Sprache. – In: Golo Mann (Hrsg.): Propyläen Weltgeschichte. Bd. I, Frankfurt a.M. 1961, S. 58-59 sowie 60-62. – Abdruck auch in: Schober, Otto (Hrsg.): Funktionen der Sprache. Stuttgart 1990, S. 25)

⁷⁸ Das Bild der *Sprache als ein Kleid* findet sich in der Geistesgeschichte relativ häufig. Die französischen Moralisten bereits kannten die Metapher, die deutschen Moralisten haben den feinsinnigen Gedanken nicht selten kopiert. Auch MAUTHNER benutzt die Metapher, dass „die Sprache nur ein Kleid des Denkens sei (oder wie man das sonst ausdrücken will)“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 177). Indes – die Sprache ist das Kleid des Gedankens, die Sprache auch schmückt die Idee. Ist aber der Gedanke zu kurz, dann ist auch das Kleid zu kurz. Die Sprache kann die Kurzsichtigkeit des Gedankens nicht überspringen, nur zeitweilig verdecken. Was dann zumeist folgt, ist in „Des Kaisers neue Kleider“ bleibend illustriert. Sprachkritik ist der Versuch, unter das Kleid zu schauen – mutig genug, was sich darunter verbergen mag.

⇒ *Sprache ist eine Verkleidung, Sprachkritik eine Entkleidung des Gedankens*. Das Kleid hat eine zweifache, eine kleidende und eine verkleidende Aufgabe – mal hat auch die Sprache diese, mal die andere Funktion. Und der Leser selbst muss herausfinden, welches Kleid er da vor sich hat, welche Sprache da daher kommt. Vom äußeren Kleid muss er zur inneren Logik vordringen. In „Die Welt als Wille und Vorstellung“ vermerkt Artur SCHOPENHAUER: „Zur Logik verhält sich die Grammatik wie das Kleid zum Leibe. Sollten daher nicht diese allerbersten Begriffe, dieser Grundbass der Vernunft, welcher die Unterlage alles speciellern Denkens ist, ohne dessen Anwendung daher gar kein Denken vor sich gehn kann ...“ (Schopenhauer). Ganz in diesem Sinne fährt WITTGENSTEIN fort: „Die Sprache verkleidet den Gedanken. Und zwar so, dass man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen.“ (Tractatus 4.002) Eine anthropologische Betrachtung des Entstehens der Alltagssprache erweist sich empirisch als höchst schwierig und nicht selten

wie ein Kleid ...“ und sie verkleidet zugleich den Gedanken. Unter der Form ist der Inhalt nicht mehr erkennbar. In diesem Sinne ähneln sich Geld und Sprache in überraschender Weise. Alles das, was durch Abstraktion eine mathematische Form annimmt, wird berechenbar und kalkulierfähig. Auch eine Sprache, die sich auf universelle Standards gründet, verheißt so scheinbar höchste Effektivität. Uneffektivität und Missverständlichkeit von Sprache dagegen haben u.a. ihre Ursache in willkürlicher Benutzung und fehlender feststehender Bedeutung. Es sind mithin die mannigfaltigen „*stillschweigenden Abmachungen zum Verständnis der Umgangssprache*“, die sich allerdings als „enorm kompliziert“ erweisen (Wittgenstein, Tractatus 4.002). Der Standard ist keine Definition, sondern eine Konvention, m.E. eine „soziale Definition“. Das Geld indes ist Symbol weitgehender Konstanz von Wert: Es zählt⁷⁹ das, was drauf steht. Indem Wechselkurse von Währungen konstant gesetzt werden, werden Finanzspekulationen eingeschränkt bzw. auf andere Sphären umgeleitet. Wenn Begriffen, wie Geldstücken ein konstant einzuhaltender Wert beigemessen wird, wird die Bedeutung von Sprache in neuer Weise wiederentdeckt. Kulturgeschichte erscheint so als ein feinsinniges Wechselspiel zwischen materiellen Gütern (Geld) und geistigen Werten (Sprache). Indem die Masse an tauschbaren Gütern und die Zahl an Tauschpartnern zunimmt, entsteht gewissermaßen eine neue verbale Welt: es wird gekauft und verkauft, gestohlen und getauscht, gefeilscht und gestritten – um Güter und Begriffe. Im Tausch bestimmt sich der Wert der Dinge. Im Tausch auch wird der Wert der Dinge stets neu bestimmt. Der in der Sprache geübte Händler ist darin seinem Mitkonkurrenten überlegen. Sprache selbst mehrt das Geld – Sprache und Geld erzeugen Macht und stabilisieren Macht. Geld hat eine zeugungskräftige Natur, meint Benjamin FRANKLIN – die Sprache nicht minder, könnte man hinzufügen. Einige Aspekte dieses Spiegels zwischen Wirtschaftsgeschichte und Sprachgeschichte sollen hier nachgezeichnet werden. MARX hat bekanntlich jenen Zusammenhang als Beziehung einer sozialökonomischen Basis und eines gesellschaftlichen Überbaus beschrieben – die Sozialgeschichte vermag zu zeigen, wie Elemente des geistigen Überbaus selbst zu einer sprachökonomischen Basis wirtschaftlicher Rationalität werden.

a) *Nicolaus Cusanus*: Es ist im Mittelalter m.W. bereits CUSANUS, der in „De ludo globi“ (Über das Globusspiel) jene Analogie frühzeitig thematisiert. „Der Wert der Erkenntnis des erkennbaren Subjektes steigert sich dadurch, dass es mehr erkennt, so mag dieses Mehr nun von größerem oder geringerem Werte sein ...“ (Cusanus 2005, S. 352). Erkennen könne man sich demnach vereinfacht vorstellen als eine Zunahme an Wissen bei gleichzeitiger Abnahme an Nichtwissen. An der zunehmenden Vergrößerung der Zahl der daraus resultierenden Begriffe lässt sich eine Aufwertung der Sprache messen. Dabei sei Gott nach CUSANUS der große „Münzmeister“ (monetarium) und die menschliche Vernunft der Geldwechsler (nummularius) (ebd. S. 353). Gott selbst verleiht allen Dingen Wert und Gewicht, Maß und Zahl (ebd.). „Was die Münze verfertigt, ist das Bild oder Zeichen dessen, dem sie gehört.“ (ebd.)

spekulativ, vom Standpunkt der Gegenwart verfehlend. „Die *stillschweigenden Abmachungen zum Verständnis der Umgangssprache* sind enorm kompliziert.“ (ebd.) Auch ist m.E. die Behauptung von FLACH strittig, dass es „viele Wissenschaftssprachen“ gibt – jedoch „nur die eine, ihrer generativen Potenz wegen höchst differenzierte und flexible, unverzichtbare Umgangssprache“ (Flach 1994, S. 60). Lerntheoretisch gedeutet, heißt das, dass der Erwerb der Sprache außerhalb von Unterricht eher ein Teil der kulturellen Sozialisation ist, die hinter dem Rücken der Beteiligten abläuft. Man mag sehr darüber streiten, welcher der Faktoren auf die Sprache einen größeren Einfluss hat: der belehrende und übende Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben – oder eher die Sozialisation durch ein in eine Welt der Sprache hineingeborenes Leben und Lernen. Bildungs- und Sprachkritik wenden sich den Mechanismen *beider* Wirkungszusammenhänge zu: der Unterricht bedarf ebenso einer sprachkritischen Betrachtung wie die subtilen sprachlichen Sozialisationen in einer nichtpädagogisch strukturierten Welt. Auch wäre die didaktische Potenz der Umgangssprache bei der Aneignung von Fachsprachen gründlicher zu untersuchen.

⁷⁹ Zugleich kann man erwidern: Es zählt *ke i n e s f a l l s* dasjenige, was drauf steht (...) Rational zählt allein das, was ich als Gegenwert dafür real erhalte. Und dies kann einen höheren oder geringeren Wert dessen haben, was drauf steht. Der Wert wird im Tausch ausgehandelt – ebenso, wie die Bedeutung der Sprache im Austausch ergründet werden muss. Welche Bedeutung ein geschriebenes Wort hat, ist nicht das, was da geschrieben steht – nicht das, was auf einer Münze oder einem Blatt Papier steht – sondern dasjenige, wie es im Kontext gebraucht wird. Abstrakt-allgemein ist das Urteilen dann, wenn man meint, es müsse stets das gelten, was drauf steht – so, wie dies den Axiomen der Mathematik eigen ist. Konkret-allgemein ist ein Denken, wenn es die Mannigfaltigkeit von Bedeutungsmöglichkeiten beachtet.

Meines Erachtens könnte man – als Versuch eines Kommentars – diesen metaphorischen Gedanken wie folgt weiterführen: Das Prägen einer Münze und die Prägung eines Begriffs sind gleichermaßen Akte rationalen Bestimmens. Den Gütern wird ein Wert, den Begriffen eine Bedeutung verliehen. Vielleicht sind Worte kunstvolle Münzen – mit Kopf, jedoch ohne Zahl – gemacht zum Zwecke des Tauschs. Und ein besonders kunstvolles Wort hält man fest und gebraucht es höchst selten, ebenso, wie man eine wertvolle Münze aufbewahren und ungern fortgeben würde (...)

b) *Thomas Hobbes*: Die Vernunft sei nach HOBBS „Leviathan“ eine „Art von Rechnen [...] Man mag dabei allgemeine Begriffe zusammensetzen oder abziehen, und diese mögen nun dazu dienen, dass wir unsere eigenen Gedanken ordnen oder anderen vorlegen.“ (Hobbes 2009, S. 52) Wer Begriffe so oder so gebraucht, verhalte sich wie ein „Rechenmeister“ (ebd.), der allgemeingültige Regeln formuliert und universell anwendet. „Er kann seine Vernunft nicht allein bei Zahlen, sondern auch bei allen übrigen Dingen ... gebrauchen“ (ebd. S. 55f.). Eine Verwendung unbestimmter Gleichnisse dagegen, für die es keine Regeln des Gebrauchs gibt, widerspreche nach HOBBS der Vernunft: „Metaphern aber und nichtssagende oder zweideutige Wörter sind Irrlichter, bei deren Schimmer man von einem Unsinn zum anderen übergeht ...“ (ebd. S. 59). Metaphern und ähnliches entziehen sich einem sicheren Schluss, ein Syllogismus in strenger Weise sei deshalb nicht anwendbar (ebd. S. 51). Aber ist nicht alle⁸⁰ Sprache Metapher – ist nicht alles Sprechen metaphorisch (vgl. Mauthner, Kritik II, S. 451f.).

c) *Karl Marx*: Die „Politische Ökonomie“ ist mehr als nur eine Philosophie der Ökonomie – das Werk eignet sich zudem als eine eigenständige Philosophie der Gesellschaft. In der ökonomischen Analyse liege ein Schlüssel für die Analyse der Gesellschaft, so MARX. Die Logik der Gesellschaft sei ein Spiegel der Logik der Ökonomie. Hinter diese Logik zu kommen, würde bedeuten, jene Möglichkeiten zu erkennen, wo Steuerungen und Gegensteuerungen ansetzen müssten. Diese Vorüberlegungen führen MARX 1857 direkt zu einer Analogie von Geld und Sprache. Beide nämlich entstehen durch ein „Gleichsetzen des Ungleichartigen“ – beide repräsentieren ein „allgemeines Nützlichkeits- und Brauchbarkeitsverhältnis“, wie MARX in den „Grundrissen“ feststellt – so dass es „nicht minder falsch sei [...], das Geld mit der Sprache zu vergleichen“ (Marx 1974, S. 80).

d) *Karl Bühler*: Auch BÜHLER meint, dass das „Pendant zum Zeichenverkehr ... der Gütertausch“ sei (Bühler 1982, S. 60). So würden geschichtlich unter anderem „drei Verkehrsdinge“ einer fortschreitenden Formalisierung unterliegen: „Markenware, Münzen, Wörter.“ (ebd.) Und weiterführend: „Die Wörter fungieren im Sprechverkehr in einer Hinsicht noch stoffgleichgültiger (entstofflichter, abstrakter) wie der Dollar ...“ (ebd.) Die „Wortmünze“ drücke im Gebrauch den Wörtern eine Bedeutung auf – „sei es zur Sicherung gegen Missverständnisse oder zur Belehrung des Sprechers, wie das alle Sprachlehrer ihren Schülern gegenüber berufsmäßig tun“ (ebd. S. 61). Lernen und Lehren heißt mithin, das Gepräge der Worte und den Gebrauch entsprechender Regeln der Grammatik zu kennen.

e) *Claude Lévi-Strauss*: In seinen ethnologischen Untersuchungen kommt LÉVI-STRAUSS zu der Erkenntnis, dass es in allen Frühkulturen drei Ebenen universeller Tauschprozesse gibt: einen Tausch von Frauen, Tausch von Gütern und Tausch von Mitteilungen (Sprache). Daraus leitet er eine sogenannte „kopernikanische Wende“ der Soziologie ab, nämlich die Gesellschaft stets als komplexe Tauschgesellschaft – die „Gesellschaft als Ganzes durch eine Kommunikationstheorie zu interpretieren“ (Lévi-Strauss 1967, Bd. I, S. 97; Lévi-Strauss 1975, Bd. II, S. 125 und 383; Lévi-Strauss 1976, Bd. 1, S. 129). Im rationalen Gütertausch erfolgt demnach gleichsam eine Rationalisierung der Sprache. Auch bei Arnold GEHLEN findet sich 1956 der Hinweis, dass der Gütertausch – zum Beispiel die Gewohnheit des

⁸⁰ MAUTHNER meint sogar, dass „die Metapher die Sprache geschaffen habe“ (Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (Bd. II, S. 452). Damit wandelt sich das, was wir Verstehen nennen: Nicht das Zeichen, sondern das Gleichnis (!) muss verstanden werden. Die Klassik noch kannte jene Kunst einer metaphorischen Sprache, der Gegenwart ist jene feinsinnige Denkweise abhandgekommen. Wenn die Sprache an Metaphern wächst (ebd. S. 451), dann verkümmert eine Sprache mit dem Verlust an Metaphorik. In Schule und Bildung ist es wohl eine Lektion der Literatur und Philosophie, wo man metaphorische Sprachlichkeit erwerben könne – sofern der Lehrer darin geübt ist (...) Alle Sprache ist Metapher und: „Jedes Wort ist ein Vorurteil“ und so „Gefahr der Sprache für die geistige Freiheit.“ (Nietzsche, Der Wanderer und sein Schatten, §55 (1879) 2012, S. 42)

Tauschens der Töchter gegen Viehherden – die Mannigfaltigkeit der Sprache befördert: der Tausch „wird ein Doppelgänger der Sprache im nichtflüchtigen Material“ (Gehlen 2004, S. 51).

Die Flüchtigkeit der Sprache findet in der Realität der Güter ihre Entsprechung und gewinnt auf diese Weise an Konstanz. Produktion und Tausch von Gütern erzeugt Produktion und Reproduktion adäquater Begriffe. Tauschprozesse von Gütern vollziehen sich auf zwei Ebenen: gegenständlich und sprachlich.

f) *Niklas Luhmann*: Schließlich ist es kein geringerer als LUHMANN, der feinsinnig die Kommunikation mit einem Geldwechsel⁸¹ verglichen hat (vgl. Luhmann 1987, S. 615; vgl. Krause 2001, S. 27 ff.). Wir tauschen Gedanken gewissermaßen ebenso wie Geldstücke⁸² – stets bewusst oder unbewusst nach dem Prinzip der Gleichheit bzw. Äquivalenz verfahren. Allerdings ist das Ziel beim Geldwechsel stets der äquivalente Tausch – in der Kommunikation könne es dagegen auch Ziel sein, die Gegensätzlichkeit – also genau *die Ungleichheit* – von Gedanken und Begriffen festzustellen. Feststellung von Ungleichheit ist mithin ebenfalls ein gewisses wissenschaftliches Ergebnis und kann Erkenntnisfortschritt bedeuten. Es wird hernach auf die Absicht beider Akteure ankommen, ob die Kommunikation dennoch fortgesetzt wird und wie dies – trotz verschiedener Begriffe – geschehen solle.

g) *Fritz Mauthner*: Es ist abschließend nicht uninteressant, dass bereits MAUTHNER die Kategorie des Tauschwertes von Sprache benutzt. Begriffe seien eine Art Geldscheine. „... wir geben Worte wie Banknoten aus und stellen uns dabei gar nicht die Frage, ob dem Werte der Note im Schatze ein materielles greifbares Unterpfand entspricht.“ (Beiträge zu einer Kritik der Sprache I, S. 496). Indem Sprache „von Anfang etwas zwischen den Menschen war“, lasse sich ihre Entstehung vielleicht anhand vielschichtiger und verschlungener Tauschbeziehungen rekonstruieren (Beiträge zu einer Kritik der Sprache II, S. 79). Zunächst mag der Tauschwert – die Äquivalenz zwischen bloßen Worten, dann Begriffen und Aussagen in Form einer „Individualsprache“ (ebd.) individuell bzw. privat ausgehandelt werden – sobald jene individuelle Sprache einen intersubjektiven Raum betritt, wird sie den dort geltenden Regeln und Tauschstandards unterworfen, was zu einer Ab- oder Aufwertung der eigenen sprachlichen Tauschwerte führen kann. Je stärker sich so ein allgemein anerkannter Tauschwert von Worten, Begriffen und Aussagen durchsetzt, umso mehr geht der individualsprachliche Aspekt zurück, verliert sich mehr und mehr. MAUTHNER spricht nicht zufällig von einer Tyrannei der Sprache, der man sich nicht entziehen kann, wenn man auf Verständigung hofft. Wird Sprache also zu einem Mammon?

Zwischenresümee: So originell ein Vergleich von Sprache und Geld auch sei, so kritisch muss jene Analogie beurteilt werden. Vergleichbar ist m.E. lediglich die Art und Weise eines Zustandekommens von Standards. Begriffe und Geldstücke entstehen dadurch, dass durch den Akt des Abstrahierens von der Verschiedenheit der Dinge abgesehen wird, so dass es auf diese Weise möglich wird, verschiedene Dinge (Gebrauchswerte) unter einen Geldwert (Tauschwert) – analog: verschiedene Dinge unter einen Begriff zu subsumieren. Aber: Der Gebrauch von Begriff und Sprache ist weit reicher als jeder noch so vielfältige

⁸¹ Die Analogie von Geld-Zirkulation und Wort-Kommunikation findet sich häufig in der Geistesgeschichte. MAUTHNER verweist – leider wie so oft ohne Quellenangabe – auf Thomas HOBES, der gesagt habe: „Worte sind weiser Menschen Rechenpfennige, aber den Narren sind sie Geld, das nach der Autorität alter Doktoren Geltung hat.“ (vgl. Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Stichwort: Hobbes (S. 514) – Deshalb – so meint MAUTHNER – sei für HOBES eine „Sammlung von Worten oder ein Buch ... nicht wertvoller als ein Haufen von Rechenpfennigen“ gewesen (ebd.).

⁸² Denkt man die Analogie von Geld und Sprache in radikaler Weise weiter, dann ist der Gedanke verführerisch, dass nur solche Begriffe als Tauschmittel benutzt werden dürfen, deren „Münzenechtheit“ gewissermaßen geschützt und somit allgemein anerkannt ist. Während eine Staatsmünze für die Echtheit des umlaufenden Geldes garantiert, so wäre es analog die scientific community, die die Einhaltung begrifflicher Standards zu überwachen hätte. Der Gedanke stößt allerdings auch deshalb an seine Grenzen, weil die vorgestellte Gleichheit stets nur eine eingebildete ist: Das gesprochene Wort lässt keinen eindeutigen Rückschluss auf das gedachte Wort zu. Dem wissenschaftlichen Rechtsurteil ist nur die äußere Sprache zugänglich.

⇒ Es bleibt keine andere Möglichkeit, als dass der Gelehrte stets selbst sein eigener Sprachkritiker und Sprachrichter sein muss. Als geltendes Recht gilt sinngemäß: „*Wer falsche und unwissenschaftliche Begriffe produziert oder falsche und unwissenschaftliche Begriffe in Umlauf bringt, macht sich wissentlich strafbar.*“

Nutzen von Geld für verschiedenste Absichten. Zudem ist Sprache zu einer eigenen⁸³ Reflexion fähig – das Geld nicht. Güter und Geld bleiben auf der Stufe des Abstrakt-Einzeln und Abstrakt-Allgemeinen stehen – Sprache schreitet zum Konkret-Allgemeinen fort und vermag abstrakte Verengungen zu überwinden. Eine philosophische⁸⁴ Sprachkritik hat die Aufgabe, den zunehmenden Grad der Abstraktheit von Begriffen zu prüfen. Je mehr Abstraktionen über uns Gewalt erlangen, umso wichtiger wird eine *Kritische Theorie der Sprache* als Methode einer *Kritischen Theorie der Gesellschaft*. Und so entsteht neben der Sprachkritik die Notwendigkeit einer Informationskritik und Informationsethik – Kritik der Technik, Kritik der Ermittlung, Sammlung und Benutzung von Informationen, Kritik des geltenden Rechts einer Speicherung von Daten. In der Kritik der Informationsgesellschaft findet mithin Sprachkritik ein neuartiges Betätigungsfeld, berechtigt im Anspruch, schwierig in der dafür geeigneten Methodik.

„Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.“
(GADAMER, Vorwort, 2. Aufl. 1965)

1.11. Sprache steht für ein Als-Ob – Die Erkenntnistheorie von Hans VAHINGER (1911)

Es ist meines Wissens das monumentale Werk von Hans VAHINGER (1852-1933), welcher als erster Text die anschauliche Formulierung thematisiert und systematisch nachweist, dass unser Denken beständig mit Abstraktionen operiert, von denen wir so tun, *als ob* sie eine direkte⁸⁵ Beziehung zu den Dingen haben. Er nennt diese Denkweise bekanntlich ein „*Als ob*“-Denken. Das Denken sucht das Sein zu verstehen, indem es eine Ersatzwelt erdenkt, welche eine solche Struktur besitzt, als ob es die Struktur des Seins sei. GADAMER meint: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.“ (Gadamer, Vorwort, 1975, XXII) Dies könnte bedeuten: Verstanden selbst wird nicht das Sein, sondern jene Als-Ob-Sprache⁸⁶ über dieses Sein. Der Titel des Buches von VAHINGER also ist ein weitgreifender Konstruktivismus unter dem Titel „*Die Philosophie des Als ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der*

⁸³ Mit Sprache lässt sich Sprache reflektieren, dem Geld ist eine Selbstreflexion unmöglich. Ohnehin sind wir in einer Kritik am Wesen des Geldes höchst kritisch – in der Kritik an den Ursachen praktischer Folgen höchst unkritisch. Die Kritik am Geld wohl gehört in ihrer praktischen (In-)konsequenz zu den unkritischsten Kritiken überhaupt. – In einem aber sind sich Geld- und Sprachkritik offensichtlich einig: Konsequenz aller Kritik könne es nicht sein, Geld und Sprache abschaffen zu wollen, um so jene Probleme zu lösen, die durch sie verursacht sind.

⁸⁴ MAUTHNER meint mit der Kategorie Sprachkritik nicht eine rhetorische Kritik des Sprechens, sondern eine erkenntnistheoretische Kritik des Denkens. Die Analyse der *erkenntnistheoretischen Mängel der Sprache* ist lediglich der Weg, um zu den *logischen Mängeln des Denkens* vorzudringen. Und umgekehrt.

⁸⁵ Das rhetorische Instrument der Analogie indes reicht in die Antike zurück, bereits ARISTOTELES thematisiert das Für und Wider einer Verwendung von vielfältigen Analogien sowie von vier Arten von Metaphern (Aristoteles 1995, S. 191f.). Die überzeugende Kraft einer Analogie wirke dabei nur, „solange man die Sache vor Augen hat“ (ebd. S. 193). Dabei „fungiert das Bild als Fürsprecher“ (ebd.). Für welches Gleichnis man sich auch aus rhetorischen Gründen entscheiden mag – die Entscheidung stets sei an das „Postulat nach Sprachrichtigkeit“ und das „Postulat der Angemessenheit“ gebunden (ebd. S. 178 und 181) gebunden. Die Welt kunstfertiger Metaphern verweist bekanntlich auf jene substantivischen Bilder der Welt, wie sie in Gemälden, in der Musik und im Gedicht erzeugt werden. – Vergewissert man sich der Vielfalt der Allegorien, so erhebt sich alsbald die Frage, was dann eigentlich *k e i n e* Metapher sei? Als radikale Antwort ist denkbar, dass alle Sprache Metapher ist und immer bleiben wird. Und selbst dieser Satz muss metaphorisch gelesen werden (...)

⁸⁶ Ein konstruktivistischer Text, der konsequent von einer Als-Ob-Welt ausgeht, beruht auf einer eigenen originären Grammatik (vgl. Rentsch 2005, S. 43): Einer Grammatik der Vermutung, einer Grammatik der Hypothese, einer Grammatik eines Postulats, wie dies für religiöse oder philosophische Texte typisch ist. Jeder behauptenden Aussage eines solchen Textes hängt sichtbar oder unsichtbar die Ergänzung an, dass die Behauptung nur auf der Grundlage gilt, „als ob“ die Voraussetzungen für jene Behauptung wirklich gegeben seien. Gewissermaßen jeder Satz eines solchen Konstrukts müsste konsequenterweise diese grammatische Form zur Grundlage haben: Das, was ich jetzt behaupte, gilt nur unter der Voraussetzung dieser und jener als-ob-Merkmale. Gewissermaßen handelt es sich bei diesen Als-Ob-Aussagen oder Als-Ob-Modellen zumeist um Behauptungen, die empirisch nicht oder noch nicht beweisbar sind. Letztere Behauptungen streben indes irgendwann danach, natur- oder sozialwissenschaftlich verifiziert werden, um dann die grammatische Gestalt von Protokollsätzen anzunehmen.

Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche“ (1911). Auch MAUTHNER reflektiert⁸⁷ im „Wörterbuch der Philosophie“ jenen methodischen Kunstgriff des Denkens – wenngleich er dort VAIHINGER direkt nicht zitiert, so wird das „als-ob“ mehrfach im Wörterbuch philosophisch problematisiert und sprachkritisch betrachtet. Etwas vereinfachend so aufzufassen, *als ob* es einem anderen entspreche, sei der Gedanke, das Ähnliche zu betonen – oder eine gewisse Ähnlichkeit in etwas *hineinzulesen*. So geschehe es nicht selten, dass wir z.B. meinen, dass sich Tiere so verhalten, „als ob sie intelligent wären“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 574). Die methodische Kritik wird an der bewusst gewählten Formulierung eines subjektiven *Hineinlesens* unübersehbar. Damit wird nämlich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, dass nicht nur Richtiges, sondern auch Falsches in die Dinge hineingelesen werden kann – so dass es sich bei nur *vermeintlicher* Ähnlichkeit um eine Täuschung⁸⁸ handeln könne. Die Denkweise des Als-ob korrespondiert⁸⁹ mithin mit dem Begriff der Analogie. Wiederum begegnet uns auch hier der Universalienstreit: Sind solche Analogien lediglich geistige Konstruktionen oder existieren solche analogen Beziehungen unabhängig vom Denken – beruht also die Analogie auf einer realen Eigenschaft, welche zwei vermeintlich ähnlichen Dingen eigen ist oder ist sie eine bloße Zuschreibung? Ein Denken in Analogien bewegt sich auf dünnem Eis und gerät leicht in die Falle logischer Fehlschlüsse. So macht MAUTHNER darauf aufmerksam, dass der (Un-)Verstand mitunter zu folgendem Fehlschluss neigt: „Weil zwei Dinge in ihren *bekannt*en Eigenschaften ähnlich sind, darum müssen sie auch in ihren *unbekannt*en Eigenschaften ähnlich sein.“ (Wörterbuch der Philosophie I, S. 20) MAUTHNER nennt dies einen geradezu „barbarischen Schluss“ (ebd.). Um solcherart Fehlschlüssen zu entgehen, bedarf es sprachkritischer Sensibilität und gefestigter logischer Vernunft. Die Wurzel des Fehlschlusses nämlich liegt häufig in einer fehlerhaften Anwendung der Regeln des Syllogismus. Die selbstkritische Reflexivität wäre dagegen so etwas wie ein Seismograph, der bereits jede leichte „logische Unruhe“ feinsinnig als geistige Mangelhaftigkeit registriert. Wenn die *Vernunft* behauptet, nach den korrekten Regeln des Schließens „Sei dies so und so ...“, muss m.E. der *Verstand* fragen, ob es auch anders sein könne. Jede Deduktion – wenn möglich – muss versucht, induktiv widerlegt zu werden, jede Übertragung hinsichtlich des Kriteriums einer zulässigen Übertragbarkeit überprüft werden. Analogieschlüsse werden zumeist dann formuliert, wenn Gleichheit nicht feststellbar ist. Man könne sich dann immer entschuldigen, dass es sich ja *nur* um Analogie handle. So lange man nicht gezwungen ist, Gültigkeit einzuschränken, tut man so, *als ob* es so sei. MAUTHNER

⁸⁷ Ferner wird Hans VAIHINGER von MAUTHNER in „Der Atheismus und seine Geschichte“ erwähnt, wo er dessen Kant-Analyse kritisiert (Mauthner, Atheismus, Bd. IV, S. 28-31). Andererseits wird auch MAUTHNER von VAIHINGER erwähnt (Vaihinger 1922, S. 803). Die Kontakte zwischen beiden resultieren aus dem Umstand, dass MAUTHNER 1905 Mitglied der KANT-Gesellschaft wird, deren Gründer und Vorsitzender VAIHINGER ist (vgl. Landauer – Mauthner Briefwechsel 1994, S. 410). VAIHINGER habilitiert sich 1877 in Straßburg mit „Logische Untersuchungen. 1. Teil: Die Lehre von der wissenschaftlichen Fiktion“ und wird dort 1883 Professor für Philosophie, bevor er 1884 nach Halle wechselt, wo er dann 1894 eine ordentliche Professur erhält. Wegen einer Augenkrankheit ist er ab 1906 im Ruhestand, erblindet in den weiteren Jahren, bevor er 1933 stirbt (Vaihinger 2002, S. 55). VAIHINGER und MAUTHNER gehören m.E. eher verschiedenen Kultur- und akademischen Kommunikationskreisen an, was viele Gemeinsamkeiten in Quellenwahl und methodischer Interpretation nicht ausschließt. Hanna DELF (Hrsg. des Briefwechsels Landauer – Mauthner 1994, S. 410) vermutet eine „weitestgehende Übereinstimmung der erkenntnistheoretischen Grundannahmen“ zwischen beiden (ebd.).

⁸⁸ Ob manche augenscheinliche Ähnlichkeit einen Erkenntniswert hat, muss man sorgfältig prüfen. Nicht alle Dinge, die als ähnlich erscheinen, besitzen eine Ähnlichkeit in ihrem Wesen. Äußerliche Ähnlichkeiten – z.B. auch im Stamm ähnliche Worte – haben oft im Wesen nichts Gemeinsames. Was gemeinsam sei, ist eine verstandesgemäß *erzeugte* Gemeinsamkeit. Es scheint sich zudem ein erkenntnisleitendes Interesse in das Ähnlichkeitsdenken *hineinzumischen*, welches darüber entscheidet, welche Art von Ähnlichkeit wünschenswert und erkenntnisfördernd ist. Dies kann auch bedeuten, dass nicht wünschbare Ähnlichkeiten in den Aussagesystemen getilgt werden. Hinzukommt, dass m.E. die Feststellung von Ähnlichkeit zumeist Ergebnis eines deduktiven Schlusses ist – eine Konklusion, die empirisch nicht überprüfbar ist. Die Prüfung auf die Zulässigkeit von Ähnlichkeit muss bei den Prämissen ansetzen.

⁸⁹ Dass Ähnlichkeit und Analogie miteinander korrespondieren, soll hier darauf aufmerksam machen, dass Beides nicht dasselbe ist. Eine *Ähnlichkeit* von Dingen und eine *Analogie* von Aussagen sind nicht miteinander identisch. Man könnte m.E. vereinbaren, dass Analogien nur der Aussageseite, Ähnlichkeiten nur der Dingseite zukommen. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob eine solche Vereinbarung praktisch durchzuführen ist.

vermutet, dass deshalb Analogien in den Geisteswissenschaften eine größere Bedeutung haben, als in den Naturwissenschaften⁹⁰ (ebd. S. 20).

Zu prüfen wäre m.E., ob nicht das gesamte Gedankengebäude auch der Naturwissenschaften aus modellhaften Vorstellungen bestehe, die sich auf Analogien gründen. Die scheinbar höhere Sicherheit der Analogien in den Naturwissenschaften beruht m.E. nicht auf sichereren Analogien, sondern auf als gesichert *geltenden* und wiederholbaren experimentellen Bestätigungen. Insofern wäre das Experiment⁹¹ nichts anderes als eine m.E. zum Naturgesetz erhobene Analogie. Meines Erachtens gilt folgende Voraussetzung: *Die Gesicherheit der experimentellen Befunde beruht auf der möglichst großen Ähnlichkeit zwischen experimentellem Aufbau und theoretischem Modell. Zwischen der Struktur des Experiments und der Struktur des theoretischen Modells muss eine Äquivalenzrelation bestehen. Das praktische Experiment also muss möglichst die Idealisierungen des Modells⁹² erfüllen. Auf diese Weise bestätigt das Experiment zwangsläufig seine eigene Theorie.* Daraus folgt:

- 1) Zwischen a) dem theoretischem Modell, b) dem Experiment und c) der Realität muss eine hinreichend große *Ähnlichkeit* gegeben sein. Kriterium festzustellender Ähnlichkeit ist eine Merkmalsanalyse.
- 2) Die Aussagen, die über Modell (a) und Experiment (b) sowie die Realität (c) getroffen werden, müssen sichere und angemessene *Analogien* zur Grundlage haben. Analogie heißt nicht Beliebigkeit.
- 3) Kriterium der Angemessenheit ist nicht Wahrheit, sondern methodische Tauglichkeit, Überprüfbarkeit.

In den Naturwissenschaften allerdings sind m.W. die diesbezüglichen Texte von VAHINGER und MAUTHNER in methodischer Reflexion weitgehend unbekannt geblieben. Auch ist es in jener damaligen Generation der Philosophen selten gelungen, ein Bündnis zwischen Natur- und Geisteswissenschaft herzustellen. So verschieden die beiden Sprachkritiken von MAUTHNER und VAHINGER sein mögen, so groß sind die Ähnlichkeiten beim genaueren Hinsehen. Beiden Handschriften ist eine gewisse Monumentalität eigen. Als wollten sie sich gegenseitig übertreffen, entstehen groß angelegte Gebäude philosophischer Betrachtungen.

⁹⁰ Vergewenwärtigt man sich allerdings der funktionalen Bedeutung, die Modelle im naturwissenschaftlichen Denken besitzen, so wird man zugeben müssen, dass auch in jenen Wissenschaften Analogien an der Tagesordnung sind – jedes theoretische Modell mindestens eine Analogie enthält. Leicht gelangt das Denken von der Realität zum Modell (...) welcher Weg aber führt dorthin zurück? Wird ein Modell der Realität dann immer ähnlicher, je mehr und je verschiedenere Analogien wir in das Modell integrieren? – solange, bis es mit der Realität übereinstimme (...)

⁹¹ Interessanterweise hat MAUTHNER das Experiment einer erkenntniskritischen Betrachtung unterworfen. „Das Experiment ist das Sinnfällige, mit dem der Verstand operiert. Und die Schlaueheit der Menschen hat es gelernt, die Experimente durch Einfachheit der Fragestellung lehrreich zu machen. Die Legende nun knüpft große wissenschaftliche Entdeckungen gern an zufällige Experimente ... Die Legende weiß: Alles, was Wissenschaft werden will, muss durch die Sinne wahrgenommen und durch den Verstand gedeutet werden. Worte helfen nichts.“ (Mauthner, Beiträge zur einer Kritik der Sprache, I, S. 648).

Meines Erachtens könnte man zu bedenken geben: Das Experiment ist ein dienstbarer Knecht der Forschung, aber die verführerische Magd des naturwissenschaftlichen Lehrens. Experimente, die bei einem Lehrer gelingen, sind schon deshalb verdächtig, weil sie dem wirklichen historischen Gang der Forschung widersprechen. Die Wissenschaftsgeschichte eher ist eine Tragödie missglückter Experimente, bis ein Erfolg sich einstellt. Wenn technisch möglich, dann ist nur ein vom Schüler selbstständig durchgeführtes Experiment von nachhaltiger Überzeugungskraft. Beim Lehrerexperiment glaube jener dem Lehrer, bei Letzteren vertraut er sich selbst! Der Lehrer spricht und kommentiert – das Experiment selbst schweigt. Man muss ein guter Beobachter sein, um seine Sprache zu verstehen. Dann beginnen die Dinge zu sprechen. Dass beim Experimentieren die Verschiedenheit unterschiedlicher sprachlicher Aussageformen geübt wird, sei ergänzend erwähnt. Neben der manuellen Geschicklichkeit ist dies wohl die größte Schwierigkeit für den Schüler, die Spezifik von Beobachtungs-, Beschreibungs- und Erklärungsaussagen sowie hypothetischen und Protokollaussagen zu beachten. Naturwissenschaftliches Lernen ist insofern eine spezifische Disziplinierung des Denkens und seiner Verschriftlichung.

⁹² In der mathematischen Form besteht eine Idealisierung häufig darin, dass eine Zustandsgröße als konstant gesetzt wird. Die Praxis indes beweist dann, wie schwer es sein kann, jene Konstanz experimentell zu garantieren. Völlig unmöglich erscheint es zudem in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften von konstanten Größen auszugehen. Demnach liegt der Gesicherheit eines Experiments nichts anderes zugrunde als die Gesicherheit der Analogie zwischen Experiment und Realität. Nicht der Befund ist sicher, sondern die Analogie wird als sicher angenommen. Meines Erachtens klingt das Ganze nicht wenig nach dem bekannten Münchhausen-Effekt. Manches Experiment erscheint als ein Beispiel einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung.

Über VAIHINGER urteilt noch 1985 Paul WATZLAWICK euphorisch: „Die umfassendste Studie über die praktischen Auswirkungen imaginärer Annahmen ist immer noch „Die Philosophie des Als-Ob“ von Hans Vaihinger. In diesem Monumentalwerk aus dem Jahre 1911 gibt der Autor eine Unzahl von Beispielen für die eben erwähnte Beziehung von fiktiven, völlig unbeweisbaren Wirklichkeitsannahmen bzw. Sinnzuschreibungen und ihren konkreten Resultaten.“ (Watzlawick 2006, S. 97) In einer Welt von Als-Ob-Konstruktionen erscheint die Sprachkritik als Korrektiv konstruktivistischer Denkweise. Zugleich könnte der Konstruktivismus vielleicht „eines Tages die Brücke zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften schlagen“, wie WATZLAWICK meint (ebd. S. 106). Die erkenntniskritische Funktion des Konstruktivismus wäre dann, eine wissenschaftstheoretische Grundlage aller Disziplinen zu sein, die Sprach- und Erkenntniskritik ein notwendiges Korrektiv der „nachkritischen Philosophie“ (Flach 1994, S. 78).

Fritz MAUTHNER: „Der Atheismus und seine Geschichte“	Hans VAIHINGER „Die Philosophie des Als ob“ (1911)
<p>„ ... von allen Wörtern der Sprache, besonders aber von den weitesten und abstraktesten, lässt sich behaupten, dass sie nur bildlich, nur metaphorisch ihren Gegenständen entsprechen, dass sie so benützt werden, als ob sie sich mit den Gegenständen deckten ... namentlich aber in der Scheinwissenschaft⁹³ der Theologie ... “ (Mauthner Atheismus, Bd. IV, S. 28).</p> <p>⇒ Sprachkritik u.a. als Kritik an einer scheinwissenschaftlichen Sprache der Theologien, Sprachkritik m.E. als Instrument der Religionskritik.</p>	<p>„Die Abstrakta sind eine Schar von dienstbaren Geistern (...) Die Abstrakta sind nur Diener; man muss sie wegschicken, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben.“ (Vaihinger 1922, S. 396)</p> <p>⇒ Dazu gehört nach Vaihinger auch eine Kritik der Tendenz der „sprachlichen Substantivierung“ (ebd. S. 391).</p>

In weitgreifenden großen Zusammenhängen entwickeln VAIHINGER⁹⁴ und MAUTHNER ihre originären universalhistorischen Konzepte. Das Buch des ersteren ist zudem – und das macht dieses hier interessant – eine auch indirekte Form einer originären Sprachkritik, im Umfang der Quellen nahezu vergleichbar mit der Atheismus-Studie⁹⁵ von MAUTHNER.

⁹³ Eine Strömung schlechthin als Scheinwissenschaft zu verurteilen, ist vor allem dann fragwürdig, solange nicht geklärt ist, ob jene Strömung überhaupt Wissenschaft sein wolle, sein kann oder nach Disziplinarität strebe. Falls dies nämlich nicht der Fall ist, dann sind all jene Kriterien sogenannter Wissenschaftlichkeit gar nicht anwendbar. Und die Kritik geht ins Leere. Dass die Theologie zu einer Wissenschaft gemacht worden ist, hängt m.E. damit zusammen, dass sie als Fakultät einen Platz an den Universitäten des Mittelalters hatte. Indem sie dort verblieben ist, haben sich die Ansprüche an Theoretizität und Methodologie als Gütekriterien mehr und mehr auch auf die Theologie übertragen. So registriert Hans ALBERT in einem Brief an Karl POPPER aus der Sicht des Kritischen Rationalismus bereits in den 70er Jahren in der Theologie eine Tendenz der wissenschaftstheoretischen Fundierung, indem „wesentliche Thesen des kritischen Rationalismus“ übernommen werden (Albert; Popper 2005, S. 211). Dies könnte bedeuten, dass sich auch die moderne Theologie von einem substantivischen Bild der Welt zu befreien sucht und nach kausalen Erklärungen der Wirklichkeit strebt. Zu fragen ist, ob dies dann m.E. noch Theologie sei oder bereits Religionsphilosophie, Religionssoziologie oder Religionspsychologie geworden ist. Biographisch ist es zudem durchaus denkbar, dass es nicht nur den Weg eines Theologen zur Philosophie, sondern auch den Weg eines Philosophen zur Theologie geben könne. Urs SOMMER hat unter Bezug auf Hans VAIHINGER darauf aufmerksam gemacht, dass NIETZSCHE, wenn er nicht so früh gestorben wäre, möglicherweise zu einer Art *Theologie* zurückgekehrt wäre (vgl. Sommer 2000, S. 323).

⁹⁴ Eine erste Zitationsanalyse zeigt, dass VAIHINGER kaum bekannter zu sein scheint als MAUTHNER. Allerdings findet sich in den „Philosophischen Bemerkungen“ von WITTGENSTEIN eine Anspielung auf dessen Buch „Als-ob“, von dem er behauptet, VAIHINGER verwechsle hier mit dem Titel Gleichnis und Wirklichkeit (Wittgenstein, Studien Texte, Bd. 3, S. 306). VAIHINGER wird später nur gelegentlich erwähnt (vgl. Flach 1994, S. 78; Gustafsson 1982, S. 308; Watzlawick 2006, S. 97ff.; Delf 1994, S. 125 und 410), fehlt leider aber bei Egon Friedell (2009), bei Borsche (Hrsg. 1996), bei Böhler (1985), bei Eco (2002), bei Rentsch (2003), bei Meder (2004), bei Hans Dieter Zimmermann (1999). BORSCHKE erwähnt immerhin eine Vielzahl an „Versionen traditioneller Sprachkritiken“ (1996, S. 10), wobei offen bleibt, wodurch aus einer Sprachtheorie eine Sprachkritik wird.

⁹⁵ In der marxistischen Philosophie hat es einen im Umfang und Anspruch vergleichbaren Versuch einer Geschichte des atheistischen Denkens gegeben. Es handelt sich dabei um die seit 1966 in zahlreichen Bänden erscheinende „Geschichte der Aufklärung und des Atheismus“ des Philosophen Hermann LEY. Dieser hat mehrfach auf MAUTHNER Bezug genommen (vgl. Ley 1966, Bd. 1, S. 38, 39 sowie 528 und 543) – und mag zudem manche Bestärkung und Herausforderung für die Notwendigkeit eines solchen Themas daraus entnommen haben. Dass LEY an MAUTHNER die Einseitigkeit kritisiert, dass jener in der „Geschichte des Atheismus“ seine eigene „Abneigung gegen die Kirche aufgespeichert“ und als „Ausdruck einer emotionalen Aversion gesammelt“ habe, müsste näher geprüft werden (Ley 1966, Bd. 1, S. 38). Zu Leben und Werk des Berliner

Auch VAIHINGER – wie MAUTHNER – macht auf die Gefahr eines m.E. abstraktizistischen Gebrauchs rein abstrakter Begriffe aufmerksam. Jene allgemeinsten Begriffe sind nicht ungefährlich, wenn man sich ihres abstrakten Wesens nicht ausreichend bewusst ist. Mit zunehmendem Abstrahieren geraten die Dinge selbst zumeist mehr und mehr aus den Augen – das abstrakte Denken entfernt sich mehr und mehr von der sicheren Küste⁹⁶ der Empirie, wie KANT es einmal gleichnishaft beschrieben hat. Die Abstraktionen seien deshalb nichts, als „eine Schar von dienstbaren Geistern (...) Die Abstrakta sind nur Diener; man muss sie wegschicken, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben.“ (Vaihinger 1922, 396) Indes, man wird sie nicht mehr los. „Die Geister, die ich rief“, lassen sich nicht mehr bannen. Die Geschichte des abstrakten⁹⁷ Denkens erweist sich als irreversibel. So gelangt VAIHINGER interessanterweise auch zur Kritik einer substantivischen Sprache, zur Kritik der „sprachlichen Substantivierung“ (ebd. S. 391). Die eigentümliche Existenzweise der Abstraktheit der Sprache erweist sich zugleich ihr Schicksal: „Der Vorteil der Sprache ist zugleich ihre Gefahr“, so VAIHINGER (ebd. S. 395). Dabei bediene sich die Erkenntnis (nach KANT, KrV – D.G.) eines diskursiven Denkens – ein weitsichtiger Gedanke von VAIHINGER. Das „diskursive Denken“ sei ein „notwendiges Mittel (...) „Das diskursive Denken schafft sich immer feinere Mittel, um mit diesen die Wirklichkeit zu bearbeiten, zu umspannen, zu umfassen.“ (Vaihinger 1922, S. 101) Vergleicht man dies mit den Überlegungen von MAUTHNER, so sind gewisse Ähnlichkeiten⁹⁸ im Herangehen nicht zu übersehen. „... von allen Wörtern der Sprache, besonders aber von den weitesten und abstraktesten, lässt sich behaupten, dass sie nur bildlich, nur metaphorisch ihren Gegenständen entsprechen, dass sie so benützt werden, als ob sie sich mit den Gegenständen deckten ... namentlich aber in der Scheinwissenschaft der Theologie“, so MAUTHNER im „Atheismus“ (Bd. IV, S. 28). Es ist dieses konstruktive Moment der Sprache, die sich eine eigene Welt des Als-ob

Philosophen Hermann LEY vergleiche ferner GROTTKER (2011): Zwischen Abbild und Entwurf. – In: Syllabus. Gesammelte Aufsätze zur Berufs- und Bildungswissenschaft.

⁹⁶ „Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht durchreist und jeden Teil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit, umgeben von einem weiten und stürmischen Ozeane, dem eigentlichen Sitz des Scheins, wo manche Nebelbank, und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, die ihn in Abenteuer verflucht, von denen er niemals ablassen, und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann. Ehe wir uns aber auf dieses Meer wagen, um es nach allen Breiten zu durchsuchen und gewiss zu werden, ob etwas in ihnen zu hoffen sei, so wird es nützlich sein, zuvor noch einen Blick auf die Karte des Landes zu werfen, das wir eben verlassen wollen ...“ (KrV, Elementarlehre, II. Teil, 1. Abt., 2. Buch, 3. Hauptstück: Der transzendentalen Doktrin der Urteilskraft, Kant 1979, S. 332)

Es ist dies Gang des forschenden Denkens, welches unbekanntes Terrain betritt, und das einzig Verlässliche der bewährte Verstand und die geschulte Vernunft sind. So auch mag MAUTHNER das Projekt der Sprachkritik empfunden haben – suchend nach festem Boden unter den Füßen, den seine philosophiegeschichtlichen Untersuchungen zum Atheismus und seine etymologischen Betrachtungen zur Verbreitung der Sprachen bildeten. Wie man von dort zu einer erkenntnistheoretisch fundierten Sprachkritik gelangen könne, gleicht dem Wagnis, sich auf das hohe Meer des Unbekannten hinauszuwagen.

⁹⁷ Diese Gefahr fortschreitender *Abstraktheit* in den Wissenschaften hat dazu geführt, dass in der Hegelschen Tradition deshalb der Philosophie eine gegenläufige Funktion zugeschrieben worden ist. Demnach sei die Philosophie gerade nicht eine abstrakte Wissenschaft, sondern jene Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang, die die abstrakt-einzelnen Begriffe der Naturwissenschaften und abstrakt-allgemeinen Begriffe der Mathematik und Logik dialektisch aufhebt und so als eine *Philosophie der Wissenschaften* zu einem *konkret-allgemeinen Bild* der Welt strebt. So originell dieser auf HEGEL zurückgehende Gedanke erscheint, so begrenzt ist allerdings seine Wirkung in den Wissenschaften selbst geblieben. Zudem erlangen m.E. nicht alle Gebiete der Philosophie die Stufe konkret-allgemeiner Begriffe. So bedient sich die „Geschichte der Philosophie“ einzelwissenschaftlicher Begriffe der Geschichtswissenschaft sowie Methoden der Biographieforschung und bleibt also in Vielem eine naturgemäß abstrakt-einzelne Disziplin. Und was die *Philosophische Logik* anbelangt, so steht sie als Disziplin höchster Allgemeinheit zwischen der abstrakt-allgemeinen Sprache logischer Aussagen und den konkret-allgemeinen Ideen dialektischen Denkens.

⁹⁸ Auch im produktiven Verhältnis zu NIETZSCHE gibt es große Übereinstimmung zwischen MAUTHNER und VAIHINGER. So hat letzterer den Versuch unternommen, gegen solcherart Meinungen, NIETZSCHE sei gar kein Philosoph gewesen, zu begründen, worin das Philosophische in den Schriften NIETZSCHES bestehe (vgl. Vaihinger 2002, S. 11). Vielmehr sei NIETZSCHES Philosophie geradezu der Kern seines Denkens, woraus eindeutig die Verortung seiner Werke in den Wissenschaften resultiert. Sein eigenes Nietzsche-Bild fasst VAIHINGER geradezu radikal und provokatorisch zusammen: „Nietzsche ist Realist [...] Nietzsche ist Voluntarist [...] Nietzsche ist Optimist [...]“ (ebd. S. 50f.). Und man darf m.E. hinzufügen: Aber Realist, Voluntarist und Optimist in einer je originären Weise der Unverwechselbarkeit seiner Sprache.

schaft. Solcherart Konstrukte des Als-ob sind m.E. zulässig, solange der Mensch sich dessen bewusst ist, dass es sich nur um Konstrukte – nicht um die wirkliche Welt – handelt.

*„Es lasse sich nur aussagen, was Gott nicht sei,
niemals aber, was er sei.“ (Mauthner, Atheismus II, S. 160)*

1.12. Geschichte des Atheismus & Sprachkritik

Vulgärer Atheismus diskriminiert den Glauben – aufgeklärter Atheismus kritisiert die Leichtfertigkeit im Reden von Gott. Der wissenschaftliche Atheismus⁹⁹ hält dem religiösen Denken einen Spiegel vor, wie leichtfertig mancher mit einer solch tief sinnigen Idee wie „Gott“ umgehe. Solche leichtfertigen Redner sind die Mörder einer Idee, Mittäter der Tötung Gottes, Vergifter des Denkens. Wenn NIETZSCHE später vom Tod Gottes sagen wird: „Wir haben ihn getötet“, so kann das auch heißen, dass die Idee „Gott“ verraten worden ist (KSA 3, S. 481). Eine Rekonstruktion der Entstehung und Entwicklung atheistischen Denkens zeigt die mannigfaltigen Schatten der Gottesidee – die geistvollen philosophischen Beweisversuche wie auch die Geistlosigkeit mancher Pastoraltheologie. Eine Geschichte des Atheismus erscheint als ein langsames Sterben der Idee „Gott“ – Lutz GENTSCH beschreibt dies philosophiegeschichtlich pointiert: „Und immer stirbt ein bisschen Gott“ (Gentsch 2000, 2 Bde.). Eine anhebende Rechristianisierung wäre dann die gegenläufige Tendenz einer Wiedergeburt der Idee „Gott“. So, wie es mannigfaltige Bilder der Welt gibt, so gibt es m.E. folgerichtig gewisse philosophische Bilder¹⁰⁰ der Idee „Gott“. Man könnte m.E. behaupten: ein substantivische Gottesidee, eine adjektivische sowie eine verbale Gottesidee. Die Vagheit der Sprache verleiht der Idee Form und Gestalt.

Wissenschaftlicher Atheismus also ist eine Schule philosophischer Reflexion – man sollte es sich nicht zu leicht machen mit einer Kritik der Gottesidee (...) Betrachtet man daraufhin das Werk von MAUTHNER – abgesehen von den mühseligen detaillierten Inhalten der Edition „Der Atheismus und seine Geschichte“ in vier Bänden – so wirkt das Ganze wie eine Monumentalgeschichte – eindrucksvoll im Umfang, einmalig in der radikalen religionskritischen Analyse, bewundernswert in der kenntnisreichen Darstellung. Das, was auf den ersten Blick kaum zu erkennen ist, ist die durchgängige sprachkritische Intention in der Interpretation der Quellen. Wenn auch nicht als eine konsequente Leitlinie, so sind die Ansätze einer Sprachkritik in einzelnen Kapiteln nicht zu übersehen. So heißt es in der Auseinandersetzung mit CARDANUS und „Faust“: *„Es ist Sprachkritik, wenn er mit bewusstem Nominalismus die Natur ein Wesen der Einbildung nennt, einen leeren Wortschall; und ist doch mehr als geistreich, wenn er sagt: Die Unwissenheit lässt uns nur Ähnlichkeiten sehen, erst die Wissenschaft zeigt uns die Unterschiede.“ (Mauthner, Atheismus II, 43)* Der Gelehrte FRÉRET, der den Gottesbegriff

⁹⁹ Man neigt dazu, Atheismus und Heidentum miteinander zu identifizieren. Beide leugnen eine Existenz Gottes, die Gründe mögen verschieden sein. MAUTHNER gibt in seiner Geschichte des Atheismus ein lehrreiches Gleichnis wieder, welches von BAYLE überliefert ist: „Vor einem Hause stehen zwei Türhüter. Man fragt nach ihrem Herrn. Der eine sagt, er sei nicht da. Der andere sagt, er sei da, aber mit dem Fälschen von Geld und Urkunden, mit dem Anfertigen von Dolchen und Giften beschäftigt. Der Atheist gleicht dem ersten Türhüter, der Heide dem zweiten. Es ist also offensichtlich, dass der Heide die Gottheit schwerer beleidigt als der Atheist.“ (Mauthner, Der Atheismus, III, 52)

¹⁰⁰ Es wäre in einer späteren eigenständigen Betrachtung zu prüfen, ob es analog zu den „Drei Bildern der Welt“ in der Geschichte auch drei Bilder der Idee „Gott“ gegeben hat bzw. gibt. Man könne sich so m.E. die Existenzweise von „Gott“ als substantivische Idee (= Personifizierung der Idee), als adjektivische Idee (= Heiligung der Idee) oder als verbale Idee (= der gnädige und der strafende, der schöpfende und ruhende Gott) vorstellen. MAUTHNER hat – ohne dass er dies wollte – auch zu einer Verfeinerung und Bereicherung theistischen wie atheistischen Denkens beigetragen. Eine Sprachkritik hätte zu prüfen, ob die übliche Rede von Gott in den verschiedenen Quellentexten eher substantivischer, eher adjektivischer oder verbaler Natur in je partikularen Bildern sei. Meines Erachtens beanspruche die Idee „Gott“ als „allerhöchste Vernunft [...] oberste Intelligenz“ (Kant 1979, S. 726) ein auch vollkommeneres Bild – man könnte sagen, alle d r e i Bilder in e i n e r Idee – aber eben „freilich bloß in der Idee“, wie KANT hinzufügt. So entspricht ein „monotheistischer Gott-Begriff“ gewissermaßen der Annahme eines „einzigsten Welt-Gesetzes“ (Gentsch 2000, Bd. 2, S. 729). Und nur ein monistisches Bild der Idee „Gott“ würde demnach jenem Einzig-Welt-Gesetz entsprechen können.

kritisiert, sei ein „Sprachkritiker“ (Atheismus III, 39). Dagegen finde sich bei ROUSSEAU „ein Mangel an Sprachkritik“ (Atheismus III, 113) und schließlich sei das Denken des Abbé SAINT PIERRE geprägt von einer beißenden Kritik der Theologie – bei Verteidigung der wahren Religion.

So viele atheistische Quellen, so viele Varianten ebenso an Religionskritik, Theologiekritik, Ideologiekritik, Sprachkritik. So habe jener Abbé gesagt: „Die Theologie ist in der Religion, was die Gifte in den Nahrungsmitteln.“ (Atheismus III, 49). Die Kritik am System der Theologie ist m.E. oft weniger eine Kritik an der Idee Gottes, sondern eine Sprachkritik an einem leichtfertigen Reden von Gott in den Kirchen. In diesem Sinne kann man vermuten, dass der Atheismus mit dazu beigetragen hat, dass Theologie und Religionsphilosophie gezwungen wurden, ihre Waffen zu schärfen, ihre Begriffe zu verfeinern. Beide bedienen sich auf ihre Weise gleichermaßen der Vernunft, beide sind in ihren Deduktionen schwer zu widerlegen. MAUTHNER geht davon aus, dass Sprachkritik und Vernunftkritik eng beieinander liegen. So sei SCHEFFLER in seiner eigentümlichen und originären Gotteskritik „an der Kritik der Sprache vorbei zur Kritik der Vernunft geschritten“ (Atheismus III, 196). Die Hauptkritik am Theismus ist nach MAUTHNER der Umstand, dass die *menschliche Sprache* unzureichend für eine *Erkenntnis Gottes* sei (ebd.). Dem lässt sich m.E. hinzufügen: Es wäre genauer zu prüfen, ob dies auch bedeuten kann, dass dieselbe Sprache dann auch zwangsläufig für eine *Kritik Gottes* unzureichend ist (...)

⇒ Theismus und Atheismus geraten hier gleichermaßen an eine Grenze der Sprache: Beide können nicht nur nicht die Existenz Gottes beweisen oder widerlegen, beide auch können in ihrer Sprachbegrenztheit Gott weder verteidigen noch wirklich kritisieren: Gott ist kein Gegenstand der Sprachkritik (...) Die ideengeschichtliche Analyse des Redens von Gott indes ist nicht selten eine auch sprachkritische Betrachtung – die Sprache, in der sich die Idee darstellt, bedarf ebenso einer Kritik wie die Idee selbst. Die kritische Analyse der Begriffsgeschichte ist eine historiographische Begriffskritik, die schlechthin als Erkenntnis- oder bloße Sprachkritik erscheint. So ist die Methode in „Der Atheismus und seine Geschichte“ nicht nur Religionskritik, sondern auch Ideologiekritik – eine Kritik der sprachlichen Verschleierungen¹⁰¹, der sich Ideologien bedienen. Bereits manches Wort, manche Neuschöpfung verleitet und verführt das Denken, es verschleiert das Sein. MAUTHNER zeigt dies unter anderem an der Idee eines Panpsychismus (Atheismus III, S. 48, 149 und 158), der auch in Gestalt eines – wie man m.E. sagen könnte – Panenergetismus auftritt. Gilt, dass Gott überall in allem sei, so gilt analog, dass die Psyche in allem sei bzw. dass in allem Energie¹⁰² und Kraft seien (ebd. S. 159). Nicht jedes neue Wort wie Panpsychismus ist ein wirklich neuer Gedanke, so dass eine gewisse sprachkritische Sensibilität zum methodischen Prinzip generiert werden kann. Dass es der Atheismus selbst war, der sich der Sprachkritik geradezu bedienen musste, macht die Lektüre der „Geschichte des Atheismus“ nicht leichter. Da der Operator „Sprachkritik“ von den betreffenden atheistischen Denkern selbst nicht benutzt wird, muss unterschieden werden zwischen der sprachkritischen Absicht der Quelle und einer sprachkritischen

¹⁰¹ Der Methode einer gezielten sprachlichen Verschleierung der Dinge ist der Religion ebenso eigen wie der Politik und mancher anderen Institution. Genauer betrachtet ist der Mechanismus ein doppelter: Die Verschleierung des Verschleierns (...) Man legt einen Schleier über die Dinge, so dass die darunter liegenden Konturen nicht mehr wahrnehmbar und prüfbar sind. Oft genug wiederholt, gewöhnt sich das Denken an jenen Schleier. Sprache wirkt auf jene Weise einschläfernd, der wachsame Verstand wird durch die Wirkung der Worte mehr und mehr unkritisch gemacht, der oft gerühmte gesunde Menschenverstand wird eingeschlafert. MAUTHNER zeigt die atheistische Gegentendenz einer „Entschleierung“ in origineller Weise an der Frage, zu welcher Religion man sich bekennen solle und warum. SCHILLER würde auf diese Frage antworten: „Keine! Aus Religion!“ (Mauthner, Atheismus II, S. 98) Ein anderer – hier Jean BODIN (1529-1596 bzw. 1520-1596) würde vielleicht antworten: „Eine wie die andere. Aus Irreligion.“ (ebd.) Es zeigt sich, dass eine Kritik des Glaubens einer anderen Methode bedarf als eine Kritik wissenschaftlicher Aussagen. Die Methode der Glaubenskritik ist eine andere als der Weg der Begriffskritik. Der Glaube hat seine eigene Sprache, die Idee „Gott“ ihre eigene Logik, ihre eigene Art kausaler Begründung und Glaubensbeweise. Nur wenn man diesem subtilen Gegenstand eine spezifische Methode entgegensetzt, wird eine atheistische Sprach- und Ideologiekritik wirken können. Zu BODIN vgl. allerdings die abweichende biographische Angabe (geb. 1520) bei CONDORCET (1976, S. 26).

¹⁰² Der spätere *Energieerhaltungssatz* kann als eine Analogie zum Prinzip eines *Gotterhaltungssatzes* beurteilt werden. Aus der religiösen Vision, Gott könne nicht verloren gehen, lässt sich naturwissenschaftlich schließen, Materie und Energie können nicht verloren gehen. Die Logik beider Aussagen ist ähnlich. Schwieriger ist ein Urteil über ein Erhaltenbleiben der Seele – diese religiöse These erscheint m.E. als das schwächste Glied einer theologischen Argumentationskette.

Interpretation von MAUTHNER selbst. An der Auseinandersetzung mit dem irländischen katholischen Atheisten TOLAND (1670-1722) lässt sich dies anschaulich zeigen (Mauthner, Atheismus II, S. 410). MAUTHNER urteilt, dass dieser „durch seine radikale Religions- und Bibelkritik langsam zur Wort- und Sprachkritik geführt wurde“ (ebd. S. 444). Was daran ist Original, was Interpretation? So zeigt sich häufig im Kampf zwischen den philosophischen und religiösen Strömungen ohnehin ein unbewusster Zusammenhang von Glaubens- und Sprachkritik. Ist die Religionskritik das Ziel, so ist die Sprachkritik Weg und Methode. Ist manche Religion – so Umberto ECO – ein „Opium¹⁰³ der Völker“, so verstärkt manche Sprache Nebel und Dunst. Das m e t h o d i s c h e Problem der Anwendung einer Sprachkritik als gewissermaßen universeller Methode philosophiegeschichtlicher Analyse kann hier nur angedeutet werden. Philosophisch kritisiert werden sollen zwar die Dinge – nicht die Worte (...) Doch da sich die Dinge in den überlieferten Quellen als Worte darstellen, wird leicht aus der Sachkritik eine Sprachkritik. Es gelingt nicht immer, das eine vom anderen sauber zu trennen. Es gilt hier das, was MAUTHNER als allgemeines Problem des Zusammenhangs von Sprache und Welt hervorhebt. „Durch Worte ist das Wesen der Dinge nicht zu erklären, denn die Worte werden unaufhörlich verdorben, verändert und gemischt. Es gibt keine richtige und reine Sprache, es gibt keine Gemeinschaft zwischen Worten und Sachen.“ (ebd. S. 168) Ergo: Die Überlieferung der Worte bietet keinen sicheren Zugang zu den Dingen (...) Wie aber ist dann ein Rückschluss aus Schriftquellen auf die geschichtliche Wirklichkeit möglich? MAUTHNER würde antworten: durch die Analogie – mit all ihren Risiken. Die Aufklärung über die Welt ist eine Aufklärung über Chance und Grenze der Sprache. Eine „negative Aufklärung“ ist nach MAUTHNER – auch in der Geschichte des Atheismus – stets Sprachkritik, indem sie „in der Kritik der überkommenen Begriffe besteht und die als Kritik der Sprache über ihre eigenen Grenzen hinaus eine neue Erkenntnistheorie anbahnt“ (Atheismus III, 293). Man könnte sagen, dass sich die „Erkenntnis-Kritik mit der Sprach-Kritik verwebt“ (Flach 1994, S. 46). Und so kann die häufig „vernunftgläubige Aufklärung“ nur durch einen „Sieg der Sprachkritik“ überwunden werden (Atheismus III, 297). Zusammenfassend hat das von MAUTHNER entfaltete Begriffsfeld folgende vereinfachte Gestalt:

Erkenntnis	als				als	Erkenntniskritik
Begriffe	als				als	Begriffskritik
Wissenschaft	als	SPRACHE	→	SPRACHKRITIK	als	Wissenschaftskritik
Kultur	als				als	Kulturkritik
Ideologie	als				als	Ideologiekritik
Religion	als				als	Religionskritik

Das Thema „Atheismus und seine Geschichte“ übersteigt sichtlich das Vermögen eines Sprachkritikers – das Unternehmen verknüpft Religions- und Vernunftkritik, Begriffs- und Erkenntniskritik, Ideen- und Sprachkritik. Die einen nennen ein solches Unterfangen eklektisch, andere genial (...) Es ist, was es ist: Der Mut, Mut zu haben (...)

¹⁰³ Umberto ECO beschreibt in „Das Foucaultsche Pendel“, wie Religion in subtiler Weise im Leben der Menschen – wörtlich – als „Opium der Völker“ wirkt und Formen einer „orgiastischen Religiosität“ annehmen kann (Eco 1992, S. 215). Das Gleichnis findet sich bekanntlich oft in den der Geschichte der Religionskritiken. Die Kritiken indes unterscheiden sich methodisch darin, ob sie zu einer differenzierenden Sicht gewillt sind: Ein Opium kann für den Einzelnen ein Medikament sein – angewendet auf ganze Völker ist es Gift. Sprachkritik indes erscheint als der Versuch der Entgiftung des Geistes. Oder im Sinne von WITTGENSTEIN lässt sich sagen: Sprach- und Religionskritik ist der Kampf der Vernunft gegen die „Verhexung des Verstandes“ (PhU §109) – gegen die Verhexung durch manche Kirche, manchen Tempel, manchen Priester, manchen Lehrer. Sprachkritisch allerdings zu unterscheiden sind zumindest zwei Formen der Religiosität: Eine religiöse Sprachlichkeit, die die Würde des einzelnen Menschen erhöht – und eine priesterliche Sprache, die den Menschen knechtet.

Wir werden das Evangelium nicht gut ohne die Sprachen erhalten. Die Sprachen sind die Scheide, darin dieses Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dieses Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darin man diesen Trunk fasst. Sie sind die Kammer, darin diese Speise liegt, sie sind die Körbe, darin man diese Brote, Fische und Brocken bewahrt. (WA 15, S. 38)

1.13 Die Sprache LUTHERS – eine Sprach- und Moralkritik

MAUTHNERS Urteil über LUTHER zunächst ist ausgewogen – eine Würdigung des Sprachschaffens, ohne Kritik an mancher moralischer Fragwürdigkeit des Reformators. Die Reformation der Kirche auch sei eine Reform der deutschen Sprache – ein geschichtlicher Zufall, dass beide Projekte zusammenfallen? Hinzukommt die Buchdruckerkunst, die der deutschen Hausbibel den Weg bereitet. Das gedruckte Buch bewirkt eine vereinheitlichende Funktion der Sprache. „Zu dieser Spracheinheit kam es bekanntlich erst durch Luther. Sicherlich ist seine Bibelübersetzung ein erstaunliches Werk unvergleichlicher Sprachkraft.“ (Mauthner, Beiträge zur einer Kritik der Sprache, II, S. 547) MAUTHNER nennt die so entstandene Sprache eine „papierne Sprache“ (ebd. S. 548), die zunächst keine Mundartsprache generiert. Jedoch LUTHERS „ganze Persönlichkeit und künstlerisches Sprachgefühl (haben) es ermöglicht ... dass diese papierne Sprache groß und schön und lebendig werden konnte“ (ebd.). Deshalb muss indes die landläufige Behauptung, LUTHER habe dem Volk aufs Maul geschaut, relativiert werden. MAUTHNER behauptet sogar, „dass kein einziger deutscher Volksstamm seine Mundart in dieser Schriftsprache wiederfand, dass dagegen jedermann, der lesen gelernt hatte, die neue Schriftsprache mit den Augen verstand ...“ (ebd.) MAUTHNER resümierend: „*Es fällt schwer, bei Luther zu scheiden zwischen seiner unvergleichlichen, unerhörten Sprachkraft und seiner Unfreiheit im Glauben an das Gotteswort ... dass er als Theologe ein Bauerndickschädel war, dass er seine Erfolge mit seiner Schwäche und seiner Unfreiheit verdankte.*“ (Mauthner, Wörterbuch I, S. 467 sowie vgl. 495).

Was den ethischen Gehalt der Predigten und Sermonen von LUTHER anbelangt, so tritt vor allem eine Spracheigenart moralkritisch besonders hervor: seine Schriften gegen die Juden. LUTHERS Sprache pauschalisiert. Ein Volk steht unter Verdacht. In dem Traktat „Von den jueden und ihren luegen“ wirkt ein langlebiges Stigma fort. Die Sprache LUTHERS reproduziert so einen mindestens seit dem Mittelalter herrschenden Judenhass – ja, er steigert diesen Hass. Und es ist eine Sprache des Hasses, die jenen Antisemitismus unterstützt. Man könnte behaupten, LUTHER, ein großer Bewunderer Meister ECKHARTS, war ein großer Sprachbeherrscher, aber schlechter selbstkritischer Sprachkritiker. Die wahre Religiosität der christlichen Sprache legt eine erhabene Sprachlichkeit nahe, der tiefe Glaube hat es nicht nötig, gegen die Andersartigkeit fremden Glaubens in grober sprachlicher Manier vorzugehen. So meint LUTHER 1532 in einer seiner Tischreden: „*Wenn ich aber einen frommen Juden mehr überkomme zu täufen, so will ich ihn balde auf die Elbbrücke führen und ein Stein an Hals hängen und in die Elbe werfen; denn die Schälke verspotten uns und unsere Religion.*“ [WA, TR 1, Nr. 299] Und in dem Sermon „Über Kaufhandel und Wucher“ folgt 1543 schließlich ein Programm einer Judenvernichtung¹⁰⁴. Solcherart Sprache erzeugt ein subtiles moralisches Bild der Gesellschaft – ein Weltbild von Hass und Vernichtung. Es ist die verbale Welt der Zweckrationalität, die ein detailliertes Programm der Vernichtung formuliert. Die übliche Sprachgeschichte würdigt LUTHER einseitig und mit großen Auslassungen – die Sprachkritik muss jenen anderen LUTHER erst noch entdecken. So wäre gründlicher zu prüfen, welches Menschenbild eine

¹⁰⁴ Wörtlich heißt es dort 1543 bei LUTHER: „Erstens soll man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecken und, was nicht verbrennen will, mit Erde überhäufen und zuschütten, dass kein Mensch einen Stein oder eine Schlacke davon sehe ewiglich ... Zum andern soll man auch ihre Häuser desgleichen zerbrechen und zerstören. Denn sie treiben ebendasselbe drin, was sie in ihren Schulen treiben (...) Siebentens soll man den jungen, starken Juden und Jüdinnen Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel in die Hand geben und sie ihr Brot verdienen lassen im Schweiß der Nase, wie es Adams Kindern aufgelegt ist.“ (Luther, WA 53, S. 526) Das Reich des Christentums ist das Reich des Guten, das Reich des Judentums ein Reich des Bösen. Der Jude ist jener Anti-Christ, der vernichtet werden müsse. Die Sprache verleiht dem Hass Gestalt – alle Folgen sind bekannt.

Sprache des Hasses zu erzeugen vermag. Gotteskrieger haben ihre eigene Sprache. Der Krieg entsteht in den Köpfen, die Verbrechen des Geistes beginnen in der Sprache.

„...dass die Sprache für ihren eigenen Gebrauch die substantivische Welt hinzugeschaffen habe, die Welt der Götter und der Geister, die Welt der Dinge und der Kräfte.“ (Mauthner)

2. MAUTHNERS Sprachkritik – die Eine Welt in den Bildern der Sprache

2.1. Substantivische und verbale Sprache

Eine Unterscheidung dreier Weltansichten und die Rekonstruktion dreier Sprachwelten durch MAUTHNER ist ein persönlicher und kongenialer Reifeprozess, der sich über längere Zeit hinzieht. Erste Andeutungen finden sich bereits ab 1901 in den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ und im „Wörterbuch der Philosophie“ (1910), setzen sich fort in der Geschichte des Atheismus (1920) und gipfeln in „Die drei Bilder der Welt“ (Nachlass 1925). Die Kongenialität selbst erscheint als ein Glücksumstand – MAUTHNER und LANDAUER, beide jüdische Gelehrte,¹⁰⁵ werden Gesinnungsgenossen – nicht nur auf dem Gebiet der Sprachkritik. Es wird nicht mehr eindeutig feststellbar sein, welche Idee von wem stammt, welcher Gedanke von wem verworfen worden ist. Die Belegstellen jener Entwicklung seien zum Zweck der chronologischen Übersicht zusammengetragen:

1898/99	Beginn der gemeinsamen Studien von Mauthner und Landauer zu einer Kritik der Sprache	„Unsere Welt ist ein Bild, das (...) mit unseren paar Sinnen hergestellt ist ...“ (Landauer)	Landauer 2011, 46 und 234
1901	Beiträge zu einer Kritik der Sprache (3 Bde.)	„Es ist für unser Denken ist eine beschämende Einsicht, dass die Wirklichkeitswelt ebenso ein ewig werdendes und darum nicht Festzuhaltendes ist, wie die Gedankenwelt oder die Sprache...“	Ullstein-Verlag 1982, Mauthner Bd. 1, 151
1910	Wörterbuch der Philosophie (WB I + II)	*adjektivische Welt *substantivische Welt *verbale Welt	Mauthner WB I, 12 Mauthner WB II, 464 Mauthner WB II, 526
1912	Beiträge zu einer Kritik der Sprache (3 Bde.) 2. Auflage	Vorwort: „Ich habe mir redliche Mühe gegeben, zu bessern ...“	Mauthner I, S. VII
1920	Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande (4 Bde.)	Meister Eckhart ¹⁰⁶ – nach Mauthner ein Vertreter des Wortrealismus.	Mauthner, Atheismus, Bd. 1
1924	„ Gottlose Mystik “ (postum)	„ ... ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis.“	Mauthner, Dresden 1924, 29
1925	Die drei Bilder der Welt (postum)	„Im Verbum steckt ... ein Zweck verborgen; eine Absicht des Handelns [...] Im Substantiv ist ein Schein verborgen.“	Mauthner 2011, 26
1890-1919	Fritz Landauer – Fritz Mauthner Ein Briefwechsel (Hrsg. Delf)	Erwähnung von „Sprache und Grammatik“ von Landauer im Brief vom 14.02.1902	(vgl. 1994, S. 61) München 1994, 562 Seiten

¹⁰⁵ Gustav LANDAUER (1870-1919) wird in den Wirrnissen der Jahre 1918/19 wegen seiner politischen Betätigung denunziert, am 1. Mai 1919 in einem Vorort von München verhaftet und am Tag darauf im Münchener Zentralgefängnis ermordet. „Seine Mörder werden nie bestraft.“ (vgl. Delf (Hrsg.) 2011, Nachwort, 239) Der Verlust des Freundes hat MAUTHNER tief getroffen.

¹⁰⁶ MAUTHNER behauptet, dass die Predigten von Meister ECKHART eher ein substantivisches Bild der Welt offenbaren, denn „... für Meister Eckhart war die substantivische Welt wahrer als die adjektivische – wenn er das auch nicht so aussprach, die ideelle Wirklichkeit, die Erkenntnis das wahre Sein, so dass – ich glaube nicht mit dem Worte zu spielen – selbst diese reinste Mystik ein heimlicher Rationalismus war. Weil nämlich die Wortrealisten in ihrer streitlustigen Beschränktheit ihre substantivische Welt für die bessere, schönere und wahrere Welt hielten ...“ (Mauthner, Drei Bilder der Welt, 2011, S. 16).

a) *Die adjektivische Ursprache*: „... dass das Adjektiv zwar der jüngste Redeteil der Grammatik ist, aber der älteste Redeteil in der Geschichte des Verstandes“ sei, erscheint m.E. als eine höchst interessante, wenn auch strittige anthropologische Überlegung (Mauthner Wörterbuch der Philosophie, II, S. 464). In der Tat sind die Dinge Träger funktionaler Gegenstandsbedeutungen bezüglich des Menschen. Der Kampf um die Nutzbarkeit der Dinge resultiert aus dem Kampf ums Dasein. Der Verstand verallgemeinert mithin zunächst lediglich Attribute, also Eigenschaften und Funktionen als Indikatoren der Nützlichkeit. Diese ökonomische Eigenheit der Sprache folgt der Ökonomie rationalen Lebens.

1. Die adjektivische Welt des Menschen ist eine Welt anerkannter Natureigenschaften. Attribute werden zum gedanklichen Stellvertreter der Dinge, Adjektive zum sprachlichen Stellvertreter des noch nicht vorhandenen Substantivs. Alles, was die Sprache notdürftig ausdrücken muss, drückt sie adjektivisch aus.

2. Die Sichtbarkeit und Zeigbarkeit der Dinge macht anfänglich keine sprachlichen Be-Zeichnungen erforderlich. Was man zeigen kann, muss man nicht bezeichnen. Die Zeige-Handlung ersetzt die Zeichen-Handlung. Die Körpersprache erscheint nonverbal reicher als die anfängliche verbale Sprache.

3. Erst die Nichtanwesenheit und somit Nichtzeigbarkeit der Dinge führt zur Suche nach einem geeigneten Zeichen (Namen). Neben der *Welt der Dinge* (I) und der *Welt der Gesten* (II) entsteht nach und nach eine Welt (III): die *Welt der Zeichen* – der Worte, Sätze, Fragen, der Symbole und Gleichnisse.

4. Die sprachliche Differenzierung der Adjektive folgt der zunehmenden Differenzierung der Werkzeuge (artefakte) und Erfahrungen. Ein ursprünglich globales Attribut wird mehr und mehr einer qualitativen Differenzierung unterworfen. Die Ausprägungsgrade der Attribute bezeichnen in einer gewissen Parallelität den Grad einer Nutzbarkeit der Dinge. Das kulturgeschichtliche Vorhandensein vielfältiger Adjektive in den Sprachen deutet geschichtlich auf eine latente Zweck-Mittel-Rationalität der Rohstoffe und Werkzeuge hin. Das, was Nutzen hat, wird zu Sprache. Und umgekehrt (...) Und die Differenziertheit der Sprache reproduziert das differenzierte Denken und regt Phantasie an.

5. Aus der Tatsache, dass der Mensch ein fühlendes und ein soziales Wesen ist, erwächst das Bedürfnis, andere an eigenen Gefühlen teilhaben zu lassen. Versprachlichung von Gefühlen erzeugt eine eigene adjektivische Welt: eine Welt des Schmerzes und Leidens, die Welt der Liebe und des Glücks.

6. Auch die gesamte Religion wohl resultiert aus den Adjektiven des Guten, der Hoffnung, der Gnade – zeitweilig hat auch sie einen gewissen „Nutzen“ für den Menschen: Religion hat eine psychische Entlastungsfunktion. Allerdings braucht die Nichtsichtbarkeit solch religiöser Attribute einen gedanklichen Fixpunkt, auf den sich der Glaube richten könne. Man macht sich von dem Attribut ein substantivisches Bild¹⁰⁷. Wohl ist es zunächst die Neigung zu Natur- und Funktionsgöttern, gewisse Adjektive zu personifizieren und sie so in den Rang von Subjekten zu erheben. Ist das Göttliche zunächst ein *Attribut*, so gelangt eine *Personifizierung* des Glaubens zur Person des Einen Gottes: ein neues *Substantiv* in Gestalt der späteren Trinität ward erfunden. Der Monotheismus hat einen nicht geringen Anteil an der Verfestigung einer substantivischen Vorstellung der Welt. Das Nichtsichtbare wird sagbar. Es beginnt die Verdinglichung einer Idee – der Glaube erscheint glaubhafter, wenn er sich an etwas Dinghaftes, etwas Leidendes, an etwas (Über-)Menschliches heftet. Die Macht scheint gewaltiger, wenn man sie sich als Person vorstellt. Darin liegt die suggestive Kraft der substantivischen Welt. Personifizierungen sind Produkt einer Substantivierung. Es vollzieht sich m.E. die *erste große Substantivierung* einer eigentlich nichtsubstantivischen Struktur der Welt.

b) *Die substantivische Welt*: Das naive Denken stellt sich die Wirklichkeit als eine bloße Welt der Dinge vor. Radikal dazu LANDAUER: „*Diese Dinge da draußen sind Dinge, weil Eure Sprache sie in die Form von Substantiva pressen muss, und ihre Eigenschaften sind Adjektiva, und ihre Beziehungen regeln sich nach der Art, wie Ihr Eure Eindrücke auf Euch bezieht, nämlich in der Form des Verbuns.*“

¹⁰⁷ MAUTHNER nennt es eine Neigung des Instinkts, dass man sich die „gemeinsamen Ursachen der adjektivischen Eindrücke als Substantive vorstellt“ und so die Täuschung einer substantivischen Welt entstehe (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 466). Weshalb eigentlich hält man die Dinge und Dingwörter für stets wertvoller als Eigenschaften und Eigenschaftswörter (...)

(Landauer 2011, S. 151) Anthropologisch scheint es so, dass eine spätere Verbalisierung¹⁰⁸ erst auf die Phase der Substantivierung folgt. Zugleich wirkt in den Verben versteckt eine substantivische Welt fort. Dass die Dinge sich bewegen und verändern, ist nur eine andere Form für dieselbe Idee: Es sind und bleiben primär die Dinge, denen man meist nur sekundär ein Bewegen und Verändern zuschreibt. Das grobe Denken macht kaum einen Unterschied zwischen den beiden Aussagen: „Das Verhalten der Dinge ...“ und „Die sich verhaltenden Dinge...“ Immer ist und bleibe es vordergründig das Ding, worüber etwas gesagt wird. Die Dinge beherrschen unser substantivisches¹⁰⁹ Bild der Welt mehr als wir meinen (...) Manchem sind Dingwörter Lieblingswörter, in denen er sich die Welt vorstellt. Sie gelten ihm als die wichtigsten Stützpfeiler seines Denkens, auf denen seine Vorstellungen ruhen, weil er meint, dass die Welt selbst auf den Dingen¹¹⁰ ruhe. Und so bewegt sich sein Denken auf dünnem Eis, weil eine bloße substantivische Sprache an sich zu dünn ist. Auch übersieht jener, dass diese Vorstellungen einer substantivischen Welt stets unserer „adjektivischen Erfahrung“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, 464) entstammen: Aus den sich auf uns vollziehenden *W i r k u n g e n* der Dinge, die sich in Adjektiven widerspiegeln, rekonstruiert der Mensch eine substantivische Welt schlechthin. Seine Sprache könnte mehr über die Welt sagen, wenn er wieder lernen würde – so MAUTHNER – den Baum einen „Schattenspender“, die Sonne eine „Lichtbringerin“, die Wolke einen „Regenmacher“ zu nennen – nicht nur eine neue Sprachlichkeit, sondern eine neue Denkweise. Neuartige Worte können bewirken, dass man meint, manches mit neuen Augen zu sehen. Sprache erscheint als ein Prisma, durch welches man die Welt sieht und deutet.

c) *Die Grammatik der verbalen Welt*: Die Entstehung eines verbalen Bildes der Welt geradezu als geistige Revolution. Alles gerät in Bewegung – so auch die Sprache. Nichts bleibt so, wie es ist – die scheinbare Stabilität der Dingwelt ist dahin. Nur noch die Grammatik trauert der Einfachheit der substantivischen Welt nach. Und noch radikaler geradezu: „*Eure Welt ist die Grammatik Eurer Sprache.*“ (Landauer 2011, S. 151) Es ist stets eine bestimmte Grammatik, die (auch) über das jeweilige Bild der Welt entscheidet. Möglicherweise erweist sich jedoch eine solche Überbetonung der Grammatik als ein Indiz für einen versteckten Panlogismus – alles was existiert, existiert wegen seiner innewohnenden Logik. Grammatik wäre das Bild einer Logik der Welt. Bereits im intuitiven *S a t z b a u* entscheidet m.E. das Unterbewusstsein darüber, wie es sich den *W e l t e n b a u* vorstellt. Und ein nach den Prinzipien der Gewohnheit erlernter und reproduzierter stereotyper Satzbau nährt jenes Weltbild. Mithin drückt sich ein neues Weltbild des Entstehens und Vergehens der Dinge in auch einer neuen Grammatik

¹⁰⁸ Es gibt m.E. ein überzeugendes Beispiel *g e g e n* die Auffassung, die substantivische Sprache sei eine Idealform des Denkens. Dies ist das Beispiel der Gebärdensprache. Wer die Praxis der Gebärdensprache von Menschen ohne Gehör beobachtet, macht eine interessante Entdeckung. Offensichtlich lassen sich durch Gebärden Substantive nur intuitiv zu vermitteln. Der Verstand greift hier zu einer List. Es zeigt sich, dass sich Handlungen durch Gestern vermitteln lassen, so dass es zu einer Verbalisierung der Substantive kommt: Ein Hammer wird symbolisiert durch das Hämmern, d.h. durch eine entsprechende Bewegung der rechten Hand – ebenso ein Schere durch das entsprechende Bewegen des Zeige- und Mittelfingers usw. Auch die Didaktik der handwerklichen Ausbildung macht sich ähnliche Zeigehandlungen zunutze. Dem Meister fällt es häufig leichter, handwerkliche Dinge durch Handlungen zu beschreiben, als eine Arbeitstätigkeit durch Substantive erklären zu wollen. Es wäre mithin lehrreich, wenn einmal erforscht würde, unter welchen Umständen eine substantivische Sprache sinnvoll, unter welchen Bedingungen eher eine verbale oder adjektivische Sprache angemessen ist. So scheint das *theoretische Bild* einer Welt mit einer substantivischen Sprache zu korrespondieren – das *praktische Bild* der Welt eher mit einer verbalen Sprache.

¹⁰⁹ WITTGENSTEIN meint in seinem sogenannten „Blauen Buch“, dass manche Frage nach der Existenzweise der Dinge geradezu einen „geistigen Krampf“ verursache. „Wir haben es hier mit einer der großen Quellen philosophischer Verwirrung zu tun: ein Substantiv lässt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht.“ (Wittgenstein, Werke V).

¹¹⁰ In der „Götzen-Dämmerung“ hat NIETZSCHE in dem Kapitel über „Die vier großen Irrtümer“ (§3) bereits 1888 auf das Verhängnisvolle des Wortes *D i n g* aufmerksam gemacht: „Das Ding selbst, nochmals gesagt der Begriff Ding (ist – D.G.) ein Reflex bloß vom Glauben ans Ich als Ursache ...“ (KSA 6). Dass sich diese Typologie der „großen Irrtümer“ an Francis BACON orientiert ist nicht zu übersehen. Aus jenen Quellen – hier BACON, dort NIETZSCHE – zieht MAUTHNER die Energie seiner Sprachkritik. Seine eigene originäre Leistung indes besteht in der Provokation der „Drei Bilder der Welt“ (...)

aus. Das Wesen der verbalen Welt – wird wie „das Wesen“ einer jeden Welt¹¹¹ – „in der Grammatik ausgesprochen“, wie WITTGENSTEIN (PhU §371) sinngemäß behauptet (Wittgenstein 1990, S. 256). Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nun werden sagbar. Die Sprache lernt ihre Lektion – sie macht die Erfahrung, dass es zunächst ungewohnt ist, die Dinge *sprachlich* in ihrer Bewegung zu begreifen. Es gibt also offensichtlich neben der Dingwelt eine nichtdingliche Welt – „*noch eine verbale Welt, die Welt des Werdens*“ (Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie, II*, 526). In jener Welt erhalten die Verben¹¹² eine gewisse Dominanz gegenüber den bislang¹¹³ herrschenden Substantiven.

Galten die Dinge und Eigenschaften lange Zeit als relativ fix und als verlässliche stabile Orientierung, so bewirkt die Sprachkritik gewissermaßen eine Umstülpung der Weltbilder: Manchem wird dies als ein Stellen vom Kopf auf die Füße – anderen als eine Umkehrung der Welt von den Füßen auf den Kopf erscheinen. Wird der Mensch reif sein für eine solche sprachkritische Revolution? Werden die Philologen den Philosophen darin folgen können? Und worin solle dann die Lehrweise an den Schulen bestehen? – Die Kritik muss schrittweise vorgehen, bedarf einer vorsichtigen Sensibilisierung philosophischen Denkens. Der zu Kritisierende müsste m.E. am besten selbst {...}kritisch dahinter kommen, dass mit seinen bisherigen gewohnten Vorstellungen etwas nicht stimme. Selbstkritik erscheint so als die „Gretchenfrage“ der Sprachkritik, als velle und posse zur Reflexion. Stillschweigend wurde später nicht selten versucht, das verbale Bild der Welt wiederum durch ein substantivisches Bild zu ersetzen¹¹⁴. Der Formulierungskraft oft erscheint ein Denken in Verben zu ungewohnt – indes: die sich mühsam

¹¹¹ Indes ist philosophisch Vorsicht geboten bei allen Aussagen über das sogenannte „Wesen der Welt“. Auch ist es fragwürdig, ob die Welt dieselbe bzw. eine ähnliche Struktur aufweise wie die grammatische Struktur des Satzes. Dann wäre ja gewissermaßen vorherbestimmt, welche der Entitäten ein Subjekt, ein Objekt oder ein Verb sei – dann wäre die Welt nach den Regeln der Grammatik strukturiert (...) Schließlich spricht gegen die Behauptung von WITTGENSTEIN, dass das Wesen einer Welt in einer Grammatik ausgesprochen wird, z.B. dass es bekanntlich jene sogenannten *supra segmentalen* Eigenarten gibt, die allein durch eine verschiedene Intonation die Bedeutung von Sätzen völlig verändern können, obwohl sie bezüglich der grammatischen Struktur völlig identisch sind. Der Gegenspieler der stabilen Grammatik ist auch hier der situative Kontext, der sinnbestimmend und ggf. bedeutungskorrigierend wirkt.

¹¹² POSER hat in seiner „Wissenschaftstheorie“ darauf aufmerksam gemacht, dass es Indianersprachen gibt, „wo alles in einer Verbform ausgedrückt wird“ – im Unterschied zu den indogermanischen Sprachen, wo es eine „Dominanz der Substantiva“ gibt, die deshalb „den Eindruck einer Welt der Gegenstände vermitteln“ (Poser 2006, S. 31). Die „Indianersprachwelt“ dagegen erzeugt eher eine nachhaltige Vorstellung dynamischer Prozesse (ebd.). Dies wäre eine Bestätigung von MAUTHNER. Und so kommt auch POSER zu der Idee, dass Sprachstruktur und Weltstruktur in einer gewissen Äquivalenz zueinander stehen: „Die Sprache kann also die ganze Ontologie, ja, die Weltsicht bestimmen.“ (ebd.) Bereits Wilhelm von HUMBOLDT hatte in seinen Untersuchungen auf die wechselseitigen Einflüsse des Adjectivums und des Substantivums aufmerksam gemacht, durch deren grammatische Kombination ein Compositum entstehen könne (Humboldt 2003, S. 504, 506). Wie später auch bei MAUTHNER komme besonders dem Verbum ein Entwicklungspotenzial zu. So formuliert HUMBOLDT mit tiefer philosophischer Bedeutung: „Der Gedanke ... verlässt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.“ (ebd. S. 450). Ein substantivisches Bild der Welt zeigt dem Menschen eine Welt der Dinge – ein verbales Bild eine Welt des Handelns, eine Welt der Tat – keine bloße *vita contemplativa*, sondern eine *vita activa*. Allerdings ist nicht ganz eindeutig, welches Bild der Welt die innere Sprache der *contemplativa* am besten zu beschreiben vermag: Die Kontemplation des Anderen ist uns nicht zugänglich.

¹¹³ Eine andere Chronologie der Wortarten findet sich 1770 in der preisgekrönten „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ von HERDER. Während MAUTHNER originär behauptet, dass Sprachfragmente mit den Adjektiven beginnen, sind es bei HERDER die *verba*, die das Wesen von Sprache bestimmen. Vergleiche man die Sprachen der Völker, so kommt dieser zu folgendem Urteil: „In den ältesten sind *Verba* eher gewesen als *Nomina*, und vielleicht Interjektionen eher als selbst regelmäßige *Verba*.“ (Abhandlung ... , 2. Teil, 1. Naturgesetz). Die „Abhandlung...“ wird zu einem Hohelied auf die Verben: „... aus den *Verbis* wurden also *Nomina* und nicht *Verba* aus den *Nominibus*.“ (2. Teil, 3. Abschn.) und so wird „das Ohr der erste Lehrmeister der Sprache“, und die entstehenden Wörter werden „Merkzeichen der Vernunft“ (1. Teil, 2. Abschn.). Und als Resümee: So „sehen wir aber auf alle Seiten: warum kein Tier Sprache erfinden kann, kein Gott Sprache erfinden darf und der Mensch, als Mensch, Sprache erfinden kann und muss.“ (ebd.)

¹¹⁴ Beide Welten liegen enger beieinander als man meint. Bereits LEIBNIZ hat 1679 in den „Elementen eines Kalküls“ darauf hingewiesen, dass eine verbale Konstruktion leicht substantiviert werden könne (Leibniz, *Schriften zur Logik*, Hrsg. H. Herring, Insel-Verlag, Philosophische Schriften, Bd. 4, S. 71). So werde aus der Aussage „Der weise Mensch glaubt“ die gleichwertige Aussage „Der weise Mensch ist ein Glaubender“ (ebd.), wobei stillschweigend eine unvollständige und somit fragwürdige Induktion stattgefunden hat, so dass der abgeleitete Satz als eine Allaussage aufgefasst werden kann. Dies macht auf den Umstand aufmerksam, dass ein und dieselbe Welt (ein und dieselbe Tatsache) in zwei Aussagen widerspiegelt wird, von denen MAUTHNER meint, es seien zwei verschiedene Bilder der Welt.

etablierten Verben durchleben eine neue Verdinglichung – es vollzieht sich die *Zweite Substantivierung* der Welt. Konstrukte setzen sich durch, Wörter mit stereotyp wiederkehrenden Endungen¹¹⁵ ung; keit; heit; schaft usw. Besonders Häufungen von Wörtern auf „ung“ werden mehr und mehr üblich.¹¹⁶ Ein Abtöten der Bewegung – ein Sieg der *Veränderung* der Dinge über die sich *verändernden* Dinge, ein Sieg der *Verhältnisse* über das *Verhalten*, der *Bewegung* über das *Bewegen*. Das grobe Denken registriert die sprachliche Wandlung kaum. Ist bereits das Gehirn auf Substantive trainiert – geschult, dass es sich Substantive leichter merken könne als Verben? Ist ein Weg vom Substantiv zum Satz leichter als vom Verb zum Satz? – Die Psychologie¹¹⁷ der frühen Kindheit sollte prüfen, was hier gelernt und wie es gelernt wird. Und weshalb sich bereits beim Kind möglicherweise eine substantivische Welt aufbaut? Die Tendenz der Substantivierung schließlich ist ein gesamtgesellschaftliches und Phänomen der Globalisierung. Man lehrt eine substantivische Welt, weil man eine solche Denkweise selbst ebenso erlernt hat. Weltbilder werden auf verschlungenen Wegen an die nächste Generation weitergegeben. Und die Bildungsanstalten sollten kritisch prüfen, wie sie durch eine *Substantivierung der Lehrweisen*¹¹⁸ einem einseitigen Denken Vorschub¹¹⁹ geleistet haben – ob aus der Versprachlichung der *Dinge* schleichend eine Verdinglichung¹²⁰ der *Sprache* entstanden sei (...) Wenn zudem Lehrpläne und

¹¹⁵ So werden aus den von ARISTOTELES formulierten tugendhaften Eigenschaften der Menschen in deutscher Übersetzung *substantivierte* Tugenden. Es ist nicht mehr der weise Mann, sondern die Weisheit – nicht mehr der tapfere Jüngling, sondern die Tapferkeit – nicht mehr der gerechte Herrscher, sondern die Gerechtigkeit. Die Tugenden nehmen die Gestalt einer Dingwelt an. Nicht selten werden die moralischen Eigenschaften personifiziert: Die Weisheit habe gesprochen, die Tapferkeit habe gesiegt, die Gerechtigkeit habe sich durchgesetzt. Bis in die Gegenwart reicht diese Tendenz einer Mystifikation der Dinge fort. Bei mancher Metonymie tritt an die Stelle eine Person eine Institution: Das „Weiße Haus“ habe entschieden ... – gewissermaßen eine Entpersonifizierung moralischer Verantwortung.

¹¹⁶ Man versuche einmal den folgenden deutschen Satz in eine Sprache zu übersetzen: Der Gegenstand der Pädagogik der Erwachsenenbildung sind die Prozesse der Allgemeinbildung und Weiterbildung von Erwachsenen, einschließlich der beruflichen Weiterbildung sowie Fortbildung und Umschulung ...“ MAUTHNER vielleicht würde wiehern (...)

¹¹⁷ Es ist wenig bekannt, dass sich MAUTHNER auch mit Fragen der Kinderpsychologie beschäftigt hat. Es gilt, nicht nur die „Pädagogik vom Kinde aus“ (Montessori), sondern auch die Psychologie und die Ethik vom Kinde aus neu zu durchdenken. Nach MAUTHNER gibt es die Gefahr einer moralischen Schuld der älteren gegenüber den jüngeren Generationen. Das Kind werde gewissermaßen um sein Erbe betrogen, weil es „die Kultur der vorausgehenden Geschlechts in bloßen Worten mitgeteilt erhält“ (Mauthner, Wörterbuch I, S. 22f.). Welchen Gehalt also muss Sprache zwischen Erwachsenen und Kindern haben, damit das Erbe weitergegeben werden kann. Und der Erbende auch das Erbe geistig erwirbt, um es wahrhaft zu besitzen.

¹¹⁸ Es wäre zudem zu prüfen, ob auch die traditionelle Strategie der sogenannten didaktischen Vereinfachung einer Substantivierung des Lehrens und Lernens nicht wenig Vorschub geleistet hat. Wenn man Komplexitätsreduktion von Texten als ein Reduzieren auf bloße Substantive versteht, muss sich jene Didaktik nicht wundern, dass Lernende zwar in der Lage sind, auswendig gelernte Substantive wiederzugeben – jedoch immer weniger fähig sind, vollständige, beschreibende und erklärende Sätze folgerichtig zu einem nachvollziehbaren Text zu formulieren. Auch digitalisierte Präsentationen neigen aus Platzgründen dazu, vor allem Verben wegzulassen, während Substantive für unabdingbar erachtet werden. Diese Lehr- und Lernweise führt – dauerhaft praktiziert – nicht nur zu einer Verarmung der Unterrichts- und Wissenschaftssprache in Schule und Universität, sondern auch zu einer Verstümmelung an Vorstellungskraft – eines „Denkens“ ohne Verben und Attribute. Wie ein kürzlich erschienenes Buch problematisiert, besteht die Gefahr einer „digitalen Demenz“ der Gesellschaft. Das Unterbewusstsein selektiert permanent, was man sich nicht merken müsse, weil die betreffende Information im Internet zu finden sei. Bestimmte Formen des Gedächtnisses werden nicht mehr trainiert. Eine neue systematische Sprachkritik wäre nötig, die die Anamnese jener Demenz rekonstruiert. Was aber, wenn solcherart Krankheit bereits den „Arzt“ selbst erfasst hat?

¹¹⁹ Ob die Erziehungswissenschaft und ihre Didaktik zu einer solchen radikalen Methodenkritik in der Lage sind, bleibt offen. Kann man von einem Konzept, welches ja gewisse Erfolge zeitigt, erwarten, dass es sich selbst infrage stellt? Dies ist möglicherweise eine Begründung, weshalb die Didaktik der Fächer die Substantivierung so schwer kritisieren kann, weil sie selbst bisher davon profitiert. Man prüfe, was nach einer didaktischen Vereinfachung von einem vollständigen Satz übrig bleibt? Das letzte, was sinngesamt übrig bleiben muss, ist ein Substantiv – oft die letzte Substanz, die von einer Aussage geblieben ist. Die Aussage ist bloßes Fragment, die Substanz gering, der Gedanke ohne Tiefe.

¹²⁰ Thomas RENTSCH hat auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass es einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen der „Verdinglichung des Geistes“ und der „Mechanisierung des Weltbildes“ gibt (Rentsch 2003, 102 und 202). NIETZSCHE nennt es in „Der Wille zur Macht“ die 1) „mechanistische Welt-Auslegung“ (§618), die historisch 2) von einem Weltbild des „organischen Prozesses“ abgelöst wird (§640). Sich die Welt als ein mechanisches Konstrukt vorzustellen, verweist zugleich auf physikalische Kausalitäten – das mechanische Weltbild enthält Merkmale einer substantivischen wie auch einer

Lehrbücher stereotyp vor allem Substantive kursiv hervorheben, so produzieren und reproduzieren sie jene substantivische Denkweise und befördern entsprechende Lerngewohnheiten¹²¹. Zu prüfen auch wäre durch eine *Kritische Didaktik* die Tendenz einer Verdinglichung des Curriculums, wodurch die Operationalisierung¹²² des Lehrens und Lernens wiederum zu einer Substantivierung der verbalen Welt führen könne. Jedes Curriculum müsste vor Inkrafttreten deshalb einer streng erkenntnistheoretischen und sprachkritischen Reflexion unterworfen werden. Während die adjektivische Sprache ausdrückt, wofür die Dinge zu gebrauchen seien, betrachtet eine verbale Sprache die Dinge in ihrer Zeit. Substantivisch gefärbte Sprachen dagegen fixieren die Dinge in einer gewissen Statik – verbale Sprachen betonen eher die Bewegtheit und Veränderbarkeit der Dinge. Auch lässt sich durch eine verbale Sprache eine stärkere Handlungsaufforderung erzeugen. So fällt auf, dass der Dekalog der Heiligen Schrift stets mit der Aufforderung „Du sollst nicht ...“ beginnt. Es heißt also nicht: „Diebstahl ist unmoralisch“, sondern „Du sollst nicht stehlen!“ Indes: Wer die rechte Regel für die rechte Situation kennt und anwendet, besitzt Verstand. Mehr nicht. Wer indes über die ethische Rechtfertigung der Regel verfügt, besitzt Vernunft. Solcherart Operationalisierung des Lernens ist handlungsorientiert und nicht ohne Erfolg. Ob das Denken über den Verstand hinaus die Stufe rationaler Urteilskraft erlangt, hängt auch vom sprachlichen Anspruch der Operatoren ab. Der Operator als Handlungsaufforderung ermöglicht und verhindert, weist einen Weg, indem er andere Wege begrenzt. Auch der Kategorische Imperativ¹²³ von KANT ist bekanntlich in Form einer Operationalisierung des moralisch rechten Handelns formuliert. Handeln wird zum Fanal der verbalen Welt – das Gesetz des Handelns zum ethischen Prinzip. Offenkundig erzeugt das Bild einer verbalen Welt eine Vorstellung, dass die Welt eine Welt der Tat sei – der Mensch ein Schöpfer seiner selbst. Deshalb ist die Behauptung einer gewissen Ausschließlichkeit jener drei Sprachen bzw. Welten bei MAUTHNER nicht unproblematisch. Die Bilder konkurrieren miteinander. Darin begründet sich das kritische Potenzial des Textes von MAUTHNER, welches man sich weniger als ein geschlossenes System, sondern als eine Fülle bisher nie gestellter neuer Fragen vorstellen darf.

prä(...)-adjektivischen und begrenzt verbalen Welt. Die Himmelsmechanik indes kann Weltbilder zwar kausal erklären – mit ihr allein kann man jedoch die Unendlichkeit der Welt nicht verstehen.

¹²¹ Würde man Lernende beobachten, die einen ausgeprägten Stil der Vorbereitung auf Klausuren entwickelt haben, um erfolgreich zu lernen, dann würde sich möglicherweise diese Gewohnheit bestätigen: Gelernt werden zunächst die grundlegenden Substantive. Verfügt man auswendig über dieses „System“ von Begriffen, dann vertraut man darauf, dass sich auf deren Grundlage hinreichend sinnvolle Sätze bilden lassen werden. Dies aber kann bedeuten, dass die Substantive sozusagen die einzigen *Stützpfeiler* des Begriffssystems bleiben? Den Adjektiven und Verben wird im Unterschied dazu eine eher untergeordnete, lediglich ergänzende Funktion zugeschrieben. Indem sie geopfert werden, wird die Sprache selbst geopfert.

¹²² In einer Operationalisierung der Lehrersprache erblickt man neuerdings die Möglichkeit einer Effektivierung des Lernens. Indem Aufforderungen habitualisiert und automatisiert werden, wird das Denken nicht nur gelenkt, es wird dressiert. Selbstverständlich zeitigt eine solche Lehrweise eine höhere Effektivität als ein Unterricht, der willkürlichen und nicht transparenten Aufforderungen folgt. Durch eine Operationalisierung der Sprache lernt der Schüler streng, ob er etwas Beobachten, Beschreiben, Erklären, Begründen, Widerlegen oder Ableiten solle. Für ein Lernen in der Schule mag diese Methodik hilfreich und zeitweilig erfolgreich sein. Indes: Schrittweise müssen die Anweisungen nach und nach wegfallen, um zur Selbstständigkeit zu erziehen. Im späteren Leben gibt selten jemand Anweisung, wie man zu denken hat – man muss es schon selbst tun.

¹²³ Verglichen mit seinen Vorgängern und Nachfolgern kommt KANT ein nicht geringer Verdienst der Disziplinierung des philosophischen Denkens zu. Wenn NIETZSCHE ihn einen „verwachsenen Begriffs-Krüppel“ nennt, so ist dies überzogen. KANT hat manchen krummen Krüppel gerade gebogen – manches Durcheinander an Worten geordnet, z.B. in den Kategorientafeln der „Kritik der reinen Vernunft“ (Kant 1979, S. 150): Indes die Welt der Kategorien KANTS ist ... eine *substantivische* Welt (!)

1.Quantität	2.Qualität	3.Relation	4.Modalität
Einheit	Realität	Inhärenz und Substanz	Möglichkeit – Unmöglichkeit
Vielheit	Negation	Kausalität und Dependenz	Dasein – Nichtsein
Allheit	Limitation	Gemeinschaft (Wechselwirkung)	Notwendigkeit – Zufälligkeit

In Bezug auf MAUTHNER, der jene drei Sprach- und Weltbilder häufig nicht direkt systematisch darstellt, lässt sich zusammenfassend folgende Übersicht darstellen:

	Orientierung des Denkens ...	Kritischer Aspekt:	Lerntheoretischer Aspekt:	Rhetorischer Aspekt:
adjektivische Welt	*an einer scheinbar gegebenen Zweckbestimmtheit der Dinge	Die Dinge scheinen alleinig Träger von Zweckerfüllungen zu sein. Aussagen streben mehr und mehr die Form von Kausalität an.	Ein Erkennen von Anwendbarkeit von Wissen erweist sich als Lernmotivation.	Attribute fördern Differenziertheit des Denkens und Verfeinerung der Sprache.
subjektive Welt	*an der Ausdehnung der Dinge im Raum	Die Dinge erscheinen als relativ statisch, dinglich, gegenständlich. Die substantivische Welt suggeriert eine stabile Welt.	Klassifikationen von Substantiven fördern eine gewisse Bewusstheit von der Systemhaftigkeit der Begriffe.	In Alltags- und Fachsprache kommt es zur zunehmenden Substantivierung und so Verarmung des Denkens.
verbale Welt	*an der Bewegung und Entwicklung der Dinge in der Zeit	Die Dinge werden im Fluss, in steter Veränderung betrachtet. Nichts bleibe schlechthin so, wie es ist.	Übliche substantivische, so genannte <i>Stichpunkte</i> beim Lernen, sind eher fragwürdig und wären zwingend mit Verben zu ergänzen.	Die Grammatik der Verben erlaubt es, der Welt einen Zug an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verleihen.

Die von MAUTHNER im „Wörterbuch der Philosophie“ noch eher ungeordnet getroffenen Unterscheidungen einer adjektivischen, substantivischen und verbalen Sprache werden erst in dem späteren Buch „Die drei Bilder der Welt“ – 1925 postum erschienen – zu einem *S y s t e m* dreier „Weltanschauungen“ [...] erweitert. Damit wird die scheinbar bloße „Sprachkritik“ endgültig zu einem nun weltanschaulichen Thema der Theoretischen und Praktischen Philosophie. Aus der Form der bloßen Kritik wird die Form einer Theorie neuen Fragens. Das, was zunächst als sprachanalytische Kritik begonnen hatte, erhält nun Konturen einer weltanschaulichen und m.E. auch *geschichtsphilosophischen* Theorie. Was noch im Wörterbuch als eine nur als sensible Kritik an der Einseitigkeit von dreierlei Sprachformen erscheint, entwickelt sich nunmehr zu einem System verschiedener miteinander konkurrierender Weltansichten. Dahinter steht die Annahme MAUTHNERS, dass derartige paradigmatische Weltbilder¹²⁴ notwendig auch ihre eigene, je originäre Sprachform hervorbringen. So hat die Tendenz der zunehmend rhetorischen Substantivierung möglicherweise ihre Ursache in einem latenten substantivischen Bild der Welt – als sei das Sein ausschließlich eine „Welt¹²⁵ der Dinge“. Die Idee stets sucht sich die beste sprachliche Form.

¹²⁴ Modelle von Weltbildern hat es in Philosophie und Theologie mannigfaltig gegeben. Dies resultiert aus dem Streben des Menschen, Unendlichkeit strukturieren zu wollen – die Unerträglichkeit von Komplexität auf ertragbare Komplexe zu reduzieren versuchen. MITTELSTRASS spricht beginnend 1990 von einer (1) aristotelischen Welt, (2) einer Kolumbus-Welt sowie einer (3) Leonardo-Welt (Mittelstraß 1992, S. 48 und 312). Der Beschreibungswert dieser drei Bilder ist wissenschafts- und sozialgeschichtlich nicht uninteressant, der Erklärungswert eher gering – zahlreiche Metaphern, die metaphorisch beliebig erscheinen. Weltmodelle stets folgen dem Anspruch an Vollkommenheit – dies auch ist es, woran sie oft scheitern.

¹²⁵ Eine originäre Form eines solchen substantivischen Weltbildes hat PLATON in seinem Höhlengleichnis gezeichnet. Die Schattenwelt reduziert die Existenz der realen Welt auf ein Minimum von Abstraktionen. Von den Gegenständen selbst bleibt lediglich die Form eines Schattens übrig. Die Schattenwelt reduziert Komplexität auf eine minimale Anzahl von Adjektiven. Dort, wo es keine Alternative gibt, hält der Mensch die Schatten für die wirklichen Gegenstände, die Schattenwelt für die wirkliche Welt. Was bei MAUTHNER offen bleibt, auf welche Weise sich das Denken von einer Welt der Schatten zu einer kausalen Welt hinbewegt. Nur durch das Handeln offensichtlich können begrenzte Denkwelten überwunden werden. Das Denken kann nicht in sich aus dem durch die Sprache begrenzten Bild der Welt heraustreten, erst im *W i r k e n* des Menschen kann die *W i r k l i c h k e i t* der kausalen Welt erschlossen werden. Bei PLATON liegt die Lösung in jenem Lichtbringer, der sich allein aus der Schattenwelt zu befreien vermag und zur realen Welt vordringt. Das Wissen über jene Welt, welches er den Menschen in der Schattenwelt bringt, wäre Hilfe von außen. In der Geschichte der Menschheit indes wäre eine Hoffnung auf alleinige Hilfe von außen fatal – der Mensch musste es selbst tun: die Befreiung von den Schattenbildern des Denkens und eine Suche nach Alternativen. Man stelle sich den Weg aus einer hineingeborenen Schattenwelt nicht zu leicht vor. Der Glaube an eine substantivische Welt kann so stark sein, dass es keinesfalls erwiesen ist, weshalb eine kausale Welt als die bessere erkannt werden sollte. Wohl ist es der praktische Beweis, dass man sich das Wissen über die kausale Welt zu Nutzen machen könne. Somit ist es das Entstehen des Utilitarismus, welcher den Weg aus der Schattenwelt weist. Die gesamte Bildungsgeschichte kann danach rekonstruiert werden, woran sich Höhlen der Unwissenheit zeigen und worin die Wege aus dem Höhlendasein bestehen.

Das beste Bild der Welt ist jenes in der besten sprachlichen Form – subjektive Vorstellung in einer subjektunabhängigen Sprachlichkeit. Sprache und Weltbild¹²⁶ stützen sich wechselseitig. Das Wachsen der Sprache ist eine Weiterung an Welt. Und die frühesten Adjektive sind die erste Wortart und so eine erste Konstruktion von Welt. Deshalb erscheint es sinnvoll zwischen einer a) frühen, (prä-)adjektivischen und einer b) entwickelten adjektivischen Welt zu unterscheiden. Jene frühgeschichtliche „adjektivische Welt ist die Welt des Tieres“, meint MAUTHNER (Wörterbuch der Philosophie I, S.13). Erst das menschliche Denken erzeugt Substantive, denen Adjektive zugeordnet werden. Zu dieser Welt dann tritt die verbale Welt hinzu (ebd.). Mühsam erschließt sich erst nach und nach das von MAUTHNER skizzierte Modell. Auf der Grundlage der verstreuten Texte von MAUTHNER lässt sich folgende Übersicht entwickeln und m.E. um die Kategorien „moralische Legitimation“ und „ethische Reflexion“ erweitern. Nicht ganz überzeugend indes sind die Zuordnungen von gewissen Vertretern der Geschichte der Philosophie. Reizvoll zu wissen wäre, welchem Weltbild MAUTHNER selbst sich zugehörig fühlen würde.

	Elemente	erste Vertreter	Existenzweise	Begründende Systeme	moralische Legitimation	ethische Reflexion
Adjektivische Welt	kausale Welt, die Welt von Stoff und Kraft	Bacon	Welt der Erfahrung	Sensualismus, Materialismus, Kunst, Naturwissenschaften	Macht der Induktionen	moralisierende Vorherrschaft der Attribute
Substantivische Welt	Welt der Mystik, der bloßen Erscheinung	Platon, Meister Eckhart	Welt des Seins ¹²⁷	Mythologie, Geschichte, Jurisprudenz, Theologie	Macht der Deduktionen	Vorherrschaft von Objekten und Subjekten
Verbale Welt	Welt der Bewegung, Welt der Zwecke	Heraklit	Welt des Werdens und des Fortschritts	Physiologie, Evolutionstheorien,	Macht der Aktion: „Gesetz des Handelns“	Vorherrschaft der Prädikationen bzw. Operatoren

Hinzufügen ist, auf welchem Weg MAUTHNER möglicherweise zu seinem System gelangt ist. Es ist anzunehmen, dass ihn seine philosophiegeschichtlichen¹²⁸ Studien zum Atheismus dabei ebenso inspiriert

So ist im Anschluss an PLATON das Gleichnis bekanntlich von Francis BACON und interessanterweise auch von DESCARTES aufgegriffen worden (vgl. Descartes, Abhandlungen über die Methode, Sechster Abschnitt, 2011, S. 121).

¹²⁶ An anderer Stelle entwickelt MAUTHNER den Gedanken, dass die substantivische Welt den Raum als Bedingung voraussetzt (Wörterbuch der Philosophie II, S. 286). Die substantivische Welt sei die „Welt des Seins“ (ebd.), während die Zeit „wesentlich eine Bedingung der verbalen Welt des Werdens“ ist (ebd. S. 612). Diese beiden Textstellen im „Wörterbuch der Philosophie“ müssen zusammengedacht werden. Man könnte mit MAUTHNER behaupten, das substantivische Weltbild sei die Welt des Raumes (ohne Zeit), das verbale Weltbild eine Welt der Zeit (ohne Raum). Ein adjektivisches Bild der Welt entsteht, wenn jene beiden Bilder vereint werden: zu einer „adjektivischen Welt“ als „kausaler Welt“ (Wörterbuch der Philosophie I, S. 13). Mit den beiden Stichwortartikeln Raum und Zeit betritt MAUTHNER eines der schwierigsten Gebiete der Philosophie. Sprachkritisch auch ist dies insofern berechtigt, da ein weithin sprachunkritischer Umgang mit dem Wort „Zeit“ nicht zu übersehen ist. So behauptet man nicht selten, die Zeit messen zu können (...) Genauer betrachtet, wird bei dieser Messung stets eine andere physikalische Größe ermittelt – in der Regel ist es die Änderung einer Lage eines Körpers im Raum. Indem man von einer proportionalen Abhängigkeit zwischen Ortsveränderung und Zeitdauer ausgeht, erlaubt eine Justierung einer solchen Apparatur einen Rückschluss auf zeitliche Vorgänge. Dass mithin die Zeit keine Grundgröße, sondern auf diese Weise zwangsläufig eine abgeleitete Größe wäre, wird dabei meist übersehen.

¹²⁷ MAUTHNER notiert dieses Resümee seines Systems dreier Welten im Stichwortartikel „verbale Welt“ – also an einer Stelle, wo man ein solches verallgemeinerndes, rückblickendes Resümee nicht vermutet. Dort heißt es: „Ich nenne sie (und bin mir der Unzulänglichkeit des dritten Namens bewusst): die adjektivische Welt der Erfahrung, die substantivische Welt des Seins, die verbale Welt des Werdens.“ (Wörterbuch der Philosophie II, 529). Das artspezifische Kriterium der substantivischen Welt als einer „Welt des Seins“ ist m.E. nicht glücklich gewählt. Dies impliziert zwangsläufig die Frage, ob die anderen beiden Welten nicht ebenfalls Welten des Seins seien?

¹²⁸ Man könnte behaupten, dass es gesellschaftliche Gründe geben muss, weshalb unter bestimmten Umständen gerade ein adjektivisches Bild oder ein substantivisches Bild der Welt entsteht. Man fühlt sich erinnert an das Konzept der „Archäologie des Wissens“ von Michel FOUCAULT, der eine gewisse Determination von Paradigmen in der Geschichte behauptet. Demnach hätte das substantivische Bild der Welt zeitweilig eine gewisse **L e i t f u n k t i o n** für das Wissen: Enzyklopädisches Wissen stellt

haben wie eine aufmerksame Beobachtung der Sprache der Gegenwart. Man findet bei ihm mitunter alle drei Bilder der Welt ebenso wiederkehrend in der Geschichte der Wissenschaften¹²⁹, in der Interpretation der historischen Texte zum Atheismus wie auch in der Kommunikationsweise seiner Zeit. Gewissermaßen hat MAUTHNER genau das angewandt, was WITTGENSTEIN empfohlen hatte, um die Bedeutung von Begriffen zu erkennen. Die Methode ist sinngemäß denkbar einfach: „Schau nicht auf die Wortarten, schau auf den Gebrauch der Wörter.“ Nicht nur, aber vor allem auch im Gebrauch philosophiegeschichtlicher Kategorien, liegt der Schlüssel für ein a) Erklären von Bedeutung¹³⁰ sowie b) ein Verstehen¹³¹ von Sinn. – „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch¹³² in der Sprache“, wie es in

sich nicht wenig in Form einer Enzyklopädie von substantivischen Begriffen dar. Diese Tendenz herrscht m.E. bis heute vor. Auch die heutigen Suchmaschinen einerseits und Suchstrategien andererseits bevorzugen Substantive. Wenn auch das Internet selbst keine substantivische Welt ist, so erzeugt sie doch bei manchem Nutzer eine substantivische Vorstellung der Welt.

¹²⁹ Bernhard IRRGANG hat anschaulich dargestellt, dass in der Biologie die „WAS-Fragen“ bis in das 19. Jahrhundert hinein die dominierenden semantischen Operatoren gewesen seien (Irrgang 2001, S. 75) und diese m.E. aus einem substantivischen Bild der Welt resultieren. Diese werden später ersetzt durch die „WIE-Fragen“, die nach Erklärung suchen. Hier wird – ganz analog zu MAUTHNER – interessanterweise auf die Physiologie verwiesen. Schließlich die „WOZU-Fragen“, die aus einer Zweck-Mittel-Rationalität folgen und eine Vielzahl von „T e c h n o l o g i e n“ in Gang setzen.

¹³⁰ Die von WITTGENSTEIN vorgeschlagene Methode zur Bestimmung der Bedeutung eines Wortes erscheint für viele Situationen als hinreichend. Sie löst jedoch nicht das Problem der Bestimmung des Wortes „Bedeutung“ selbst. Auf dieses schwierige Problem hat u.a. LÉVI-STRAUSS aufmerksam gemacht: „Das Wort Bedeutung (meaning) ist wahrscheinlich das Wort in der Sprache, dessen Bedeutung die meisten Probleme stellt. Was bedeutet *bedeuten*?“ (Lévi-Strauss 1996, S. 24) – Er selbst gibt als einzige (...) die folgende Möglichkeit an: „Die einzig mögliche Antwort scheint mir zu sein, dass „bedeuten“ die Eigenschaft jeder Art von Daten bezeichnet, in eine andere Sprache übersetzt werden zu können.“ (ebd.) Daraus könnte sich m.E. radikal folgendes ergeben: Zur Bedeutung eines Wortes könne man nur vom Standpunkt einer anderen Ebene gelangen. Ebenso, wie es zwischen Mess-Gegenstand und Mess-Instrument eine Differenz geben muss, ist die Sprache, in der ein Wort ausgedrückt wird, eine andere, als die Sprache, in der die Bedeutung dieses Wortes beschrieben wird.

⇒ Demnach wäre eine durch Deuten festgestellte Bedeutung vergleichbar mit einem Mess-Ergebnis – Deuten ist Messen. Deuten ist ein Vorgang, wo nichtfeststehende Bedeutungen mit feststehenden Bedeutungen verglichen werden. Für eine Sprachkritik ist dieser Gedanke existenziell: Kritikwürdige Erkenntnis und Sprache kann nur von einer relativ sicheren („metasprachlichen“) Grundlage her erfolgen. Worin eigentlich besteht diese Grundlage bei MAUTHNER?

¹³¹ Hier berühren sich Gebrauchstheorie, Hermeneutik und Kontextualismus. Bekanntlich vermittelt der Gebrauch eines Wortes in einem Kontext ein Gefühl für dessen Bedeutung. Die Weiterführung des Gedankens führt in ein Dilemma, das GADAMER einen „hermeneutischen Zirkel“ nennt (Gadamer 1975, S. 164). Die Logik ist paradox: Man meint, dass der Weg zum Wissen über die Bedeutung eines Wortes im Nichtwissen der Bedeutung desselben Wortes in einem gewissen Kontext liegen könne. Der sogenannte Kontextualismus löst das logische Problem theoretisch keinesfalls – praktisch schon. Rein logisch betrachtet, besitzt m.E. der Kontext keinen höheren Grad an Bestimmtheit als die Unbestimmtheit des betreffenden Wortes (vgl. Baumann 2006, S. 84f.). Dennoch besitzt der sprachliche Kontext eine Potenz, sich einen höheren Grad an Gewissheit zu verschaffen. Der Baron Münchhausen zieht sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf des Nichtwissens, indem er nach jedem kleinsten Strohalm wahrscheinlichen Wissens greift. Und wird gerettet. Es darf nicht übersehen werden, dass die Hermeneutik des Zirkels – selbst ein mehrfaches Gleichnis – von anderer Seite einer heftigen Kritik unterworfen worden ist. Hans ALBERT hat kritische Bemerkungen erwähnt, STEGMÜLLER hat die Kritik entfaltet. Hermeneutik sei so etwas wie eine „säkularisierte Theologie“ (Stegmüller 1986, S. 28). Nahezu alles an der Fiktion „des Zirkels des Verstehens“ sei falsch: Es gibt nicht DEN Zirkel des Verstehens (ebd. S. 29) – und auch die „erkenntnistheoretische Dichotomie“ von Erklären und Verstehen sei von allen Dichotomien „die mit Abstand unfruchtbarste“ (ebd. S. 32), wobei STEGMÜLLER zugibt, dass auch das Wort „erklären“ außerordentlich vieldeutig sei (ebd. S. 33). Die Fundamentalkritik ist folgenswer für eine Sprachkritik, die alle Sprache selbst als Metapher (MAUTHNER) und so als deutungsbedürftig begreift. Eine Theorie der Sprache sieht sich so einer Vielzahl von Dilemmata ausgesetzt, die es ggf. nahelegen, Sprache besser mit den üblichen Erklärmethoden der Naturwissenschaft zu untersuchen. Von den von STEGMÜLLER sechs genannten Dilemmata seien die beiden ersten genannt: „(I) das eigensprachliche Interpretationsdilemma“ und „(II) das fremdsprachliche Interpretationsdilemma“ (ebd. S. 35) – Sprachgeschichte und Sprachkritik sind gleichermaßen davon betroffen – eine Betroffenheit auch im psychischen Sinne (...)

¹³² Die methodische Lösung des Problems der Bedeutung der Wörter ist ebenso originär wie trivial. Die Methode unterstellt, dass immer bereits eine Gemeinschaft oder scientific community vorhanden ist, in deren Kommunikation das betreffende Wort in einer anerkannten Weise benutzt wird. Wo dies der Fall ist, bereitet es keine große Mühe für den Einzelnen, durch Beobachtung bzw. Versuch-Irrtum die Bedeutung eines bestimmten Wortes zu ermitteln. Es ist also offensichtlich der Kontext, aus dem Bedeutungen mit einer gewissen Sicherheit erschlossen werden können. Ebenso verhält es sich in schriftlich überlieferten Texten. Dort allerdings, wo kein Kontext verfügbar ist oder wo jener wenig aussagekräftig ist, versagt die von WITTGENSTEIN vorgeschlagene Methode. Dies führt auch zu der Frage, was eigentlich alles streng als Kontext in Frage kommt (...)

den „Philosophischen Untersuchungen“ (§43) bei WITTGENSTEIN heißt. Demnach beansprucht die Sprache im alltäglichen Gebrauch m.E. eine Art *Gewohnheitsrecht*¹³³. Auch an späterer Stelle analog: „...wenn die Bedeutung der Gebrauch ist, den wir vom Worte machen“ (§138), dann ist z.B. ein adjektivischer Gebrauch der Sprache ein Indiz für ein adjektivisches Bild der Welt. Ebenso wäre die Substantivierung der Sprache ein Zeichen für ein substantivisch vorgestelltes Bild einer Dingwelt. Und schließlich ist ein tendenziell verbaler Gebrauch der Sprache ein – sich darin möglicherweise bereits andeutendes – verbales und operationalisiertes Bild der Welt. Will man rekonstruieren, von welchen Weltbildern unser Denken geleitet ist, so muss man auf den *unbewussten Gebrauch* unserer Denkinstrumente schauen: Das Unbewusste verrät das Weltbild, die unbewusste Bevorzugung einer gewissen Wortart verrät den Geist. Der sichtbare Gebrauch der Instrumente ist eine Quelle für die Rekonstruktion der Bedeutungen, denen der Gebrauch zugrunde liegt. Philosophische oder theologische Texte, deren tragende Säulen Substantive und Substantivierungen sind, deuten darauf hin, dass das Denksystem des Autors wesentlich von einer zum Teil Anhimmlung der Dinge getragen ist. Der Satz konstruiert eine Welt mit Hilfe eines „logischen Gerüsts“ (Tractatus 3.42 und 6.124), der Kraft der Substantive misst man gewöhnlich eine tragende Bedeutung bei. Der Satz ist ein „Bild der Wirklichkeit“ (4.01 und 4.021), ein „Modell der Wirklichkeit“ (4.01) – so WITTGENSTEIN im „Tractatus“. Die Regeln der Grammatik sind jene Logik¹³⁴, nach denen aus Begriffen ein Bild der Welt konstruiert wird. Betont der grammatische Satzbau zum Beispiel die Dingwörter, so betont er die Dinge und ist ein Zeichen für ein gewisses charakteristisches und vereinfachendes dingliches Bild der Welt und befördert ggf. ein verdinglichendes Ganzheitsdenken. Wie DESCARTES in seiner *Ersten Meditation* verdeutlicht, ist es jene typische Vorstellung der Welt als eine substantivische *Welt von Dingen* und der Zusammensetzung von Dingen – Arithmetik und Geometrie scheinen auf anschauliche Weise die Entstehung von Ganzheiten aus ihren Teilen zu erklären (Descartes 2011, S. 144). Jenem naiven Denken liege die Überlegung fern, dass nämlich die vermeintlichen Ganzheiten lediglich Konstruktionen sind. WAS man als ein *Ganzes* auffasst – und was man willkürlicherweise als ein *Nichtganzes* auffasst – hat mit Gewohnheit und Tradition zu tun. Der Mensch wird zum Ganzheitsdenken¹³⁵ *erzogen*, für manchen ist ein solcher Glaube an Ganzheiten¹³⁶ eine Art Ersatzreligion. Es ist mithin nicht die

¹³³ Man erblickt in solchen *Gewohnheitsrechten* eine gewisse moralische Rechtfertigung: „Wenn alle es immer schon so gemacht haben, dann könne es ja nicht verwerflich sein.“ So naheliegend und üblich eine solche (prä)moralische Schlusskette ist, so fragwürdig sind Gewohnheitsrechte als ethische Begründung. Was die Sprache also zu einem moralischen Problem macht, ist, dass demjenigen, der Sprache gewöhnlich benutzt, im Alltag eine Moral des Sprachgebrauchs kaum bewusst, vielleicht sogar völlig fremd ist. Im Sinne von MAUTHNER verhält der Mensch sich gewöhnlich nicht als Sprachkritiker seiner selbst. Es ist das Gewohnheitsrecht, was ihn dazu scheinbar berechtigt.

¹³⁴ Im Unterschied zum Trivium der *artes liberales* der Antike gehört im Mittelalter die *grammatica* gemeinsam mit der *ratio disserendi* (Argumentationslehre) zur Logik, die als vierter Teil der Philosophie zugerechnet wird (vgl. HUGO von SANKT VIKTOR, *Didascalicon*, Studienbuch 2, 28-30, Lateinisch – Deutsch 1997, S. 207 ff.). Ob die Logik ein eigenständiger Inhalt oder nur eine Hilfswissenschaft der Philosophie sei, ist dabei für HUGO (1095-1141) kein wirkliches Problem (ebd. S. 207).

¹³⁵ Dies soll nicht heißen, dass eine gewisse Bewusstheit, die über spezifisch begrenzte Betrachtungsweisen hinausgeht, durchaus berechtigt ist. So hat sich eine Tendenz des Ganzheitsdenkens in der Erziehungswissenschaft, in der Medizin und Psychologie ebenso entwickelt wie in der Geschichts- und Politikwissenschaft. Was dabei ungesagt bleibt, ist, dass das vermeintlich „größere Ganze“ wiederum nur ein Teil unter Teilen darstellt.

¹³⁶ Besonders die sogenannten „Ganzheiten“ erliegen nicht selten einer Personifizierung. Gesellschaft erscheint als kollektives Subjekt, im Nationalsozialismus als sogenannte Volksgemeinschaft, die einer Gleichschaltung unterliegt. Zu einem Ganzen zu gehören, erscheint soziologisch erstrebenswert, man potenziert psychologisch scheinbar seine eigene Kraft, ist sich einer moralischen Identität sicher. Es entsteht ein Glaube an das Ganze – eine Art Ersatzreligion. Das Teil außerhalb des Ganzen empfindet sich als ein Nichts, erst als funktionales Glied des Ganzen entsteht für manchen das Gefühl von Identität. „Man ist notwendig ... man gehört zum Ganzen, man *ist* im Ganzen“, so NIETZSCHE in der „Götzen-Dämmerung“ (Die vier großen Irrtümer, §8). „In ein Ganzes reih Dich ein ...“ heißt es nicht in selten in politischer Bedeutung. Die Sprache der Sprüche in gerade einer solch trivialen Form ist verführerisch. Und ein leichtfertiges Reden von der Ganzheitlichkeit übersieht die Ideologie des Wortes. Ergänzend zu MAUTHNER könnte man behaupten: es gibt ein (viertes) Bild der Welt, welches durch eine Sprache der Ideologien erzeugt wird. Sprache ist der Architekt des Mythos und das Denken ein großer Ideologe.

Grammatik allein, die ein Bild der Welt generiert, sondern eine gewisse latente Weltanschauung und die üblichen Denkgewohnheiten, die daran mitbeteiligt sind. Das, was nicht direkt sichtbar, erfahrbar und schwer vorstellbar ist, muss die Phantasie und Magie ersetzen. Die substantivische Welt hat zwei Seiten – sie ist eine Welt der realen Objekte und nicht selten auch eine Welt der Mystifikationen. Logik und Grammatik sind jene Instrumente, die solcherart Phantasiebilder der Welt filtern und ordnen und auf diese Weise reproduzieren. Die Phantasie eilt dem Verstand voraus, Phantasie wirkt als Provokation, als Herausforderung – ihr Prüfkriterium sind Erfahrung und die Logik des folgerichtigen Denkens. In allen drei Bildern der Welt ist m.E. ein gewisses Maß an Phantasie enthalten, die Vorstellungskraft eine nicht geringe Kraft, die mit einem gewissen Gewicht unsere Argumente beeinflusst. Wenn die Logik die Grundlage der *Konstruktion* von Bildern in Form der Sprache ist, dann ist die von MAUTHNER entwickelte Sprachkritik der Weg der *Rekonstruktion* des Bildes der Welt aus dem Gebrauch der Sprache über die Welt. Sprache *konstruiert* Bilder der Welt, Sprachkritik *rekonstruiert* die damit verbundenen rationalen wie irrationalen Denk- und Urteilsvorgänge.

Wie also ist der Gefahr der Einseitigkeit, die in jedem Weltbild liegt, zu begegnen. Zunächst wird eine gewisse *Offenheit für Vielfalt* der Wirklichkeit eher gerecht als eine gewisse *Beschränktheit auf Eines*. Wenn es gelingen würde, in einem Satz die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten, die dem Substantiv, dem Adjektiv und dem Verbe eigen sind, zur Wirkung zu bringen, so ließe sich auf diese Weise bereits einer gewissen Einseitigkeit vorbeugen. Vielfältige adjektivische Zuschreibungen relativieren den Machtanspruch der Substantive – indem sie diese abschwächen, erhöhen sie zugleich die Differenziertheit der Aussagemöglichkeiten. Eine Vielfalt von Verben erzeugt so das Bild vielfältiger Beweglichkeit – die Dinge geraten in Bewegung, sie beginnen zu entstehen, beginnen zu vergehen, sie beginnen zu leiden, geraten in Freude. Sie hören auf, nur Ding, nur leblose Person zu sein. Solcherart Satzbau ist nicht nur Rhetorik, solcher Geist ist Philosophie. Diese ist geistige Grundlage – jene ihre Formvollendung. Wenn aus solcherart Verknüpfung eines Satzes mit einem weiteren Satz Neues entsteht, so setzt sich die Bewegung von Satz zu Satz fort – so, als ob ein sprachlicher Impuls wie eine Art geistige Energie erhalten bleibe. Ein Verb stößt ein anderes an – es entsteht eine *Welt sich bewegender Bilder* – kein bloßes *Bild der Welt*. Nuancierungen treten hinzu. Manches Bild der Welt kleidet sich in Behauptungen über die Welt, manches stellt Fragen an die Welt. Wenn gewisse Behauptungen Fragen bewusst unterdrücken, dann handelt es sich um ein apodiktisches Weltbild – in der sprachlichen Form des *Behauptens* ist ebenso ein gewisses Bild der Welt begründet, wie in der Kunst des *Fragens*. Fragen führen hin zu einer kausalen Welt. Und machen allerdings die Erfahrung der Nichtsagbarkeit der Letztursachen. So wird alltägliches Fragen unter bestimmten Umständen zu philosophischem Nachdenken. Wenn man die Philosophie eine Kunst der allgemeinsten Fragen nennt, dann bedient sie sich einer bestimmten Sprache – einer Sprache, die sich vor Behauptungssätzen hütet. Eine Behauptung, der keine Frage vorausgeht, bleibt leer. Eine Sprache des Fragens regt an – eine Frage wird zur geistigen Kraft, wenn sie das Denken ergreift. Fragen sind nicht nur ein rhetorisches Stilelement – sie besitzen philosophischen Gehalt und kreative Funktion, Frageweisen bereits bedeuten eine bestimmte Einstellung¹³⁷ zur Welt. Ein Mensch, der Fragen an die Welt richtet, besitzt ein bestimmtes Bild der Welt, er vervollkommnet sein Bild, indem er sein Wissen vervollkommnet.

⇒ Von der grammatischen Struktur her ist eine Frage weder substantivisch noch adjektivisch:

¹³⁷ Dass die Frage in ihrer spezifischen *Semantik* ein wichtiges Element des Lehrens und Lernens ist, liegt auf der Hand. Deshalb verwundert es umso mehr, dass jene Kunst, sinnhafte Fragen zu formulieren in unseren Schulen mit den Schülern so wenig geübt wird: Man lernt Antworten geben. Eine kluge Frage des Lehrers regt das Lernen ebenso an, wie eine kluge Frage des Schülers die Lehrweise zu beeinflussen und zu inspirieren vermag. Eine Lehrweise, welche die Fragen der Schüler konstruktiv einbezieht, folgt einer anderen Methode, als ein Stil, der Fragen unterdrückt, um sich nicht ablenken zu lassen. Auch akademische Vorlesungen sollten Fragen der Studierenden in der Regel zulassen. Und die Studierenden sollten sich darin üben, sinnhafte Fragen zu stellen. Derjenige, der eine berechnete Frage zu stellen vermag, auf die selbst der Professor keine angemessene Antwort weiß, würde dann besonders bewundert werden. Weshalb also messen wir den Sachaussagen eigentlich eine oft größere Bedeutung zu als den Sachfragen?

Fragende Sätze kommen mit wenigen Worten aus. Es sind jene fragenden Wörter, die das Wesen eines fragenden Menschen¹³⁸ kennzeichnen. Es ist die Art des Antwortens, die ihn unverwechselbar macht.

*Erst macht der Mensch ein bestimmtes Weltbild -
dann macht das Weltbild einen bestimmten Menschen.*

Exkurs: Der Menschen Bilder – Und das Menschenbild

Der Gedanke ist naheliegend und herausfordernd: Welche Menschenbilder¹³⁹ verbergen sich in den „Drei Bildern der Welt“ von MAUTHNER? Indem Weltbild und Menschenbild funktional zusammenhängen, wird Sprachkritik hier zur *Reflexion* der ethischen Gründe eines bestimmten Bildes vom Menschen.

substantivisches Bild der Welt	adjektivisches Bild der Welt	verbales Bild der Welt
Die Hypertrophie der <i>Dinge</i> erzeugt die Vorstellung einer substantivischen Welt, eine „Welt der Götter und der Geister, die Welt der Dinge und der Kräfte“.	Die Welt ist eine Welt der <i>Empfindungen</i> . Und Empfindungen werden als Attribute ausgedrückt und dem Maß der Nützlichkeit unterworfen.	Welt ist ein ewiges Entstehen und Vergehen – Absolutheit an <i>Bewegung</i> und Relativität an <i>Ruhe</i> , Einheit von <i>kairos</i> und <i>chronos</i> .
Das Bild des Menschen beschreibt den Mensch als Ding in einer Welt der Dinge. Der Mensch leidet unter einer Ding- und Wortgläubigkeit.	Das Bild des Menschen beschreibt den Mensch als Kausalität. Die Natur des Menschen lässt sich <i>erklären</i> als ein Schnittpunkt von Ursachen und Wirkungen, von Zwecken und Mitteln.	Das Bild des Menschen beschreibt den Menschen als etwas, was man stets <i>neu verstehen</i> müsse. Jeder einzelne Mensch ist etwas Einzigartiges und so eigentlich unaussprechlich (...)
⇒ mystisches Menschenbild = der wortgläubige Mensch	⇒ naturwissenschaftliches Menschenbild = der zweckrationale Mensch	⇒ geisteswissenschaftliches Menschenbild = der Mensch menschlichen Wesens

Es wäre eine bildungsgeschichtliche Untersuchung wert, jene Befähigungsweisen der Bildung zu analysieren, die aus den oben genannten Menschenbildern resultieren. Jeder Mensch lerne, was einem gewissen Menschenbild entspricht. Dieser erlernt eine substantivische Sprache, er glaubt an die Kraft und den Segen der Dinge, jener erlernt das zweckrationale Handeln, das Wissen über den Segen nützlicher Merkmale der Dinge. Er benutzt eine Sprache der Zwecke¹⁴⁰, gegründet auf ein Zweckdenken. Der dritte ist der verstehende Mensch: er sucht den Mitmenschen und sich selbst in seiner Einzigartigkeit zu verstehen. Eine Erziehung zum Wortglauben ist leicht, eine Befähigung des zweckrationalen Menschen eine ewige Aufgabe. Die Bildung schließlich eines „Kollektiv-Individuums“ (NIETZSCHE) wird jene epochale Aufgabe der Zukunft sein. Der Mensch menschlichen Wesens ist das Einfache, was so schwer zu machen ist. Dieser Mensch ist nicht lehrbar, man kann ihn nicht erziehen.

¹³⁸ Berthold BRECHT hat diese Wesensart in dem Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ beschrieben. Manche Fragen deuten auf eine besonders aktive Einstellung zur Welt hin. Immanuel KANT hat bekanntlich große und ewige Fragen aufgeworfen, was kann ich wissen, was darf ich hoffen, was ist der Mensch – die Frageweise stets verrät den Philosophen im Menschen, gibt so die sprachliche Form des Fragens Aufschluss über sein Bild der Welt.

¹³⁹ Es ist immer wieder versucht worden, eine Typologie von Menschenbildern zu erzeugen. All jenen Versuchen gehen einprägsame Beobachtungen und tiefgreifende Ideen voraus. Alle Versuche sind auf ihre Weise originär, alle bleiben indes oft einseitig. Von NIETZSCHE z.B. stammen die folgenden „*drei Bilder des Menschen*“ (KSA 1, S. 369): 1) der Mensch Rousseau's; 2) der Mensch Goethe's und 3) der Mensch Schopenhauers – weniger eine Typologie, eher verführerischer Ausdruck von Bewunderung. Und die unsichtbare Auslassung: Worin also bestehe der Mensch Nietzsche's (...)

¹⁴⁰ Mitunter meint man, dass der Mensch objektiven Zwecken folgen müsse, wozu ihm eine zweckrationale Sprache diene. Indes die Objektivität der Zwecke resultiert aus einer noch substantivisch gefärbten Welt. Indes gibt es keine subjektunabhängigen Zwecke: „Wir haben den Begriff „Zweck“ erfunden, in der Realität *fehlt* der Zweck“, so NIETZSCHE in der „Götzen-Dämmerung“ (Die vier großen Irrtümer, §8).

Er muss seinen Weg selbst finden, er hat keinen Führer. Der Mensch menschlichen Wesens ist das, was dem Menschen bevorsteht. „... seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene“¹⁴¹ – sein Wesen sich der Menschverlorene. Mancher hat das Vertrauen an Menschen verloren – er droht, auch das Vertrauen an sich selbst zu verlieren. Wie aber lässt sich ein neues Vertrauen in das Vermögen der Sprachlichkeit des menschlichen Menschen gewinnen?

*Die Eine Welt in drei Bildern – eine Einteilung
der Wissenschaften nach drei Kategorien.
Natürliche Ordnung oder willkürliches Ordnen?*

2.2. Drei Bilder der Welt – drei Wissenschaften?

Es mag als ein bloß illustrierender Versuch von MAUTHNER erscheinen, dass er schließlich gewisse Wissenschaften den einzelnen Weltbildern zuordnet. Es ist das Verführerische der Dreiheit, die dazu verleitet, die ganze Welt gewissermaßen in Dreiheiten¹⁴² einteilen zu wollen. MAUTHNER vollführt auf diese Weise folgerichtig einen vereinfachenden Gedankengang. Aus den a) drei Bildern der Welt ergeben sich b) drei Gruppen von Wissenschaften¹⁴³, die c) drei disziplinspezifische Sprachen hervorbringen würden. Das Konstrukt wirkt von vornherein einseitig, da sich intuitiv bereits die Vielfalt der ungenannten Wissenschaften und ihrer verschiedensten Vertreter nicht überschneidungsfrei unter die o.g. drei Kategorien subsumieren lässt. Dennoch soll der Gedanke hier zunächst textnah weiterverfolgt werden. Die betreffenden „drei Wissenschaften“ nach MAUTHNER sind: 1) Die „*substantivische Wissenschaft*, die man meinetwegen auch schalkhaft die Wissenschaft von den Dingen nennen kann“ (Mauthner 2011, S. 77): „*Der oberste Begriff, mit dem sich die substantivische Wissenschaft oder Ontologie befassen kann, ist das Ding-an-sich, wofür ich fernerhin mit einer heimlichen Absicht Ding-für-sich sagen werde*“ (ebd. S. 79). 2) „*Die adjektivische Wissenschaft oder die Physik scheint uns also ein viel natürlicheres und darum angemesseneres Weltbild zu schenken als die Ontologie...*“ (ebd. S. 81). 3) Bleiben noch jene Erscheinungen, „*die ein sogenanntes Eigenleben besitzen und dadurch außer zu der Physik auch noch zu der dritten Klasse gehören, zu der verbalen¹⁴⁴ Welt oder der Physiologie*“ (ebd.). Wie um einem Irrtum vorzubeugen, fügt MAUTHNER hinzu: „*Unsere drei Wissenschaften, die des Substantivs, des Adjektivs und des Verbums, die Ontologie, die Physik und die Physiologie, sind nicht an*

¹⁴¹ Jenes Menschenbild ähnelt möglicherweise der dritten Verwandlung des Geistes in „Von den drei Verwandlungen“ im Zarathustra. Es ist der „Weltverlorene“, der sich selbst finden muss, um menschlicher Mensch werden zu können. „Der Mensch ist etwas, was überwunden werden muss.“ (NIETZSCHE) Was er bisher war, war ein Wesen, welches von vielen Krankheiten befallen war – einer deren Erreger auch war seine Sprache, die sein Denken krank und falsch gemacht hat. Indem der Mensch sich von dieser Wortgläubigkeit an substantivische und adjektivische Weltbilder befreit, beginnt er nach einer auch neuen Zeit- und Sprachlichkeit zu suchen. Ist der zweckrationale Mensch ein Mensch des $\chi\rho\nu\nu\omicron\zeta$, so lernt der menschliche Mensch eine neue Zeitlichkeit – das, was man $\chi\alpha\tau\rho\omicron\zeta$ nennt, die „erfüllte Zeit“ (Tillich 1962, S. 140) Vergleiche auch vielfach NIETZSCHE (KSA 1, S. 342; KSA 4, S. 33; KSA 5, S. 227; ferner TILLICH, Systematische Theologie 1973, I, S. 163). Und: Die Sprachlichkeit des kairos ist eine andere als unser Sprechen im chronos. Das kairos wird so zur indirekten Sprachkritik an der Sprache des chronos.

¹⁴² MAUTHNER selbst hat offensichtlich jenen Verdacht geahnt, in den er geraten könne. Deshalb gibt er sozusagen zur Verteidigung folgende Erklärung ab: „Ich fürchte, ich muss noch eine Warnung hinzufügen, damit kein wortgläubiger Leser in Versuchung geführt werde, an eine Trinität von Welten zu denken, an eine Dreiheit, die nur durch ein Wunder zu einer Einheit zurückkehren kann. Ich meine natürlich nur drei Bilder von einer und derselben Welt...“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie II, 529f.).

¹⁴³ Es sei die Frage formuliert, ob es analog zu den drei Gruppen der Wissenschaften ebenso *drei Formen der Künste* gibt, also m.E. Bilder der Welt a) in einer substantivischen Kunst, b) eine adjektivische Kunst und c) in einer verbalen Kunst. Dies wäre in einer eigenständigen kunstgeschichtlichen Untersuchung an geeigneten Stilepochen und Genres zu prüfen.

¹⁴⁴ Den Wissenschaften der verbalen Welt kommt dabei m.E. eine vermittelnde, synthetisierende Funktion zu. Ist das Verb im Satz die grammatisch Vermittlung von Substantiv und Adjektiv, so wäre das verbale Bild der Welt eine Synthese von Weltperspektiven. Die Wissenschaften der Beobachtung, Beschreibung und Erklärung gelangen in das Stadium des Verstehens – kausale Erklärungen erfahren eine Vertiefung und Korrektur durch Hermeneutik, Phänomenologie und Psychoanalyse.

ihren Gegenständen zu unterscheiden.“ (ebd. S. 82) Alle haben gewissermaßen im Objekt „Welt“ *einen* gemeinsamen Gegenstand, den sie in *drei* verschiedenen Bildern widerspiegeln und in „drei künstlichen Sprachen“ formulieren (ebd. S. 65). Die bildhafte Zuordnung von lediglich drei genannten Wissenschaften – der Ontologie, der Physik und der Physiologie – allerdings wirft die Frage auf, wie andere ungenannte Wissenschaften zuzuordnen seien. Und ob sie überhaupt unter eine der drei Kategorien fallen. Das alte Problem der Wissenschaftsklassifikation ist mithin um eine, wenn auch originäre Variante reicher. Und bleibt ungelöst (...).

Der folgende Umriss zeigt, wie das Universum als gemeinsamer Objektbereich aller Wissenschaften aufgeteilt wird in spezielle Diskursbereiche. Im Unterschied zum Begriff Objekt verwendet man hierfür „Gegenstand“ des Diskurses – universe of discourse – oder „Diskursuniversum“ (vgl. Peirce 1993, II, S. 59). Wenn es stimmt, dass sich aus dem jeweiligen Gegenstand einer Wissenschaft ihre typische Methode ergibt, so wäre diese Konsequenz näher zu prüfen. Die Sprache lenkt die Suche nach der rechten Methode,¹⁴⁵ welche dann selbst zur anerkannten Eigenständigkeit und methodischen Identität¹⁴⁶ eines Wissensbereichs beiträgt. Die universelle Mathematisierung z.B. erzeugt Formen wissenschaftlicher Ähnlichkeit, so dass die Gefahr einer Einseitigkeit begrenzter Erklärweisen besteht. Mannigfaltigkeit in der Eigentümlichkeit der Objekte stößt auf Einseitigkeit in den standardisierten Methodiken. HEIDEGGER hat dies in seinen Vorlesungen 1951/52 einmal feinsinnig wie folgt formuliert: „Das Einseitige der Wissenschaften behält seine eigene Vielseitigkeit.“ (Heidegger 2005, S. 80). Man hat zumeist der Philosophie das Privileg einer systembildenden Funktion im Ensemble der Wissenschaften zugesprochen, einen Gesamtzusammenhang unseres Wissens (wieder)herzustellen. Indes erscheint die Philosophie darin überfordert – mehr und mehr ist sie selbst zu einer Einzelwissenschaft geworden, Opfer der Tendenz akademischer Institutionalisierungen, die die Gefahr einseitigen Nebeneinanders verstärkt haben. Die Philosophie als Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs erscheint als eine Utopie, die Idee ist gescheitert. Vielleicht muss die Suche in anderer Richtung erfolgen. Wenn es ein Element gibt, welches den Gesamtzusammenhang herstellt, so besteht dies in der Sprache. Die einen nennen es „Kritik der Vernunft“ (Kant), eine Kritik der Sprache und Wortgläubigkeit (Mauthner), eine Philosophie, die stets Sprachkritik sei (Wittgenstein), jene Linguistic analysis (Ayer) oder einfach Erkenntniskritik (Flach) – allesamt vielschichtige und oft sprachlich selbst originäre Formen an Kritik und Anti-Kritik. Eine Philosophie der Sprache oder zu schaffende „Psycho-Logie“ von Denken und Sprache wäre jene unsichtbare Grundlage, auf der alle fachsprachlichen Systeme ruhen. Auch die Kognitionspsychologie arbeitet sprachkritisch, indem sie auf Eigenheiten und Mängel unserer Kognitionen aufmerksam macht. Sprachkritik scheint mehr und mehr eine Begleiterscheinung vieler Wissenschaften zu sein. Eine *Philosophische Sprachkritik* erfährt hier eine nachhaltige universelle Existenzberechtigung: Fachwissenschaften kritisieren Fachsprachen – Philosophie kritisiert Sprache an sich. Die fachsprachliche Kritik bleibt auf die eigene Methodik beschränkt – die philosophiesprachliche Kritik noch sucht nach der rechten Methode.

¹⁴⁵ MAUTHNER widmet besonders der Methode der „mathematischen Naturerklärung“, die er auch „mathematische Methode“ nennt, philosophiekritische Aufmerksamkeit (Wörterbuch der Philosophie II, S. 75). Der Siegeszug dieser Methodik der Mathematisierung empirisch gewonnener Aussagen in nahezu allen Einzelwissenschaften resultiert nicht wenig aus der kantianischen Tradition, wonach in jeder Naturlehre nur so viel „eigentliche Wissenschaft“ angetroffen wird, „als darin Mathematik anzutreffen ist“ (KrV.). Je mehr dabei die Tendenz der Quantifizierung fortgeschritten ist, umso mehr hat sich eine eigenständige Begrifflichkeit entwickelt, die fälschlicherweise selbst die Zahlen und Formeln wie Begriffe der Sprache behandelt (Wörterbuch der Philosophie II, S. 82). Es ist die *S t a t i s t i k*, die eine ganz eigene „*Sprache*“ der wissenschaftlichen Information und Argumentation hervorgebracht hat: 1) beeindruckend in der behaupteten Exaktheit, 2) für den Laien schwer zu überschauen im Detail, 3) nicht zu widerlegen ohne eine Gegen-Statistik – dies die Ursachen, auf denen ihre Sieghaftigkeit beruht.

¹⁴⁶ Je deutlicher eine eigenständig methodische Reife einer Wissenschaft fortgeschritten ist, umso überzeugender ihre anerkannte Identität. Sprach- und Erkenntniskritik wird mithin in ihrer Eigenständigkeit umso eher anerkannt sein, je besser es gelingt, eine eigene Methodik der Kritik zu generieren. Es kann nicht übersehen werden, dass eine solche Bewusstheit über das Problem sprachkritischer Methodik bei MAUTHNER wenig erkennbar ist.

Welt als gemeinsamer Objektbereich (Universe) [Dinge, Eigenschaften, Relationen] „Ding-an-sich“		
Universe of discourse I Ding-für-sich (I)	Universe of discourse II Ding-für-sich (II)	Universe of discourse III Ding-für-sich (III)
⇒ Welt der Erscheinungen	⇒ Welt der Kausalitäten ¹⁴⁷	⇒ Welt der Bewegung
Ontologie	Physik	Physiologie
Fachsprache I	Fachsprache II	Fachsprache III
Wissenschaft des Substantivs (Dinge für sich genommen)	Wissenschaft des Adjektivs (Eigenschaften für sich genommen)	Wissenschaft des Verbums (Bewegungen für sich genommen)
Erzeugung eines substantivischen Bildes	Erzeugung eines adjektivischen Bildes	Erzeugung eines verbalen Bildes
... der einen Welt.		
⇒ Philosophie [= Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang]		

Hinzuzufügen ist, dass jene drei Wissenschaften nach MAUTHNER gleichsam drei eigentümliche Fachsprachen hervorbringen. Was von beiden – Fachwissenschaft oder Fachsprache – eher da ist, ist eine rhetorische Frage, auf die es keine schlüssige Antwort geben kann. MAUTHNER nennt jene Spezialsprachen – wohl im Unterschied zu der natürlich anmutenden Alltagssprache „künstliche Sprachen“ (Mauthner 2011, S. 65). In der Tat erscheint Disziplingeschichte als eine fortschreitende Spezifizierung disziplinärer Fachsprachen. Der zu zahlende Preis ist hoch: Je weiter die Disziplinarität fortschreitet, je weiter sich eine Fachsprache spezialisiert, umso weiter entfernen sich die Sprachen voneinander. Das, was früher religionsphilosophisch als „die Verwirrung von Babel“ erklärt worden ist – *Verwirrung*¹⁴⁸ ist hier ohnehin eine eher *verwirrende* Übersetzungsvariante – dies lässt sich heute als naturwüchsige Tendenz beschreiben: Selbst wenn man wollte, könnte man die Differenzierung der Fachsprachen nicht aufhalten. Man müsste die Fachsprachen abschaffen, um die Sprache vereinheitlichen zu wollen (...) Allerdings versteckt sich hinter mancher Formalisierung¹⁴⁹ ein Eigendünkel,

¹⁴⁷ Die Behauptung, dass es sich bei der „adjektivischen Welt“ um eine „kausale Welt“ handelt (Mauthner, Wörterbuch I, S. 13), verkürzt die Erklärungsansätze auf *bloße Ursachen- und Wirkungszusammenhänge*. Dass das adjektivische Bild der Welt die Realität in ihrer Ordnung zu erklären vermag, geht über solcherart Zusammenhänge hinaus. Hinzu kommen die logischen Beziehungen von a) Grund und Folge (Logik), b) Zweck und Mittel (Handeln, Arbeit), c) Aufbau und Wirkungsweise (Technik), d) Struktur und Eigenschaften (Chemie) sowie e) Eros und Thanatos (Psychoanalyse) usw. Es sind stets in ihrer typischen Semantik gewisse Formen von Aussagen, die das kausale Erklären unterstützen, u.a. Folgerungen der Form „Je ... desto ...“ bzw. „Wenn ... dann...“ – einschließlich ihrer logischen Negationen. Die adjektivische Welt erklären zu können, heißt, sich diese Sprache des Erklärens zu eigen zu machen, die kausale Sprachlichkeit zu erlernen. Und zugleich in ihr gefangen zu sein.

¹⁴⁸ Das Wort *Verwirrung* erscheint als je negativ entstandene Vielfalt. Philosophisch recht verstandene Vielfalt dagegen ist jenseits von Gut und Böse: Vielfalt wäre auch dann entstanden, wenn Gott die Sprachen der Völker und Stände nicht verwirrt hätte, Vielfalt ist Prinzip der Schöpfung, ein Element der Evolution. BORST stellt fest: „Vielfalt ist wie Ursprung eigentlich etwas übergeschichtlich Allgemeines.“ (Borst 1995, Bd. 4, Seite 1964) Zu fragen ist mithin nach jenen Kräften, die sprachliche Vielfalt befördern bzw. willkürliche Vielfalt begrenzen. So ging man noch im 13. Jahrhundert von 72 Sprachen aus – interessanterweise auch von etwa 70 bis 72 verschiedenen Religionen (Borst 1995, Bd. 1, S. 3). Je nachdem, wie man den Unterschied zwischen Sprachen und Dialekten definiert, kommt man auf weit höhere Größenordnungen. Allein auf Inselstaaten findet man häufig noch heute mehrere hundert verschiedene Sprachen und Mundarten. Allerdings gibt es weltweit ein Aussterben von Sprachen – die Ökonomie der Sprache wirkt mithin als Vernichtung sprachlicher Vielfalt. Globalisierung wirkt als Egalisierung von Kultur.

¹⁴⁹ Hier ist es notwendig, die üblichen Formalisierungen näher zu betrachten, um unterscheiden zu können, wo eine Formalisierung als Werkzeug des Denkens notwendig ist – oder wo sie als Werkzeug zum Zweck der Machterhaltung über das Zweck-Rationale hinaus benutzt wird (vgl. Spilgies 1977, S. 152). Oft sind allerdings Formalisierungen lediglich Abkürzungen, die die innerwissenschaftliche Kommunikation erleichtern. Fachdidaktisch werfen solche Formalisierungen allerdings erhebliche Probleme auf, welcher Abstraktionsgrad an Formalisierung für welchen Adressaten zumutbar sei. Wenn Lehren einen Erfolg haben sollte, dann ist einzukalkulieren, dass Anfänger zunächst ein Formalisieren erlernen müssen – ein Erbe, welches verinnerlicht werden muss, um es zu besitzen. Die gut strukturierte Grundlagenvorlesung wird behutsam zu unterscheiden wissen, was in Form einer Formalisierung gesagt werden muss – und was auch anders gesagt werden kann, ohne dass sich am wissenschaftlichen Gehalt etwas ändert. Das eine vom anderen unterscheiden zu können, macht jene Lehrweise aus, die den Inhalt und die Form lehr- und lernbar macht.

scheint oft eine Originalität um jeden Preis wichtiger zu sein als die Mitteilungsfunktion der Zeichen. Sprache erzeugt zudem soziale Distanz: sie soll ggf. von Laien gerade nicht verstanden werden, damit die Disziplin nicht verunreinigt werde. Es dürfe nicht jeder mitreden können! Der Begriff der Disziplin erlaubt keinerlei Demokratie¹⁵⁰. Laien bleiben Außenseiter der Zunft. Oder anders formuliert: Wissenschaften, bei denen jeder mitreden kann, besitzen offenkundig keine eigenständige Fachsprache. Disziplinspezifische Fachsprachlichkeit wird zu einem Privileg, welches nur dem Fachkenner zukommt. Und zugleich festigt dieses Monopol über die eigene Sprache jene Macht des Speziellen über das Gemeine – eine Enteignung der Gütergemeinschaft, Gemeingut wird zu privatem Besitz. Sind also die Fachsprachen eine Art versteckte Privatsprachen? Kann die Verfachlichung als fortschreitende Privatisierung der Sprache so weit getrieben werden, dass der Autor¹⁵¹ von niemand mehr verstanden wird? Wo also ist die Grenze zwischen Fachsprache und Privatsprache? Wie viele Fachkollegen müssen mindestens eine Spezialsprache verstehen können, damit es sich nicht um rein private Fachausdrücke handele? – Das *Wort* erlangt *Verant-Wortung*. Fachsprache wird zu einem ethischen Problem. In der erkenntnistheoretischen und moralkritischen Analyse der Fachsprachen und ihrer Folgen hat eine philosophische Sprachkritik mithin eine schwierige, bleibende, jedoch fast unlösbare Aufgabe.

„So ist die skeptische Frage möglich, ob wir nicht, in den Fesseln der Sprache ... ständig durch Sprechen die Wahrheit verfehlen.“ (Karl JASPERS)

2.3. Vom Verhalten zum Verhältnis – Überlegungen zur naturwissenschaftlichen Begriffsbildung

Wenn MAUTHNER den Naturwissenschaften – und hier vor allem der Physik¹⁵² – ein substantivisches Weltbild unterstellt, so bedarf dies einer Relativierung. Die aus der Beobachtung resultierenden Protokollsätze beschreiben ein *Verhalten* – den Beschreibungsaussagen liegt nicht nur dieses eine Weltbild, sondern auch ein adjektivisches sowie verbales Bild der physikalischen Welt zugrunde. Die Dinge werden stets (nur) in ihrem Verhalten, in ihrer Bewegung wahrgenommen und beschrieben. Ein sich bewegendes Körper wird beschrieben durch das Merkmal der Geschwindigkeit – jenes, was NEWTON noch die Bewegungsmenge genannt hat – und durch die Form der Bewegung, z.B. linear, kreisförmig, unregelmäßig. Eine Substantivierung des Beobachteten entsteht m.E. erst in der Phase der Erklärung. Die Art der Bewegung eines sich verhaltenden Dinges wird nun erklärt durch eine Versachlichung des Verhaltens. Indem ausgewählte Merkmale des *Verhaltens* in eine quantitative Beziehung der Form „Je ... desto ...“ gesetzt werden, entsteht durch Substantivierung ein *Verhältnis*. Eine Formel ist gefunden – Kern eines kausalen Bildes der Welt.

¹⁵⁰ Man kann die Rechtmäßigkeit und den Wahrheitsgehalt disziplinspezifischer Aussagen nicht dadurch herausfinden wollen, indem man Laien in demokratischer Manier darüber abstimmen lässt. Dies mag zwar populär erscheinen, ist jedoch keine Methode der Verifikation von Hypothesen. Dieser Umstand erhöht die ethische Verantwortung der Wissenschaft erheblich.

¹⁵¹ Die Eigenheiten der fast schon poetischen Philosophie von Martin HEIDEGGER seien als Beispiel erwähnt. Für die einen ist die Sprache von „Sein und Zeit“ höchste Philosophie, für die anderen mittelmäßige Poesie (...) Auf die feinsinnige Reflexion dazu von Hannah ARENDT wird an anderer Stelle eingegangen.

¹⁵² Dass es die *Phy s i k* ist, der neben der Mathematik eine privilegierte Stellung zukommt, geht unter anderem auf KANT zurück, der 1787 in der Vorrede zur Zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* behauptet: „Mathematik und Physik sind die beiden theoretischen Erkenntnisse der Vernunft, welche ihre Objekte a priori bestimmen sollen ...“ (Kant, KrV 1979, S. 18). Dies hängt m.E. damit zusammen, dass es die Mechanik war, in der unter den Naturwissenschaften zuerst eine mathematische Formalisierung begonnen hat. Von daher hat sich die mathematische Sprachform in nahezu allen anderen Disziplinen sieghaft ausgebreitet.

In der Regel erkennt man jene direkte oder indirekte Proportionalität an einem Quotienten – bei der beschriebenen Bewegung des Körpers wäre dies der zurückgelegte Weg in Bezug auf die vergangene Zeit¹⁵³. Das *Verhältnis* ist eine Fixierung des sich verhaltenden Körpers zum Zwecke der Vereinfachung. Das Verhältnis ist ein idealisierter Ausdruck des physikalischen Konstruktivismus – gepaart mit einem naturwissenschaftlichen Realismus, der daran glaubt, dass jene allgemeingültigen Verhältnisse (Gesetze) wirklich real *existieren*, da man sie ja unter gleichen Bedingungen jederzeit wiederholt beobachten und somit bestätigen könne. Indes: Bestätigt wird nicht das Verhältnis (Gesetz), sondern das *Verhalten*, die Bewegung der Dinge, die sich in der Tat unter gleichen Bedingungen je wieder so verhalten würden, wie es das Verhältnis in idealisierter Form beschreibt. Man kann dies als eine Verwissenschaftlichung des physikalischen Denkens beurteilen – man kann dies auch als eine Mystifikation¹⁵⁴ der Dinge bezeichnen. Und immer ist es das Experiment, welches die Überzeugung – den Glauben – an die substantivische Welt – bestärkt. Selbstverständlich besitzt das Experiment eine hohe Überzeugungskraft – korrekterweise sollte jedoch präzise hinzugefügt werden, *was* eigentlich differenziert bestätigt wird: a) Der Beobachter bestätigt das Allgemeine am einzelnen Fall. b) Die Beschreibung bestätigt die Wiederholbarkeit der Beobachtung und erlaubt eine Erinnerung an zurückliegende analoge Beobachtungen. c) Die Erklärung schließlich bestätigt den durch Induktion gewonnenen Allsatz. d) Das Experiment wendet durch eine Deduktion die Kenntnis des Allsatzes auf einen zusätzlichen Fall (n+1) an. e) Je öfter das Experiment wiederholt wird – und zudem durch jeden anwesenden Beobachter selbständig wiederholt werden kann – umso größer scheint die statistische Gewissheit zu sein, die von der Richtigkeit der Induktion überzeugt ist. f) Das Experiment widerlegt auf diese Weise schließlich auch den letzten Zweifel und überzeugt selbst den vehementesten Zweifler durch den fragwürdigen Effekt des Gesehenen: Das, was der Mensch mit eigenen Augen gesehen habe, besitzt eine besonders hohe Überzeugungskraft – sprach der Zauberkünstler und wiederholte seinen Trick – vor den Augen der Zuschauer (...). Indes erweist sich die Suche nach Kausalität als ein erfolgversprechender Weg rationaler Wissenschaft. Ursachen und Wirkungen in funktionale Beziehung zu setzen, wird nach dem Vorbild der klassischen Mechanik von vielen Wissenschaften geradezu als Erfolgsrezept angewandt. Jene Faszination setzt sich fort in nahezu allen anderen Natur- und Sozialwissenschaften. Überall wird nach Beziehungen gesucht, die sich auf die leicht verständliche Form „Wenn ... dann“ bzw. „Je ... desto“ reduzieren lassen.

¹⁵³ In der Regel spricht man bei „Weg“ und „Zeit“ von physikalischen Grundgrößen, bei der „Geschwindigkeit“ dagegen von einer *abgeleiteten Größe*. Wenn man sich jedoch die Geschwindigkeit des Körpers, seine „Bewegungsmenge“ (Newton), als immanente Eigenschaft des Körpers vorstellt, dann würde es sich vielmehr bei dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit um eine Grundgröße handeln. Was aber wäre dann die abgeleitete Größe? Es würde unser physikalisches Bild der Welt geradezu auf den Kopf stellen, würde man behaupten: die „Zeit“ – als der Quotient aus „Weg“ und „Geschwindigkeit“. Die Zeit wäre dann keine grundlegende, sondern jene abgeleitete Größe! Abgeleitete Aussagen hätten dann die Gestalt: Je geringer die Geschwindigkeit, umso größer die Zeit(dauer) für das Zurücklegen eines bestimmten Weges. Oder: Je kürzer der Weg, umso kürzer die Dauer der Bewegung. In der Tat führen wir die Zeit – wenn wir sie messbar machen wollen – stets auf einen zurückgelegten Weg bei konstant gehaltener Geschwindigkeit zurück. Eine mechanische Uhr zeigt – genau genommen – nicht die Zeit selbst an, sondern den zurückgelegten Weg dieses oder jenes Zeigers. Das Denken nimmt den Weg des Zeigers als Maß für die Zeit. Das Beispiel der Zeitlichkeit zeigt, dass m.E. keines der drei Bilder der Welt für sich allein ausdrücken kann, was Zeit sei.

¹⁵⁴ Insofern ist der in der Sprachkritik geschulte Physiker ein Skeptiker, der darauf achtet, dass er nicht in die Fußangeln der traditionellen Fachsprache gerät und Mystifikationen unterliegt. Wer eine historisch gewachsene Fachsprache benutzt, muss sich fragen lassen, ob er nicht – in den „Fesseln der Sprache ... ständig durch Sprechen – die Wahrheit verfehlt“, wie Karl JASPERS in seiner „Philosophischen Logik“ zu bedenken gibt (Jaspers 1991, S. 44). Strenge Philosophie hat die Funktion einer *Kritischen Theorie* gegenüber der Strenge der Naturwissenschaft. Zu prüfen wäre gegebenenfalls, ob das Wort *strenge* hier in beiden Aussagen dasselbe bedeutet. Deshalb wäre es gut – so JASPERS – wenn dem Forschen eine gewisse „Ehrfurchtslosigkeit“ eigen ist (Jaspers 1991, S. 192). In aller Ehrfurcht würde der Irrtum lediglich wieder und wieder reproduziert. Dogmatische Wissenschaft bringt ihren eigenen Gegenspieler hervor: der Skeptizismus hat so bis in die Gegenwart hinein seine Berechtigung – selbst dort, wo er alle berechnete Skepsis übertreibt, bewirkt er ein wiederholtes Prüfen von Behauptungen. Insofern ist der „Skeptiker der Zuchtmeister des dogmatischen Vernünftlers“, wie KANT in der Methodenlehre (I. Hauptstück, Ende des 2. Abschnittes) der „Kritik der reinen Vernunft“ metaphorisch schreibt (Kant 1979, S. 789). Nur so sei eine „gesunde Kritik des Verstandes und der Vernunft“ möglich (ebd.). Der Dogmatiker meint m.E. sinngemäß: „Da ich überzeugt bin, dass die Prämissen wahr sind, muss die Konklusion ebenfalls wahr sein.“ Und schaut auf die Konklusion (...) „Was aber, wenn die Ausgangsüberlegungen doch fehlerhaft sein sollten?“ – fragt der Skeptiker. Und blickt auf die Prämissen. – Meines Erachtens lässt sich behaupten: Skepsis allein führt zwar nicht zur Wahrheit, aber verhütet die Verbreitung der Unwahrheit.

Philosophie und Psychoanalyse sowie Theologie bleiben scheinbar die letzten Lehrsysteme, die davor warnen, die Erklärung menschlichen Handelns auf eine allgemeine Kausalität reduzieren zu wollen. Der geisteswissenschaftliche Verstand und das moralische Gewissen mahnen mithin: Die Natur könne man erklären, den Menschen müsse man verstehen (Dilthey). Und so beginnt ein Verstehen des Gattungswesens Mensch mit einem Verstehen von Sprache. Dort, wo sich durch übliche Wörter *Erklärungen des Allgemeinen* in das *Verstehen des Einmaligen* einschleichen, beginnt die Sprachkritik. Es zeigt sich, dass Sprache eine Medaille mit zwei methodischen Seiten ist: Als Besitz der Gesellschaft bedarf sie der Erklärung – als Besitz des Einzelnen bedarf sie des Verstehens. Mit GADAMER lässt sich m.E. sinngemäß sagen: Die Sprachlichkeit einer Gesellschaft kann man *erklären* – die Sprache eines Menschen müsse man *verstehen*. Verstehen bedeutet hier: Nicht nur hören, was gesagt wird, sondern erfassen, was gemeint ist. Indes: alles Erklären ohne Verstehen ist kalt, alles Verstehen ohne Erklären bloßes Gefühl – Sprachlichkeit in zweierlei Form. Man solle sich nicht der Illusion hingeben, dass die gefundene *sprachliche* Form bereits eine gefundene *erklärende* Form sei: sie erklärt so viel, wie wir uns mit dem Erklärten zufrieden geben. Erklärung ist subjektiv empfundene Klarheit, ein folgenschwerer Abbruch kritischer Prüfung. Ein Verstehen ist schwieriger als eine Erklärung. Erklärungsaussagen unterliegen einer fortschreitenden Standardisierung – das Erklären wird automatisiert, der Algorithmus des Erklärens wird dressiert. Ein Verstehen ist etwas völlig anderes. Das Erklären sucht das Allgemeine, das Verstehen das Besondere. Zwei Beobachter ein und derselben Sache – zwei verschiedene Deutungen. Das Erklären erscheint leicht, ein Verstehen tut sich schwer. Und immer versteht man so viel, wie unser gesamter Sprach- und Verstandesapparat zum Verstehen erlaubt. Wer schon etwas verstanden hat, versteht mehr und tiefer – ein Verstehen des Anderen, ein Verstehen von Sprache, ein Verstehen des Selbst.

„Die Menschen sind tief in den philosophischen und grammatischen Konfusionen eingebettet [...] Darum geht das Herausreißen nur bei denen, die in einer instinktiven Auflehnung gegen die Unbefriedigung mit der Sprache leben. Nicht bei denen, die ihrem ganzen Instinkt nach in der Herde leben, die diese Sprache als ihren eigentlichen Ausdruck geschaffen hat.“

(WITTEGENSTEIN, *Big Typescript*, 5.24.4.1.)

2.4. Sprache zwischen Herde und Kollektiv-Individuum

Der Mensch wird in eine Gesellschaft und – somit zugleich – in eine Sprachwelt hineingeboren. Es ist die List der Herde, den Einzelnen dauerhaft in das Gatter einer Sprachwelt¹⁵⁵ einzusperren, aus dem er sich schwerlich befreien kann. Sprache hält die Herde zusammen, erzeugt vermeintliche Gemeinsamkeit, lenkt das Denken in eine vorgegebene Richtung, erzieht zu Genügsamkeit und vermittelt einen Schein von Sicherheit. Und die Sprache ist jene „Behausung“¹⁵⁶ des Geistes“ der Herde. Sprache erzeugt ein Gefühl

¹⁵⁵ Auch die Berufe können moralisch als jene sozialen Stände gedeutet werden, die den Berufsmenschen in einer traditionellen Fach- und Milieusprache gefangen halten und so sein Denken und Urteilen nachhaltig ein- und ausprägen. Zudem trägt der Kastengeist eines Berufs dazu bei, die Ideologie eines Standesbewusstseins zu erzeugen, welches sich auch in einer spezifischen Sprachlichkeit repräsentiert und reproduziert. So sind z.B. die üblichen Begriffe der Berufs- und Handwerksehre – der Ehrbarkeit, Ehrsamkeit und Ehrenfestigkeit – ein anschauliches Beispiel einer eigenen ideologischen Welt abstrakter Substantive. Derjenige gehört zu dieser Zunft, der ihre Sprache spricht. Und wer dazu gehören wolle, eignet sich jene Sprache an. Er spricht wie wir, er denkt wie wir – er ist einer von uns. Dies ist der Geist einer jeden Zunft. Die Benutzung einer Milieusprache erweist sich als Kriterium der Zugehörigkeit zu einer Welt, die all jenen verschlossen bleibt, die nicht ihre Sprache beherrschen. Außenseiter der Zunft bleibt derjenige, der sich nicht nur den Ehrbarkeitsregeln unterwirft, sondern sich ihrer Sprache verweigert.

¹⁵⁶ Die Sprache ist das Haus des Seins, heißt es in HEIDEGGERS *„Sein und Zeit“*. Der Gedanke allerdings stammt m.E. möglicherweise bereits aus der *„Phänomenologie des Geistes“* von HEGEL, wo jener im Kapitel „c) Das geistige Kunstwerk“ schreibt, dass sich „die besonders schönen Volksgeister in ein Pantheon“ vereinigen, *„dessen Element und Behausung die*

von Heimat. Sprachkritik findet so notwendig in einer Moralkritik ihren Ausdruck, die Übergänge indes sind fließend. Bei NIETZSCHE ist jener Herdeninstinkt der zentrale Punkt der moralischen Reflexion. In „*Der Wille zur Macht*“ wird das Kritikprogramm am niederen Herdenbewusstsein geradezu systematisch ausgeführt. Während der Begriff in den sonstigen Schriften lediglich als einer unter den ohnehin vielen schillernden Begriffen bei NIETZSCHE erscheint, wird die Herde in diesem Buch m.E. zu einem moralkritischen Schlüsselbegriff.¹⁵⁷ Die Moral der Herde – und die ihr adäquate Sprache – werden so auch zu einem geeigneten Zugang zu einer bildungs- und sozialisationskritischen¹⁵⁸ Sichtweise.

Denn „... thatsächlich ist es Sache der Erziehung, das Heerden-Mitglied zu einem bestimmten Glauben über das Wesen des Menschen zu bringen“, wie es in „*Der Wille zur Macht*“ (§277) heißt. Eine diesbezügliche Unterscheidung von Bilden und Erziehen wäre dabei nicht uninteressant. Während Erziehung auf sprachliche Sozialisation gerichtet ist, vermag Bildung darüber aufzuklären, was sich gewissermaßen hinter dem Rücken der Beteiligten vollzieht. Bildung erhält so eine erziehungskritische Funktion: der gebildete Mensch vermag sich so einer verführerischen Erziehung zu entziehen – der bloß erzogene Mensch dagegen mag so sehr in den Grenzen seiner Erziehung befangen sein, dass er zu einer Kritik seiner Situation nicht fähig ist. Sprache hat in diesem Zusammenhang polare Funktionen. Dient sie als Machtinstrument der Stabilisierung der Gesellschaft, dann wird die Herdensprache zum Mittel der Herdenerziehung. Der Teufelskreis schließt sich [...] Sprache erzeugt ein geschlossenes System von Zirkelschlüssen, aus dem die Vernunft nicht herausfindet. Nicht zufällig benutzen totalitäre Systeme die Sprache zur Gleichschaltung des Denkens. – Welches Mittel der Kritik also wäre geeignet, sich aus diesem Labyrinth zu befreien? – Nichts anderes als die *Bildung zur Sprache* selbst ist dazu in der Lage. Man kann es als eine Art Münchhausen-Effekt bezeichnen, dass sich Sprache nur sich selbst aus jenem sprachlichen Sumpf befreien könne – dass der Verstand sich aus den Fängen falscher Vernunftschlüsse befreit. Näher betrachtet, sind es nicht allein die traditionellen Elemente der Sprache, die einer kritischen Reflexion unterworfen werden müssen, sondern jene Schlüsse des Denkens und Urteilens, die bestimmte Elemente zu verheerenden Konklusionen verknüpfen. So genial, wie die Deduktion für das Urteilen sein mag, so gefährlich ist jenes Deduzieren von falschen Prämissen. Der Herdenmensch glaubt so stark an die Logik des Syllogismus, dass er häufig die Falschheit jener Ausgangsannahmen übersieht – sie nicht sehen kann, weil ihn die Herde dafür blind gemacht hat. Vor allem sind es jene gefährlichen Allsätze, die man nicht hinterfragt, weil sie einem Kinderglauben¹⁵⁹ entstammen, den selbst der erwachsene Mensch nicht überwunden hat. Der Erwachsene hat zwar das rechte Deduzieren gelernt – aber selbst die besten

Sprache ist“. Was die Religion – als ein Haus des Glaubens – anbelangt, so meint HEGEL im Kapitel über „a) Das abstrakte Kunstwerk“, dass „die Sprache für das religiöse Selbstbewusstsein Sprache eines fremden Selbstbewusstseins“ sei.

Sprache ist m.E. etwas zutiefst Dialektisches, ein Wesen voller Metamorphosen und Wechsel der Bestimmungen, welches sich einer einzigen und bleibenden Fixierung immer wieder entzieht. Sprache ist sowohl Inhalt wie auch Form, Substanz und Raum eines geistigen Hauses – und alle Gleichnisse der Sprache bleiben Reduktionen und werden der Komplexität stets nur teilweise gerecht.

¹⁵⁷ Eine aufschlussreiche Häufigkeitszählung liefert den Befund, dass NIETZSCHE in „*Der Wille zur Macht*“ das Wort „Heerde“ und dessen Komposita etwa 77 mal benutzt (vgl. §§ 20, 27, 53 (2x), 60 (4x), 128, 132 (2x), 134, 176, 203, 215 (2x), 216 (3x), 274 (2x), 275, 276 (3x), 277 (3x), 278, 279, 280 (2x), 282 (4x), 284 (2x), 285 (4x), 286 (2x), 287 (2x), 315, 335, 349 (2x), 353 (2x), 358, 362, 389 (2x), 400, 421, 458, 766 (3x), 782, 786 (2x), 875, 886 (2x), 887 (2x), 901, 902, 936, 954, 956, 957 und 1021).

¹⁵⁸ Wohl alle bisherigen Gesellschaftsformen implizieren eine Kritik an den sozialen Mechanismen einer Herdengemeinschaft. Was den Sozialismus anbelangt, so ist dieser nach NIETZSCHE nichts anderes, als „die zu Ende gedachte Heerdenthier-Moral“ (KSA 14, 361). Aus dem Satz „Gleiche Rechte für Alle“ folge „Gleiche Ansprüche Aller“ und „Eine Heerde und kein Hirt“ und schließlich „Schaf gleich Schaf“ (ebd.). Und meines Erachtens lässt sich der Gedanke konsequent weiterführen: Die Gestalt der sozialistischen Hirten ist dann oft nichts anderes als ein Leben der Wölfe im Schafspelz.

¹⁵⁹ Hier lässt sich der Satz umkehren, dass jenes, was man nicht als Kind gelernt habe, man als Erwachsener nimmermehr lernen wird. Die Umkehrung ist pädagogisch ebenso feinsinnig: Jenes, was man das Kind gelehrt habe, an dieses ein Mensch selbst im Erwachsenenalter noch fest glauben wird. Man siehe, wie wichtig die Kindererziehung ist, wenn man den Erwachsenen bilden will. Erwachsenenpädagogen sollten mithin – noch ehe sie Erwachsenenbildung betreiben – sich gründlich mit der Pädagogik der frühen Kindheit befassen – es ließe sich manches daraus lernen.

Deduktionen nützen nichts, wenn bereits die Prämissen falsch sind. Die Lüge setzt sich fort, der Syllogismus selbst kann sich nicht von der Lüge befreien – er handelt wie eine logische Maschine. Der Glaube an jene *formale Logik* errichtet eine Ersatzreligion – und es ist die Moral der Herde, sich diese *soziale Logik* in Form von Religionen oder anderen Ideologien zunutze zu machen. War die mittelalterliche Philosophie¹⁶⁰ eine Magd der Theologie, so ist die Sprache meines Erachtens eine Mätresse der Macht. Es war nicht nur die *Kritische Theorie* der Frankfurter Schule um Theodor ADORNO¹⁶¹ – es waren in jener Zeit auch Ludwig WITTGENSTEIN einerseits und Fritz MAUTHNER sowie Hans VAHINGER andererseits, die originäre Kritikschriften verfassen – Ausdruck scharfer Geisteskritik in einer Zeit tiefer Sozialkritik. All jenen ist auf ihre Weise eine gewisse – wenn auch paradigmatisch sehr verschiedene – Sprachkritik eigen und so knüpfen sie bewusst oder unbewusst an NIETZSCHE an, von dem sie jene Initialkraft und Ermutigung zur Kritik beziehen – jeder verschieden in Biographie und Werk, unterschiedlich in der Zugehörigkeit zu einer gewissen philosophischen Schule – einig allerdings in der Notwendigkeit einer streng *philosophischen* Kritik der Sprache. So könnte jener Satz von WITTGENSTEIN auch von NIETZSCHE stammen, dass man die Menschen „aus den ungeheuer mannigfachen Verbindungen herausreißen“ müsse – „in denen sie gefangen sind. Man muss sozusagen ihre ganze Sprache umgruppieren. Aber diese Sprache ist ja so entstanden (bzw. geworden), weil Menschen die Neigung hatten und haben.“ (vgl. Wittgenstein, Big Typescript, § 5.24.4.1, Frankfurt a.M. 2000, S. 285) Es ist der Kritikbegriff der Herde, der auch WITTGENSTEIN naheliegend und geeignet scheint, der Radikalität des Gedankens Ausdruck zu verleihen. Sprachen stets sind Herdensprachen (...) Das Herausreißen des Menschen aus der Umklammerung der Herde erscheint als ein Kampf der Philosophie gegen die „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ – zumindest darin scheinen sich MAUTHNER und WITTGENSTEIN einig zu sein (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 109).

NIETZSCHES Alternative zum Herden-Individuum ist die Vision eines „Kollektiv-Individuums“ – ein schillernder Begriff, der m.W. nur zwei Mal und nur in einer einzigen Schrift¹⁶² von NIETZSCHE erwähnt

¹⁶⁰ MAUTHNER vermag zu zeigen, dass eine Geschichte des Atheismus die Geschichte des Wandels der Stellung von Theologie und Philosophie ist. „Philosophie ist nicht mehr grob die Magd der Theologie, sondern die Lehrerin der Mägde, also der Wissenschaften, die alle der Theologie zu dienen haben.“ (Mauthner, *Der Atheismus und seine Geschichte*, II, S. 104) Er zeigt, wie sich so die Funktion der Philosophie als einer Magd zu einer Lehrerin wandelt. Indes ist eine Bedeutung der Philosophie in der Gegenwart heutzutage ambivalent. „... nachdem sie im Mittelalter die Magd der Theologie und bei den Griechen die Reinemachefrau der Naturwissenschaften gewesen ist“, sinkt sie in der Gegenwart herab zu einer bloßen Hilfswissenschaft, was einher geht mit einem Verlust an erkenntnistheoretischer Argumentationskraft (vgl. Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* I, S. 685). „Man hat mit erkenntnistheoretischen Fragen kein großes Publikum. Wer ein philosophisches Werk liest, will doch schließlich etwas positives für Kopf und Herz zurückbehalten; Erkenntnistheorie ist wesentlich kritisch, negativ.“ (ebd.)

¹⁶¹ Überraschenderweise gibt es m.E. eine verblüffende Ähnlichkeit mancher Idee ADORNOS mit WITTGENSTEIN. So heißt es in den „Thesen über die Sprache der Philosophie“ (um 1931): „Alle philosophische Kritik ist heute möglich als Sprachkritik.“ (Adorno, *Gesammelte Schriften* I, S. 369). Bei WITTGENSTEIN: „Alle Philosophie ist Sprachkritik.“ (Tractatus 4.0031). Und weiter bei ADORNO: „Diese Sprachkritik ist nicht bloß auf die „Adäquation“ der Worte an die Sachen zu erstrecken, sondern ebensowohl auf den Stand der Worte bei sich selber.“ (ebd.) Allerdings bleibt offen, ob es Aufgabe einer Sprachkritik sei, die Adäquatheit zwischen Worten und Sachen zu prüfen, d.h. prüfen zu können. Sprach- und Erkenntnistheorie vermag *Nichtadäquatheit* zwischen Worten und Sachen festzustellen – eine höhere Adäquatheit herzustellen, ist Aufgabe jeder Fachwissenschaft selbst. Dazu müsste jener, der Wissenschaftstheorie bzw. Sprachkritik betreibt – so Paul LORENZEN – „mindestens eine Wissenschaft ein Stück weit systematisch beherrschen“ (Lorenzen 1974, S. 115).

¹⁶² Das von NIETZSCHE formulierte Kunstwort findet sich in §94 und 97 in „Menschliches Allzumenschliches“. M.E. kann man das – für die Argumentation ebenfalls typische – Kunstwort „Übermensch“ als Analogie betrachten: Der Übermensch kann m.E. nur als Kollektiv-Individuum gedacht werden. Auch in der Sekundärliteratur wird jener Begriff oft übersehen – oder beschwiegen. Das Stichwort „Kollektiv-Individuum“ fehlt selbst in der sorgsam Enzyklopädie von NIEMEYER (Hrsg.): *Nietzsche-Lexikon* (2009). Lediglich SCHLECHTA führt den Begriff im Nietzsche-Index auf (Schlechta 1984, 4. Aufl., S. 184). Aus der Sekundärliteratur, die den Gedanken des Kollektiv-Individuums überhaupt aufgreift, ist zu nennen Lutz GENTSCH (vgl. Gentsch 1995, S. 102 und 321). Der Gedanke NIETZSCHES ist zudem von hoher dialektischer Kraft:

⇒ So, wie das Kollektive in der Stärke des Individuums seine Entsprechung findet, so findet das Individuum im Kollektiven die anthropologisch notwendigen freien Entwicklungsmöglichkeiten. Und keines von beiden gedeihe auf Kosten des anderen. Dort, wo die dafür nötigen gesellschaftlichen Umstände gegeben sind, entsteht der Typus des Kollektiv-Individuums. Demnach bezeichne NIETZSCHE mit diesem Wort eine dritte und höchste Entwicklungsphase des Menschen als Gattungswesen, m.E. etwa das, was metaphorisch im „Zarathustra“ in den drei Verwandlungen des Geistes beschrieben ist.

wird. Gemeint ist ein neuer Mensch – jener, den es zu schaffen gilt: Ich schaffe Euch den Übermenschen, meint Zarathustra. Etwas, was es so noch nicht gibt.

Dieser neue Mensch unterscheide sich in Allem vom Herdenmenschen – „Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen niemand heute den Mut hat; der Mut zum Verbotenen; die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für das Fernste. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. Und der Wille zur Ökonomie großen Stils: seine Kraft, seine Begeisterung beisammenhalten ... Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich.“ So NIETZSCHES Vorwort zum „Anti-Christ“. – Eine neue Sprache für die neuen Ohren einer neuen Musik. Eine neue Sprache für die neuen Augen einer neuen Ferne. Das bislang Unsagbare soll sagbar werden, das bislang Unsichtbare sichtbar. Dafür brauche der Übermensch eine neue Sprache – eine Sprache, die dann m.E. ebenso kollektiv – wie zugleich – individuell sein müsste. Die bisherige Situation war geschichtlich stets jene ... dass das Individuum in seiner Individualität in der Herdensprache nicht vorkam – und ebenso die Herde eine „Individualsprache“ nicht verstehen konnte und wollte. Aus diesem Teufelskreis will NIETZSCHE den Menschen befreien, von diesem Schicksal will er alle bisherige Sprache bereinigen¹⁶³. Dies auch ist der Weg aus der Einseitigkeit dreier Bilder der Welt – das, was MAUTHNER¹⁶⁴ beschreibt, sind die Bilder *dreier Herden*. Jedem der drei Bilder der Welt entspricht eine Art Herdensprache. Jener Herdeninstinkt bevorzugt eine mystische Welt, dieser eine substantivische Welt, ein anderer schließlich eine kausale Welt. So erzieht die Herde ihre Mitglieder.

¹⁶³ Auch deshalb sind Sprache und Sprachkritik bei NIETZSCHE ein nahezu durchgängiges Kontinuum seines Denkens und seines wachen Zeitgeistes (vgl. KSA 1, S. 193, 195, 217, 220-223). So beurteilt er das, „was der Deutsche jetzt jeden Tag liest“, nichts anderes sei, als „ein unaufhörlicher Tropfenfall gleicher Wendung und gleicher Wörter“ – ein „Schleim dieser Zeitungssprache“ (KSA 1, S. 222). Das „Didaktische“ einer solchen Kultur zeige sich in „langen Sätzen, dazu in weiten Abstractionen“ (ebd. S. 224). Auffallend seien zudem „Sprachfehler, verwirrte Bilder, unklare Verkürzungen, Geschmacklosigkeiten und Geschraubtheiten“ (ebd. S. 225). Da solchen Schriftstellern alle „streng logische Nüchternheit ... Einfachheit und Straffheit im Denken ... abhandengekommen“ sei, so ist „unter ihren Händen die Sprache selbst unlogisch zerfasert“ (ebd. S. 226). Bei manchen gar – hier ist David STRAUSS gemeint – erscheint das „Deutsch deutscher“ als bei anderen (ebd.). Und an die Adresse der aufmerksamen Hörer und kritischen Leser gerichtet: „Sind eure Ohren stumpf geworden, nun so fragt, schlagt Wörterbücher nach, gebraucht gute Grammatiken ...“ (ebd. S. 235). Auch das geschichtsphilosophische Traktat „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ ist voll von methodischer Sprachkritik: Der Mensch unterscheide sich vom Thier, dass er noch weiß, was er sagen wollte, wenn er es sagt. NIETZSCHE meint, dass das Thier gleichsam etwas sagen wolle, aber stets vergessen habe, was es eigentlich sagen wollte (vgl. KSA 1, S. 248). Dies kann auch als Kritik an der Geist- und Gedankenlosigkeit mancher Menschen gedeutet werden: Es gibt eine gefährliche Sprech- und Denkweise, die nicht mehr über die Worte nachsinnt, die sie benutzt – so, als habe der Mensch vergessen, dass er Sprache kritisch benutzen müsse. So hat man sich nach dem Zweiten Weltkrieg gehütet, Abkürzungen zu verwenden, die an die Sprache des Dritten Reiches erinnern könnten – eine Art moralisches Tabu, solcherart Sprache *j e m a l s* wieder zu generieren. Der Geist indes ist geblieben, eine Sprache lässt sich austauschen, ein Geist nicht. [...]. In „Schopenhauer als Erzieher“ schließlich ist es die Kritik NIETZSCHES an einer mangelhaften Rhetorik, auch verursacht durch jenes Gymnasium, welches einmal als „höchste Bildungsanstalt“ gegolten hat (KSA 1, S. 343). Der Text ist das Geständnis NIETZSCHES, dass er in SCHOPENHAUER jenen „Erzieher und Philosophen gefunden“ hat, den er so lange suchte (ebd. S. 350) – einen Lehrer in Geist und Sprache. Und in der Tat gibt es zwischen beiden unübersehbare Ähnlichkeiten. Wenn dem Philosophen die Aufgabe zukomme, „Gesetzgeber für Maas, Münze und Gewicht“ des Denkens zu sein, dann hat auch jene gesetzgeberische Sprache (!) die Funktion von Maß und Gewicht (KSA 1, S. 360). Gleichsam kommt zeitweilig das Durcharbeiten von Geist und Werk von Richard WAGNER hinzu, auch wegen dessen musikalischer Formensprache in Komposition und Instrumentierung. Jene zeitweilige Freundschaft, die ihn spüren lässt, wie „die Sprache erkrankt“ sei und „auf der ganzen menschlichen Entwicklung ... der Druck dieser ungeheuerlichen Krankheit“ laste (KSA 1, S. 455). „Der Mensch kann sich in seiner Noth vermöge der Sprache nicht mehr zu erkennen geben“ (ebd.). So sei das „Verhältnis zwischen Musik und Leben ... nicht nur das einer Sprache zu einer anderen Art Sprache, es ist auch das Verhältnis der vollkommenen Hörwelt zu der gesamten Schauwelt“ (ebd. S. 456), wodurch die Musik zu einer „Richterin über die ganze verlogene Schau- und Scheinwelt der Gegenwart“ wird (ebd. S. 458). Wir haben es hier also mit einer gewissen Form einer weniger philosophischen, aber nicht minder wirksamen ästhetischen Sprachkritik zu tun. Musik und Literatur sind die oft stummen Zeugen einer Sprach- und Kulturkritik. Vor dem Hintergrund schwerwiegender „Verluste und Verstümmelungen“ habe WAGNER die Sprache in einen „Urzustand“ gezwungen – „weil er diese Sprache mehr liebte und mehr von ihr forderte, auch mehr als ein anderer Deutscher an ihrer Entartung und Schwächung gelitten“ habe (ebd. S. 486).

¹⁶⁴ Ohnehin ist eine überraschende Parallelität der Argumentation zwischen den Texten in NIETZSCHES „Wille zur Macht“ und MAUTHNERS „Die drei Bilder der Welt“ nicht zu übersehen (vgl. „Der Wille zur Macht“, § 549, 562, 586, 589 und schließlich § 618 ff.). Dass MAUTHNER selbst jenes Buch von NIETZSCHE gekannt haben muss, geht eindeutig aus einer Bemerkung von LANDAUER hervor (vgl. Landauer 2011, S. 193).

Das Individuum, welches in eine substantivische Welt hineingeboren wird, wächst in einer auch geistigen Dingwelt auf, in der der Mensch allein die Substantivierungen der Dinge für das wahre Sein hält. So auch das soziale Individuum – hineingeboren in jene herrschende Herdenmoral, belehrt durch jene gebetähnliche¹⁶⁵ Herdensprache, erzogen im Sinne der Herdentugenden. Selbst die Bildung wird in der Herde dem Gesetz der Unter-Ordnung unterworfen. Bildung oft wird zu einer Aus-Bildung verbogen: Aufgeklärte Bildung kann eine Herde nicht gebrauchen, Ausbildung schon (...) Diese Tendenz wird unterstützt durch jene Mentalität, dass dem Menschen ohnehin alles Allgemeine der Bildung verdächtig und weltfremd erscheint, während ihm das Spezielle Erfolg und Befriedigung verheißt. NIETZSCHE urteilt in seinen Vorträgen¹⁶⁶ über die „Zukunft unserer Lehranstalten“, dass der Notwendigkeit einer „Erweiterung der Bildung“ der „Trieb nach Verminderung und Abschwächung derselben“ entgegenwirkt (KSA 1, S. 647). Und aus jenem „Trieb nach Verengung“ entstehe eine gefährliche „Selbstgenugsamkeit“ (ebd.). Durch Schule und Kirche, durch Beruf und Funktion wird dem Mitglied der Herde sein Platz zugewiesen. Indem Hirt und Herde dem Menschen seine Arbeit als Berufung aufzeigt, entsteht ein Pflichtbewusstsein, welches zeitweilig stabilisierend wirkt. Es sind auch Sprache und Ethik der Berufe, die wechselseitig aus diesem Pflichtgefühl hervorgehen. Ein Kastengeist wohnt den Berufen inne, eine gewisse Milieusprache,¹⁶⁷ die eine eigene Welt konstruiert. Das Problem der Bildungstheorie ist, wie Bildung und Sprache im „Medium des Berufs“, wie es einmal GRUSCHKA formuliert hat, möglich seien.

*Die suggestive Macht der Dinge ist der Grund des materiellen Besitzes
– die Macht der Substantive der Grund substantivischer Weltbilder. (D.G.)*

2.5. Drei Bilder der Welt – kritische Zwischenbetrachtung einer Triade

Die von MAUTHNER formulierten drei Weltbilder werfen die Frage auf, welche Alternative es geben könne. Eine lediglich substantivische Weltsicht erscheint stets ebenso einseitig wie eine bloße adjektivische Welt. Der Vorteil der einen ist der Nachteil der anderen. Eine Lösung scheint nicht möglich.

¹⁶⁵ Das „Eselsfest“ im vierten Teil des „Zarathustra“ kann als eine überdehnte Kritik an der überkommenen Lehrweise der üblichen Schule und Kirche gedeutet werden. Der geschichtliche Hintergrund verweist auf die im Mittelalter üblichen Eselsfeste (vgl. Kommentare, KSA 14, 343). Die Nähe zwischen „Gottesdienst und Eselsfest“, die NIETZSCHE hier gleichnishaft herstellt, ist an Schärfe kaum zu übertreffen. Es ist auch manche Schule, die den Menschen dazu erzieht, nicht nur in den Kategorien des I-A zu beten, sondern auch in jenen Kategorien zu denken und zu urteilen. Eine Kritik der Aufklärung darf sich nicht mit einer bloßen Kritik der Unterrichtsinhalte und didaktischen Formen begnügen – sie muss zu einer Kritik der Sprach- und Sprechweisen selbst vordringen. Meines Erachtens gilt: „Sage mir, wie die Lehrenden mit den Lernenden sprechen und ich sage Dir, welche Art Pädagogik dies sei.“ Das stereotype I-A ist eine beißende Kritik an den Schülern und Studenten. Und ihren Lehrern (...)

¹⁶⁶ Ohnehin sind jene bildungs- und erziehungskritischen Vorträge NIETZSCHES über die damaligen Bildungsanstalten zu einem großen Teil angewandte Sprachkritik, die dort ansetzt, wo die Kultivierung der Sprache nachhaltig betrieben wird: auf den hohen Schulen. Ist das Gymnasium eine „Pflanzstätte der Wissenschaft“ (Nietzsche, KSA 1, S. 689), eine „Pflanzstätte der Gelehrsamkeit“ (ebd. S. 705), so wird jene Schule dem Anspruch nur gerecht werden können, wenn sie zugleich eine Pflanzstätte der Sprache ist. Damit ist angedeutet, dass es auf eine feinsinnig durchdachte Didaktik ankommt, damit Sprache nicht nur gelernt, sondern angeeignet wird. Eine einseitig gehandhabte „akromatische Lehrmethode“ (KSA 1, S. 739) ist dafür ebenso ungeeignet, wie ein bloßes Abschreiben, ein bloßes Auswendiglernen und ohne Buch bloßes Vortragen, ein bloßes Vorlesen, ein bloßer Projektunterricht. Der Vielfalt der Sprache muss m.E. eine Vielfalt an Lehr- und Lernweisen entsprechen – das ist das Einfache, was so schwer zu machen ist. Auch leisten die sogenannten nichtsprachlichen Fächer selbstverständlich einen eigenen spezifischen Beitrag zur Aneignung von Sprache. Sprache – m.E. in welchem Fach auch immer – ist das Haus des Lernens, auch mathematischen, naturwissenschaftlichen und musischen Lernens.

¹⁶⁷ Meines Wissens ist dieses Phänomen der Milieusprachen bislang wenig untersucht. Berufliche und betriebliche Milieus reproduzieren Denk- und Verhaltensweisen – die entsprechende Sprache selbst ist Teil des Milieus, ja sie ist ein Indikator für ein abgegrenztes Milieu. Auch das Sprechen von Dialekten und Mundarten gehört hierher. Ein Milieu beginnt räumlich dort, wo eine gewisse spezifische und andersartige Sprachkultur praktiziert wird. Methodisch stößt die Untersuchung von milieusprachlicher Kommunikation zudem auf die Barriere, dass der Forscher selbst stets Außenseiter des Milieus ist und dieses sich bei dessen Anwesenheit sofort anders verhalten würde. Eine *teilnehmende Beobachtung* von Sprache erscheint als nützliche Alternative.

Man stelle sich einmal ein fiktives Streitgespräch¹⁶⁸ zwischen drei *P e r s o n e n* vor – einem Adjektivisten, einem Substantivisten und einem Verbalisten. Was nun folgt, kann man als ein Sprachspiel¹⁶⁹ beschreiben. Als das Spiel beginnt, merken die Betroffenen allerdings schnell, dass es keinerlei Regeln der bevorstehenden Diskussion gibt. Da ein derartiges diskursives Spiel zwischen einem Adjektivisten, einem Substantivisten und einem Verbalisten noch nie gespielt worden ist, kann es demzufolge gar keine feststehenden Prinzipien geben. Dennoch kommt es zu einem Austausch von Argumenten auf der Grundlage einer gemeinsamen Grammatik: 1) Mit seinem adjektivischen Weltbild argumentierend, hat der Erstere gute Argumente und ist zudem der Älteste von den dreien, wie MAUTHNER behauptet. 2) Wortgewaltig dagegen der Substantivist, der behauptet, dass alle Wörterbücher, Lexika und Enzyklopädien dominant substantivischer Natur seien und auf diese Weise die Ordnung der Welt am besten widerspiegeln würde. 3) Schließlich der Verbalist – der jüngste von allen – der ahnungsvoll meint, dass sich alles bewege, entstehe und vergehe und somit unsere Verben eigentlich lebendig gewordene Substantive seien. – Und so stritten sie nun und fluchten insgeheim auf denjenigen, der sich diese Dreierheit ausgedacht hatte und somit offensichtlich schuld an dem ganzen Streit sei. Was MAUTHNER bewirkt hat, ist mehr als eine bloße *Sprachkritik* – es handelt sich um eine fundamentale weltanschauliche *Erkenntniskritik*, die von daher auch einen sprachkritischen Gehalt hat. Der Streit der drei Ismen ist nicht allein

- ein Streit um das rechte Bild der Welt in der rechten Sprache der Welt, sondern
- ein Streit um die rechte Erkenntnisweise in einer angemessenen Darstellungsweise.

Die gewählten drei *Bezeichnungen* jener Bilder der Welt mögen nicht sehr glücklich und möglicherweise missverständlich sein – die Kritik MAUTHNERS jedoch ist berechtigt und hat sowohl eine geschichtsphilosophische Bedeutung wie eine notwendige Gegenwartsfunktion für Deutungen gesellschaftlichen Wandels. Auf dieser Grundlage werden folgende Fragen offenkundig:

- Wird sich das adjektivische Weltbild als siegreiche Zweck-Mittel-Rationalität weiter durchsetzen?
- Wird jedes Attribut eines Dinges ausschließlich hinsichtlich seiner Zweckmäßigkeit betrachtet werden?
- Oder wird jene fortschreitende Operationalisierung und Digitalisierung der Gesellschaft zum Sieg des verbalen Weltbildes führen? Und was wird dann mit den unwiderlegbaren Argumenten der anderen alternativen Bilder der Welt? Dies legt – im Rahmen dieser Zwischenbetrachtung – nahe, alle drei Denkweisen zu vereinen, um auf diese Weise Einseitigkeit überwinden zu können. Das reale Sein ist ebenso Substanz wie Akzidenz, ebenso Ding wie Attribut, ebenso Sein und Werden. Drei verschiedene Betrachtungsweisen indes werden der Mannigfaltigkeit eher gerecht als nur eine einzige Blickperspektive. In welcher (vierten) Sprache aber soll durch eine Synthese aus drei Perspektiven ein *komplexeres* Weltbild formuliert werden? – Dies vermag eher eine *verbale* Sprache als ein Denken, welches in den Netzen der Verdinglichung gefangen ist. Nur jenes Weltbild, welches das Sein in seiner Bewegung erfasst, gibt die Folie dafür ab, in die sich substantivische und adjektivische Argumente einfügen lassen.

¹⁶⁸ Ein ähnlicher Gedanke für einen derartigen Dialog findet sich in „*Der Atheismus und seine Geschichte*“. MAUTHNER erwähnt dort den Streit „der sieben Männer“ – einem Juden, einem Mitglied des Islam, einem Katholiken, einem Lutheraner, einem Calvinisten, einem Vertreter der rationalistischen Naturreligion und einem Atheisten (Mauthner, *Atheismus II*, S. 99). Es fällt auf, dass einige Weltreligionen fehlen, es fällt auch auf, dass die Konstellation der Ringparabel von LESSING ähnelt. Der Unterschied zu vielen anderen „Ismen“ besteht darin, dass MAUTHNER hier dem Rationalismus und Atheismus Stimme und Gewicht verleiht. Möglicherweise ist er darin nicht ganz vorurteilsfrei.

¹⁶⁹ Allerdings handelt es sich nur dann um ein Sprachspiel, wenn mindestens eine Regel anerkannt und praktiziert wird. Nachfolgend wird sich zeigen, dass nach dem Muster jener ersten Regel weitere Regeln expliziert werden können, die das Spiel formal lenken und effektivieren, ohne es inhaltlich zu verengen. Sollten formale Regeln das Prinzip der Inhaltlichkeit beeinträchtigen, handelt es sich offensichtlich um keine diskursiv sinnvollen Vereinbarungen. Bei FOUCAULT findet sich in „Die Wahrheit und die juristischen Formen“ eine definitionsähnliche Bestimmung, die den Diskurs „als ein Ensemble sprachlicher Tatsachen behandelt, die durch ein Wechselspiel syntaktischer Konstruktionsregeln miteinander verbunden sind“ (Foucault 2003, S. 10).

„Wir haben von der Welt keine anderen Bilder als sprachliche; wir wissen von der Welt nichts, weder für uns selbst noch zur Mitteilung an andere, als was sich in irgend einer Menschensprache sagen lässt“, wie MAUTHNER in „Die drei Bilder der Welt“ formuliert (Mauthner 2011, S. 2). Die Welt in ihrer *Selbstbewegung* kann (nur) in einer Sprache rekonstruiert werden, die in der *Bewegtheit der Worte* die geeignete Form findet. In der Bewegung erhalten Raum und Zeit ihre Verortung – im Wechsel der Bestimmungen macht der Verstand somit die Erfahrung, dass mal die räumlich-zeitliche, mal die zeitlich-räumliche Perspektive die angemessene ist. Indem die moderne Physik lehrt, dass eine *Gleichzeitigkeit* von Messungen ohnehin unmöglich ist, haben wir es möglicherweise auch bei der Sprache mit einem ähnlichen *Dualismus* zu tun:

a) Entweder ich gebe einem Satz die Form, wo über das Ding etwas Adjektivisches ausgesagt wird.
b) Oder ich benutze eine grammatische Form, indem einem Adjektiv ein Ding zugeordnet wird. Das Ding (das Dingliche) wäre dann in diesem Zusammenhang ein Attribut des Adjektivs! Dinglichkeit erscheint als Metamorphose der Dinge. Es ist der Glaube an die Dinglichkeit, der zu einem substantivischen Weltbild geführt hat – es ist ein von Kindheit an oft erworbener Glaube, dass die Welt vor allem *primär* aus Dingen bestehe (...) – Auf diese Weise bildet man Sätze, so gelangt man zu Urteilen, so entstehen Handlungen, so entsteht jene Macht des Besitzes über Dinge und Personen – alles eine Verdinglichung der Vernunft. Die suggestive Macht des Dinglichkeitsdenkens ist der Grund des Besitzdenkens – die Macht der Substantive ist der Grund der substantivischen Sprache: ein solcher gesellschaftlicher Zusammenhang ist nicht zu übersehen. Die Begrenztheit der sprachlichen Rekonstruktion der Welt hat ihre Wurzel in der Begrenztheit der geistigen Rekonstruktion der Welt. Es ist ein Irrtum zu glauben, mit der Sprache erhält der Mensch eine geistige Macht über ein gewisses Bild von der Welt. Die *Endlichkeit* der Sprache in Gestalt ihrer Substantive, ihrer Verben und Adjektive stößt auf eine *Unendlichkeit* von Dingen und Eigenschaften. Sprache vermag keinerlei Deckungsgleichheit zu erzeugen. Sprachkritik ist das Eingeständnis, dass sich Sprache darüber klar werden muss, was sie nicht vermag. Sprache verliert so ihre Unschuld, sie erfährt ihre zweite Säkularisierung. Und sie macht die Erfahrung, dass der *Turmbau zu Babel* dauerhaft gescheitert ist: Wie auch immer sie sich anschickt, sie ist zu gering für die Größe des All. Sprachkritik beseitigt so partiell die urwüchsige Verwirrung und Erzeugung einer falschen Vorstellung sprachlichen Vermögens:

1) Die konstruktivistische Wissenschaft meint, mit dem Konstrukt Sprache habe der Mensch Macht über die Natur. 2) Die Sprachkritik zeigt, dass derjenige Macht über die Natur hat, dessen Sprache sich der Macht der Natur unterwirft. Das, was sich versprachlichen lässt, erscheint nicht mehr ganz so bedrohlich – Versprachlichung scheint ein erster Schritt der praktischen Bewältigung der Dinge zu sein. Sprache ist eine spezifische Seinsbewältigung. Die Psychoanalyse macht sich dies zunutze, die Wirklichkeitsanalyse folgt jenem Rezept. Dasjenige, wofür ich keine Worte habe, hat Macht über mich – in seiner *Sprachlosigkeit* empfindet der Mensch eine *Machtlosigkeit*. Sprache ist „Wille zur Macht“ – genauer: Macht über den eigenen Umgang mit Sprache – Macht des ICH über sein Denken. Indes bleiben Worte subjektiv, solange sie nur individuell gedacht werden. Erst die lebendige Interaktion führt zu einer Objektivierung der Zeichen. Die wiederholte Reproduktion von Zeichen erzeugt Sprache im gesellschaftlichen Sinne. Aber: Eine einmal entäußerte Sprache gehört nicht mehr und nie wieder dem Einzelnen – sie erscheint als kollektiver¹⁷⁰ Besitz. Damit vollzieht sich eine Gewaltenteilung – Sprache ist Besitz einer Art Gütergemeinschaft, ja sie selbst erzeugt jenes Gemeinschaftsgefühl zwischen den Betroffenen.

¹⁷⁰ Meines Erachtens ist es sinnvoll, von einer kollektiv benutzten Sprache zu sprechen – schon Gesellschaften und Gemeinschaften benutzen nicht ein und dieselbe Sprache. Sprache ist an ein Milieu gebunden – nur innerhalb dieses Milieus wird sie verstanden.

⇒ Die Sprache m.E. hat ein *kollektives Wesen*, das Sprechen eine *individuelle Existenz*. Das Kollektiv-Individuum ist jener Mensch, der sich Beidem bewusst geworden ist.

Man stellt sich Sprache in dieser Form m.E. gerade nicht mehr als ein *Bauwerk*¹⁷¹ versteinertes Wörter, sondern eher als ein *interaktives System sprachlicher Handlungen* vor. Sprache ist kein Ding, Sprache ist Tun – sie existiert nicht anders als im *tätigen Gebrauch*. Im Anschluss an MAUTHNER ist es dessen Gleichgesinnter Gustav LANDAUER, der dieses *verbale* Merkmal¹⁷² von Sprache besonders betont hat (Landauer 2011, S. 62). Das auch bedeutet, dass die Schrift die Bewegung tötet, das Leben im Schreiben versteinert. Im Bestreben, die Lebendigkeit der Sprache festhalten zu wollen, entsteht mit der Schrift eine Fixierung des Gedankens. Das Dilemma, in dem sich nun die Sprache befindet, ist offenkundig (...) Umso wichtiger ist die Suche nach einer Form, die die Lebendigkeit des Denkens bewahrt, in neuer Weise anregt und nachhaltig beeinflusst. Allein die Poesie vermag das Gefühl auszulösen, dass ein Text lebendig wird, seine Leidensgestalten auferstehen. Die schönste Täuschung (...)

Diese Gefahr einer Abtötung des Glaubens durch den Buchstaben bereits ist ein Gedanke der Korintherbriefe. „*Littera enim occidit, spiritus autem vivificat.*“ (2 Kor 3,6) Wenn „der Buchstabe tötet“ und der Geist lebendig mache, dann wirft dies die Frage nach dem Zusammenhang von Buchstabe und Geist, von Sprache und Denken, von Hl. Schrift und Glauben auf. Der Apostel erscheint als einer der ersten christlichen Sprachkritiker: Jede Schrift in den falschen Händen töte den Glauben. Deshalb sollen nur Priester von Amt und Beruf den Gehalt der Schrift¹⁷³ predigen. Hierin unterscheidet sich philosophische Geisteskraft von bloßer Buchstabengelehrtheit¹⁷⁴. In der Interpretation dieser Stelle in Korinther auch unterscheiden sich die Theologen¹⁷⁵ – jene von FRANCK und jene von LUTHER.

¹⁷¹ Sprache ist nicht das *Bauwerk* der Gedanken, sondern vielmehr ihr *Gerüst*. Ein Geländer an Stangen und Verschraubungen, mit dessen Hilfe sich ein aufsteigendes Gedankengebäude errichten lässt. All jene, die an der Verfeinerung der Sprache mitgewirkt haben, sind so *Gerüstbauer*: Erträumt als ein „Haus des Seins“ (Heidegger), geblieben als ein Torso zu Babel.

¹⁷² Die Sprache *als solche* gibt es nicht, sondern es gibt stets „nur Sprachtätigkeit von Individuen.“ (Landauer 2011, S. 62) Das Argument LANDAUERS scheint berechtigt zu sein, es richtet sich gegen jene Vorstellung, Sprache sei ein Bauwerk von Elementen, welches auch ohne deren Gebrauch – irgendwie und irgendwo – existieren würde. Wird Sprache nicht gebraucht, wird sie zu einer „toten Sprache“, zu einer absterbenden Kultur. – Lebendig ist eine Sprache dann, wenn sie fortwährend benutzt wird – als das „zirkulierende Blut“ eines lebendigen Organismus. Dies schließt nicht aus, dass Sprache auch außerhalb von Tätigkeiten konserviert werden könne. So erzeugt ihre Verschriftlichung und Audiospeicherung eine nicht unwichtige kulturelle Nachhaltigkeit und wird nur zeitweilig als „bewegungslos“ empfunden. Der Schein trügt, denn dort, wo der Mensch beginnt in jenen Verschriftlichungen zu lesen, wo er historische Tonträger abhört, gerät Sprache in Bewegung, wird Sprache erweckt – erweist sich das Ruhende nicht das Typische von Sprache.

¹⁷³ In der *Festpostille* (1527) meint LUTHER, dass man Wort und Schrift auch deshalb brauche, um dem Glauben eine Orientierung zu geben. „Darumb sehe ein yglicher diesen Text wol an, das man geruest sey ... denn on die schrift ist der glaub bald hingerissen.“ (WA 17, 2. Abt., S. 313) So wurde die Rhetorik geschult – im Glauben an die Schrift.

¹⁷⁴ Die Gefahr einer Buchstabengelehrtheit gibt es in allen geistigen Berufen: bei den Theologen und Juristen ebenso wie bei den Lehrern, Advokaten und Verwaltungsbeamten. Es ist die verbreitete Unfähigkeit, hinter dem abstrakten Wort stets eine konkrete Situation, einen lebendigen Menschen zu sehen. Buchstabengelehrtheit bedient sich einer eigenen Sprache, sie macht den Buchstaben zum Mythos, den Paragraphen zum Dogma. Meines Erachtens ist besonders die substantivische Sprache geeignet, Wörter und Aussagen solcherart zu verabsolutieren. In der Religion wird auf diese Weise der Geist getötet, in der Schule die kritische Vernunft oft unterdrückt, in der staatlichen Verwaltung der gesunde Menschenverstand in einigen Fällen mit Füßen getreten. LUTHER an vielen Stellen seiner Predigten war es, der mit seinem Verständnis der Hl. Schrift gegen jegliche Formen der Buchstabengelehrtheit vorgegangen ist. Man könne nicht „nach dem Buchstaben des Gesetzes Mose das volck regiren“ (WA 24, 6). Er nennt jene Sakramentschreiber, die sich ausschließlich nach dem Buchstaben richten und „den Verstand hinweg“ lassen (WA 28, 548), denn man solle „nicht den Buchstaben, sondern den Verstand ansehen“ (WA 50, 547). Ist also der Buchstabe der Hl. Schrift – oder der Mensch – das Maß aller Dinge? Das Wort tötet. Es tötet die Bewegung. Nach NIETZSCHE: „Das Wort tödtet, alles was fest ist, tödtet.“ (vgl. Sommer 2000, S. 321)

¹⁷⁵ Bereits Johannes TAULER urteilt kategorisch über 2Kor 3,6: „Mit Worten gewinnt ihr es niemals, hört ihr auch, soviel ihr wollt ...“ (Tauler 1923, S. 213). Meister ECKHART fügt dem einen kritischen Gedanken hinzu: Nicht nur der Buchstabe, sondern „alle äußerliche Übung“ tötet – der Geist aber „... (d.h. ein innerliches Erleben der Wahrheit) macht lebendig“ (Meister Eckhart 1934, S. 79). Man könnte daraus schließen: Alle äußere Sprache töte die Idee, alles innere Erleben mache die Idee lebendig. Pädagogisch gedeutet: Alle äußere Bildung und Erziehung müsse zu innerem Erleben werden, nur dann wirken sie bildend! In 2Kor 3 finden Theologie und Philosophie seit jeher ein grundlegendes Problem der Sprachkritik vor – ja sie selbst sind Teil des Problems. Auch im Protestantismus setzen sich die Deutungsversuche fort.

Hat der tötende Buchstabe seine Ursache lediglich in der subjektiven Unfähigkeit des Predigers? – Oder geht die Sprachkritik tiefer: Ist die Idee Gottes in den heiligen Schriften des Menschen überhaupt sagbar? Wie müssen Wort und Buchstabe geprägt sein, dass ein wahrer Glaube daraus entstehe? Welches Gottes- und Weltbild wird durch eine spezifische Form der Sprache erzeugt? Lassen die Grenzen menschlicher Sprachlichkeit überhaupt eine Aussage über Gott zu? Woran also glaube der Gläubige¹⁷⁶ – an Gott oder an jenes bloße Wort „Gott“? Hier (1522) bleibt LUTHER Dogmatiker, hier wird FRANCK zum Sprachkritiker, „begibt er sich unter die Textkritiker“ (vgl. Wollgast 1995, LVII). Auch in der lutherischen Übersetzung von 1546 ändert sich daran bei LUTHER nichts (WA, Deutsche Bibel, Bd. 7, S. 147).

Martin LUTHER (1522; 1546)	Sebastian FRANCK (1542)
2 Kor 3: „Denn der buchstabe todtet, aber der geyst macht lebendig.“ (WA, Deutsche Bibel, Bd. 7, S. 146)	<i>Paradoxon 121</i> : „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.“ (Franck 1995, S. 191)
„So aber das ampt das durch die buchstaben todtet, und ynn die steyne ist gepildet, klarheytt hatte, also, das die kinder von Israel nicht kundten ansehen das angesicht Mose, umd der klarheytt willen seynis angesichts, die doch auffhoeret, wie solt nicht viel mehr das ampt, das den geyst gibt, klarheytt haben?“ (ebd.)	<i>Paradoxon 1</i> : „Daraus folgt, dass alles nur ein Bild und Schatten ist, von weitem entworfen, was man von Gott schreibt oder sagt.“ (Franck 1995, S. 21) <i>Paradoxon 121</i> : „Es ist alles nur ein Bild und Schatten davon, was man reden, regeln, schreiben oder lesen kann, von weitem entworfen.“ (ebd. 192)
Anmerkung Luthers: „Buchstaben lernen, ist, das blos gesetz und werck lernen, on der gnade gottis, erkenntnis, dadurch wirt alles verdampft, und des tods schuldig erkandt, was der mensch ist und thut. Denn er kann on gande Gottis nichts gutts thun.“	<i>Paradoxon 121</i> : Darum muss man die Schrift nicht nach dem Wesen des Buchstabens verstehen, sondern ihre Gelegenheit, ihr Objekt, ihre Transition, Allegorie und alle Umstände ganz genau abwägen ...“ (ebd. 193)
„Geyst lernen, ist die gnad, on gesetz und verdienst lernen, da durch wirt der mensch lebendig und selig.“ (ebd.)	<i>Paradoxon 125</i> : „Das äußere Wort ist des inneren Schatten und Bild.“ (ebd. 197) Begründung: „Das äußere Wort ist nur um der Widersprecher willen, zu einem Zeugnis dargetan für die, welche (das innere Wort) verleugnen und nicht wissen wollen, was sie in sich selbst haben.“ (ebd. 198)
„... klar erkenntnis der gnaden und des geysts, der uns frey macht vom gesetz, buchstaben und seynen wercken, das yhr klarheit und werck müssen auffhoren.“ (ebd.)	<i>Paradoxon 173</i> : „Das Evangelium, Gottes Wort, Christus, das Neue Testament, ist keine Schrift, kein Buchstabe, sondern der Heilige Geist, eine lebendige, wesentliche Kraft Gottes.“ (ebd. 274)

Es sei hinzugefügt, dass auch die Religions- und Sprachkritik von ERASMUS von Rotterdam (1466-1536) hierher gehört – ERASMUS und FRANCK ähneln sich in manchen ihrer kirchenkritischen Meinungen (Wollgast 1995, XXXVIII). ERASMUS kritisiert 1511 jene Sprache, die m.E. gewissermaßen eine substantivische Welt konstruiert – eine Welt der Mysterien (vgl. Erasmus §132). Wenn die Sprache eine Verständigungsfunktion habe, dann sei es geradezu Torheit und Narrheit, wenn sich manche Theologen und Philosophen „*hinter einer dichten Hecke von magistralen Definitionen, Konklusionen, Korollarien und Propositionen*“ verschanzen würden: „... und halten sich ein so raffiniertes System an Schlupflöchern offen“ (vgl. Erasmus §114 und 134). Manche Definition sei berechtigt, manche bloße Haarspalterei (§115). Eine Sprachkritik wird abzuwägen haben, wo die analytische Berechtigung endet und wo jene Haarspalterei beginnt. Und die Toren selbst werden es sein, die die Sprachkritik eine Torheit, eine Haarspalterei nennen. Indes: Der Sprachkritiker kann leicht der Haarspalterei oder Häresie bezichtigt werden – das eine die Methode, ihn lächerlich zu machen (...) das andere, ihn zum Ketzer zu erklären. Grundet sich volkstümliche Leichtgläubigkeit auf Wortgläubigkeit¹⁷⁷ und mangelnde Fähigkeit zur

So stehen sich dort radikal gegenüber: Auf der einen Seite FRANCK (geb. 1499) und SCHWENKFELDT (1489-1561) sowie LUTHER und MELANCHTHON (1497-1560) auf der anderen Seite (vgl. Wollgast 1995, XXI): Mann gegen Mann, Wort gegen Wort, Argument gegen Argument, Deutung gegen Deutung.

¹⁷⁶ Der wahrhaft Gläubige misstraut dem Wort – er vertraut dem Geist, denn jener mache lebendig. Was aber ist das Werkzeug des Geistes, wenn nicht wiederum das Wort? So macht der Gläubige die bittere Erfahrung: Auch der Geist kommt nicht aus der Sprache heraus (!) Und so entsteht ein Misstrauen gegen das Wort in neuer Weise. Und der Zirkel ist perfekt.

¹⁷⁷ Inwiefern man Worten glauben oder nicht glauben darf, ist ein ethisches Dilemma – inwiefern man einem Menschen, der mir sein Wort gegeben hat, vertrauen oder nicht vertrauen darf, eine Tragik. Zumindest gilt das Prinzip von COMENIUS: „Glauben ist nicht wissen, sondern meinen, dass andere es wissen.“ (Comenius 1970) Ohne ein gewisses Vertrauen wird es nicht gehen – woher aber weiß der gesunde Menschenverstand, wo ein Trauen endet und ein blindes Vertrauen beginnt.

Sprachkritik, so gründet sich eine „Kritische Theologie“ (...) auf sprachkritische Bewusstheit. Man könnte jenen Rotterdamer Sprachkritiker einen Aufklärer nennen – aber einen, der selbst wohl nicht so ernst genommen werden wollte. FINIS. (vgl. Erasmus §188).

„Unsere tägliche Mode, unser täglich Wort gib uns heute.“
(MAUTHNER, Wörterbuch der Philosophie II, S. 96)

2.6. Modernisierung als Substantivierung – Sprachkritik in der Moderne

Ein Sprachwelt ist keine erstarrte substantivische Welt – sie ist eine verbale Welt, eine bewegte, sich wandelnde Welt. Jedoch hat sie wie jede Welt ein gewisses Beharrungsvermögen, besitzt sie eine bestimmte Trägheit. Nur zögerlich folgt stets die konservative Sprache in ihrer Bewegung der Bewegung der Welt. Sprache schwankt m.E. zwischen Beweglich- und Unbeweglichkeit, darin wohl besteht ihre spezifische Existenzweise. Es mag möglich sein, innerhalb einer kurzen Zeit z.B. in der Industrie ein völlig neues System von Maschinen zu installieren – es ist nicht möglich, in einem kurzen Zeitraum eine neue Alltagssprache zu installieren. Auch dieses Merkmal deutet auf die Nichtidentität¹⁷⁸ von Sprache und Welt hin. So bedeutet eine bloße Implementierung von Modeworten u. ä. selbstverständlich noch keine neue Sprache – die Worte sind austauschbar, ihre Neuheit eine scheinbare. Zwar kündigt sich in neuartigen Begriffen möglicherweise eine neue Zeit an, ob aber es sich wirklich um etwas Neues handelt, entscheiden nicht die Worte, sondern die Dinge und Prozesse. Allerdings – und dies ist nicht unwichtig – können Worte ideologisch die Dinge befördern und die Prozesse beschleunigen. Worte allerdings, die nach einer gewissen Zeit verschwinden und erlöschen wie ein Komet¹⁷⁹, bleiben ohne Nachhaltigkeit, gehen nicht dauerhaft in den Kulturbesitz der Sprache ein. In dieser ideologischen Anfälligkeit gegen Modewörter unterscheiden sich politische, wirtschaftliche und sozial- und erziehungswissenschaftlich praktizierte Sprachsysteme kaum. Ein gewisses Beharren auf traditionellen Sprachformen bestärkt konservative Identität – ein Trachten nach Mode¹⁸⁰ deutet eher auf eine Scheinidentität hin.

LUTHER, der selbst gegen die Wortgläubigkeit gepredigt hat, war ebenso ein Glaubender der Schrift wie ein Kritiker des blinden Glaubens. Es ist nicht zu übersehen, wie oft ein Satz bei LUTHER beginnt mit: „Das Wort ...“ (vgl. Aland 1989, S. 393ff.) Man könnte meinen, dass LUTHER nach folgendem Grundsatz urteilt: Kommt das Wort von Gott, dann ist es wahr, kommt das Wort von einem Menschen, dann stets ist es fragwürdig und irrungsvoll. Man hüte sich also vor jenen, die meinen, sie hätten ein Monopol der Deutung des Wortes Gottes.

¹⁷⁸ In HEIDEGGERS „Phänomenologischen Interpretationen zu Aristoteles“ (Vorlesungen 1922) findet sich allerdings ein Zusammendenken zwischen Sprache und Welt in feinsinniger Weise. „Das faktische Leben ... spricht die Sprache der Welt, sooft es mit sich selbst spricht.“ (Heidegger 2003, S. 21) Wenn man ernsthaft der Formulierung glauben darf, so gäbe es eine Analogie zwischen der Sprachlichkeit der Welt (SpI) und einer Sprachlichkeit des Lebens (SpII). Und: das Leben „spricht die Sprache der Welt“ – es gäbe zudem offensichtlich eine behauptete Äquivalenz, ein Minimum an Ähnlichkeit. Das von HEIDEGGER in einer möglicherweise poetisch gemeinten Nebenbemerkung gestreifte Problem ist m.E. höchst schwerwiegend und müsste systematisch entfaltet werden. Auch wäre zu bestimmen, worin sich Sprache und Sprachlichkeit unterscheiden.

¹⁷⁹ Kritische *Sprachlichkeit* ist immun gegen modernistisches *Sprechen*. Ihre kritische Haltung besteht in einem gewissen Konservatismus. Dort, wo mancher meint, einen Modernismus benutzen zu müssen, stößt diese Mentalität auf eine Sprachlichkeit, die es nicht nötig hat, sich mit neuen Worten zu schmücken. Die Gelassenheit der Sprache ist die Falsifikation des gedankenlos Gesprochenen. Verklingen die Modernismen nach einiger Zeit von allein, so ist dies das Eingeständnis geringen Geistes. Was bleibt, ist eine gewisse konservative Sprache, geprägt häufig durch klassische Philosophie und Literatur.

¹⁸⁰ Die Kritik von MAUTHNER ist sarkastisch und überdehnt die Argumentation. Dennoch sind die betreffenden Symptome nicht zu übersehen. Institutionen produzieren eine gewisse sprachliche Mode – und was gleichfalls interessant ist: So, wie die Modebegriffe gekommen sind, verschwinden sie auch wieder – bis neue Modernismen an ihre Stelle treten. So wurde das Zauberwort „Schlüsselqualifikation“ abgelöst durch den schillernden Begriff „Kompetenz“. Das Modewort der Erwachsenenpädagogik in den 90er Jahren war der Begriff Akquisition – geblieben ist die dazugehörige Praxis der Generierung von Projekten, nahezu verschwunden inzwischen ist das vordergründige Wort aus dem alltäglichen Sprachgebrauch. Das Modewort einiger Beruflicher Didaktiken der letzten Jahre ist der Begriff Evidenz – ein Versuch der Kreation einer evidenzbasierten Didaktik. Geblieben davon ist wenig – weder Wort noch Geist, bestenfalls eine Ahnung, dass Evidenz ein nicht

„Wissen-Schaffen“, die darauf angewiesen sind, bloße Modeworte als neue Erkenntnisse auszugeben, gleichen den Mechanismen industrieller Werbung und Imagekampagnen der Politik. Beides hat mit Wissenschaft nichts zu tun. Der Dresdener Logiker und Didaktiker Harald ZIMMER (1934-1995) hat bereits in den 80er Jahren öffentlich an der Universität angemahnt: „... eine Wissenschaft, die kein Wissen schafft, ist keine Wissenschaft“. Der skeptische Leser wird in Zeiten digitalisierter Wissenschaft nachhaltig prüfen müssen, was Erkenntnis – was bloße Worte – was vergängliche Mode ist. Eine kritische Selektion muss gelernt werden. Dafür noch gibt es zurzeit kaum eine verlässliche Didaktik¹⁸¹ – eine Gelehrsamkeit kritischen Lernens und Lehrens im Internet. Didaktik und auch ihre Pädagogik selbst müssen sich an *erkenntnistheoretischer* und *methodenkritischer* Substanz messen lassen, wenn sie heute übliche Lern- und Lehrweisen kritisieren wollen. Sie werden nur dann eine didaktische Vereinfachung von Medien- und Theoriekritik bewirken können, wenn sie gegen sich selbst theoriekritisch sind [...] Möglicherweise werden jene „neuen“ Lehr- und Lernweisen in viel höherem Maße sprachkritisch argumentieren müssen, als klassische Didaktiken zu früheren Zeiten. Und: Die philosophische (!) – nicht nur rhetorische oder kulturkritische – Sprachkritik selbst bedarf einer gewissen Didaktisierung im guten Sinne: ein solch vielschichtiges Phänomen wie die Sprache verlangt nicht wenig nach einer didaktischen Komplexitätsreduktion. Dazu wird eine Didaktik nur dann in der Lage sein, wenn sie sich jener Komplexität¹⁸² von Sprache in neuer Weise versichert. Johann Friedrich HERBART (1776-1841) betont 1841 in §2 der „Pädagogischen Vorlesungen“, der Unterricht brauche mehrere Mutterwissenschaften – zumindest die „praktische Philosophie“ und die Psychologie. „Jene zeigt das Ziel der Bildung, diese den Weg, die Mittel und die Hindernisse.“ (Herbart 1976, S. 229) Insofern könnte man m.E. behaupten: Bildungstheorie ohne Philosophie bleibt blind, Lerntheorie ohne Psychologie leer. In diesem Spannungsfeld *psychologischer* Orientierung einerseits und *philosophischer* Grundlegung andererseits haben sich Pädagogik und Didaktik entwickelt – und in den Proportionen an philosophischem, psychologischem sowie soziologischem Gehalt unterscheiden sich die Pädagogiken voneinander – bis heute (...) Schleichend hat sich daraus allerdings ergeben, dass ein Gemenge an nicht immer miteinander zu vereinbarenden Begriffen aus jenen Wissenschaften übernommen worden ist. Eine begriffs- und ideologiekritische Prüfung der Fachsprachen der Erziehungswissenschaften¹⁸³ erscheint unabdingbar: Welche solcher Begriffe sind allgemeine wissenschaftstheoretische Grundlage, welche Teil einer wirklich originären Fachsprache – welche Beiwerk, welche bloße Modernismen?

unwichtiges berufs- und bildungswissenschaftliches Problem sein könne (...) Weitere Beispiele an Modernismen ließen sich nennen: Eine Geschichte von Wortschicksalen, die beschädigt wurden, noch ehe sie sich etablieren konnten.

¹⁸¹ So sind alle Bemühungen einer gezielten „Arbeit an und mit Begriffen“ in Vorlesungen und Seminaren immer auch sprachkritischer Natur. Ursachen für Definitionsfehler jedoch sind vielfältig – dazu gehören logische Mängel und sprachliche Einseitigkeiten ebenso wie weltanschauliche und methodologische Schwächen. Damit sei gesagt, dass Definitionsfehler allein nicht durch Beseitigung logischer Mängel bewältigt werden können, solange die weltanschaulichen Untiefen unangetastet bleiben.

¹⁸² Als Prinzip m.E. gilt: Jeder Komplexitätsreduktion muss eine Komplexitätskonstruktion vorausgehen. Es besteht ein großer Unterschied darin, ob man eine schon beschränkte Komplexität reduzieren wolle, oder ob man sich zuvor der komplexen Dimensionen vergegenwärtigt. Man denke jenen Mechanismus zu Ende, was aus der Reduktion von Reduktionen folgen würde.

¹⁸³ Dort, wo auf Konferenzen die Sprachlichkeit von Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften und Erziehungswissenschaften aufeinander treffen, entsteht nicht selten eine vielschichtige Sprachskepsis, eine latente Sprachkritik, mitunter ergeben sich Sprachkonflikte. Pädagogen verhalten sich häufig sprachkritisch gegen Philosophie und Soziologie – jene ebenso kritisch gegen eine unkritische Erziehungswissenschaft. Interdisziplinarität ist stets von konfliktreicher Sprachkritik begleitet, ehe sich eine gewisse gemeinsame Sprachlichkeit einstellt.

2.7. Sprache als Druckerschwärze des Gedankens

Sprache ist unübersehbar ein herausragender Gegenstand klassischer Pädagogik. Die Klassizität von Philosophie und Pädagogik auch besteht in jener kunstvollen Sprachkultur, die wir nicht zuletzt wegen ihrer originären Sprachkraft als klassisch empfinden. Dass eine solche Sprache die „Druckerschwärze der Stimme“ sei, ist ohne Zweifel von hoher Motivationskraft für Lehren und Lernen (vgl. Comenius 1961, S. 290; vgl. Comenius 1997, I, S. 115). „Atramentum didacticum diximus esse Praeceptoris Vocem.“ (Comenius, *Didactica magna* 1997, Cap. XXXII, 16) Der Gedanke stammt aus der „Großen Didaktik“, könnte aber auch einer der philosophischen Schriften entlehnt sein. COMENIUS¹⁸⁴ selbst ist ein Musterbeispiel für den funktionalen Zusammenhang der Klarheit des Gedankens und Klarheit der Worte. Je klarer die Idee, umso überzeugender das Gleichnis. Mit dieser und zahlreichen anderen Metaphern hat COMENIUS seit dem 17. Jh. manches bei vielen werdenden Lehrern und ihren Schülern bewirkt. Theologische und pädagogische *Lehrkunst* erscheinen somit lange Zeit notwendig als eine *Sprachkunst*. Und ein Lernen erscheint als Bemühen, diese äußere Kunst und jenen inneren Geist der Sprache zu erwerben. Als gebildet gilt, wer eine Sprache kunstvoll beherrscht. Sprache sei ein untrüglicher Indikator für Geist und Bildung. Allerdings fragt sich, ob COMENIUS mit dem Gleichnis tatsächlich *nur* die rhetorische Seite der Sprache gemeint habe? Beziehungsweise, ob das o.g. Gleichnis der Druckerschwärze *nur* rhetorisch interpretiert werden darf? Reduziert sich mithin Sprachkritik im Unterricht lediglich auf eine rhetorische Kritik des gesprochenen Wortes? – Dies wäre in Hospitationen näher zu prüfen. Sprachkritik – recht verstanden – beginnt dort, *noch ehe* der Lehrer das erste Wort gesprochen hat. Die *innere Stimme* (*praeceptoris vocem*) bereits geht der äußeren Sprache voraus. Philosophische Sprachkritik fragt nach jener Geisteswelt des Lehrers, welche dann sich in der üblichen Unterrichtssprache äußert. Die als bloß rhetorische Kritik erscheinende Bewertung der Sprache ist nicht selten der Beginn einer Kritik der *Begrifflichkeit*. Auch für den Lehrer gilt, dass die Grenzen seiner Sprache eine Grenze seiner Welt markieren (WITTGENSTEIN). Die Sprache verrät die Art und Weise des Denkens. Den sprechenden Worten gehen die denkenden Begriffe voraus. In nicht geringem Maße ist deshalb Lehrerbildung Sprachbildung – und Grundlage der Sprachbildung ist Begriffsbildung. Der Lehrer arbeitet an und mit Begriffen – Begriffe unterliegen so im Unterricht einem Wechsel sprachlicher Bestimmung. Hier oder nirgendwo sonst werden Sprache und Sprachkritik vorbereitet. Das Lehren ist a) eine Sprachkritik des Lernenden – Lernen b) eine sprachkritische Beobachtung des Lehrens. Jener bedarf des Lehrers nicht mehr, der zu eigener Sprachkritik fähig geworden ist

„Über die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene
Verhunzung der deutschen Sprache ...“ (SCHOPENHAUER)

2.8. Gegenstand & Mittel - Versuch einer bildungstheoretischen Reflexion der philosophischen Sprachkritik

Dort wo die Sprachkritik von MAUTHNER zur Bildungskritik wird, geht sie tiefer. Rhetorische Kritik des Sprechens und Schreibens ist wichtig und eine bleibende Begleiterscheinung geistiger Erziehung –

¹⁸⁴ Auch darf COMENIUS nicht auf sein didaktisches Schrifttum reduziert werden. So ist die „Janua rerum“ (1681) – jene „Pforte der Dinge“ – im Unterschied zu seiner berühmten Didaktik eher wenig bekannt. In der „Pforte“ heißt es feinsinnig bei COMENIUS: „[...] Die Dinge sind gewissermaßen in sich selbst. [...] Die Begriffe sind Abbilder der Dinge im Geiste ... [...] Die Worte aber sind Gefährte der Begriffe des Geistes zum Geist des anderen.“ (Comenius 1989, Kap. XII, S. 68) Worte und Begriffe kann man sich demnach m.E. vorstellen als Wege und Pfade in einem Labyrinth der Dinge – als Teil in einem „Labyrinth der Welt“ (ebd. S. 159) Der Herausgeber der deutschen Ausgabe hat nicht unrecht, wenn er darauf aufmerksam macht, dass der Begriff „Labyrinth“ eine Schlüsselfunktion für das Welt- und Sprachbild von COMENIUS besitzt (vgl. SCHADEL 1989, S. 159).

aber sie ist nicht alles. Dort, wo man sich unter Sprache nur ein funktionales Mittel, ein bloßes Werkzeug¹⁸⁵ vorstellt, unterschätzt man Sprache. Man bleibt unter dem Anspruch der Kunst. – Sprache ist Gegenstand und Inhalt in wechselnder Bestimmung. Sprachkunst ist nicht nur ein *rhetorisches Regelwerk*, wie etwas gesagt werden sollte – es ist auch eine *philosophische Reflexion*, wie Gedankeninhalte so in Sprachinhalte umgesetzt werden müssen, dass die Authentizität einer Idee gewahrt bleibt. Insofern waren alle Klassiker in ihrem Stil des Schreibens nicht nur gute Rhetoriker, sondern meist geistvolle Denker. Wenn SCHOPENHAUER von einer „*methodisch betriebenen Verhunzung*“ der Sprache spricht, dann meint er,¹⁸⁶ dass mit einer permanent unphilosophischen Handhabung der Sprache oft eine auch Verhunzung des Sprechens und Denkens einhergeht. Oder noch deutlicher: Eine verhunzte Sprache ist ein Indiz für einen verhunzten philosophischen Geist. Alle elegante Rhetorik ist nichts wert, wenn der Inhalt nichts taugt. Zugleich täuscht mitunter eine originäre Rhetorik über mangelnde inhaltliche Originalität hinweg. Hinter den Inhalt zu kommen, ist schwerer, wenn der Wohlklang der Worte das kritische Hören erschwert. Von Martin HEIDEGGER stammt der folgende bekannte Aphorismus im Gespräch mit einem Kollegen, der meint: „Meine Frau redet und redet den ganzen Tag.“ – „Und was redet sie denn“, fragt der andere. „Ja, das sagt sie nicht.“ – Übertrieben könne man sagen, dass es auch manchen Lehrer gibt, der redet und redet [...] – Wer redet, aber nichts sagt, mag ein guter Redner, aber kein guter Lehrer sein. Ist die Kunst der *Arbeit am Inhalt* des Gedankens weniger wichtig, als die *Arbeit an der Formvollendung* des Gedankens? Erst der Unterschied zwischen der Innerlichkeit des Denkens und dem äußeren Sprechen vermag deutlicher auf den Zusammenhang von Inhalt und Form hinzuweisen:

⇒ *Denken* ist die Möglichkeit, eine Tatsache mit vielen Begriffen und Bildern sagen zu können – *Sprechen* ist die Entscheidung für einen einzigen Begriff. Nicht zufällig nennt man einen solchen Begriff mitunter ein *treffendes Wort*. Besteht aber die Treffsicherheit in der rhetorischen Brillanz oder in der inhaltlichen Klarheit? – Sie resultiert praktisch aus Beidem. Erst auf der Grundlage dessen, *was* ich sagen will, kommt anschließend die Überlegung, *wie* ich es sagen muss, damit es dem geistigen Anspruch gerecht werde. Zuerst muss der Mensch wissen, was er sagen – danach, wie er es sagen will: Dieses ist der Inhalt – jenes die Form. Jenes lehrt die Rhetorik – dieses die Logik. Wer beides beherrscht, ist unschlagbar. Und jener ist dann auch der bessere Lehrer. Und der Lernende begreift nicht selten das, was gesagt werden soll, über den Weg, wie es gesagt wird.

¹⁸⁵ So ist eine Überbetonung des Werkzeugcharakters der Begriffe kontraproduktiv – so nützlich seinerzeit die Erkenntnis der Mittelfunktion der Begriffe gewesen ist, so wichtig ist und bleibt es, darauf hinzuweisen, dass Begriffe – ehe sie Mittel sein können – immer erst ein Inhalt sind, an dem der Geist sich abarbeitet. Ehe ein Handwerkszeug Mittel wird, bedarf es als Arbeitsgegenstand einer Bearbeitung – wird zunächst eine Vielzahl von Gegenständen zusammengesetzt zu einem Dinge, welches nunmehr ggf. die Funktion eines Mittels erlangt. Die Funktionen der Teile ergeben die Funktion des Ganzen: So entstehen aus Wörtern Aussagen und aus Aussagen Systeme. Die Mittelfunktion der Sprache bedarf einer Differenzierung: der Werkzeugcharakter des Wortes ist ein anderer als die Funktion der Aussage oder die Potenz eines Systems. Im *Werkzeugkasten des Denkens* liegen die Dinge oft dicht beieinander. Es wäre eine lohnende Aufgabe, ihre Mittelfunktion exakter zu unterscheiden. Es muss schon viel in der Sprache angelegt sein, ehe sie Mittel der Erkenntnis werden kann.

¹⁸⁶ Das Zitat einer *Verhunzung* ist entlehnt dem geistvollen Buch von Volker Spierling mit dem bescheidenen Namen „Schopenhauer-ABC“ (Leipzig 2003, S. 205). Wenn NIETZSCHE später an wenig bekannter Stelle in der Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches“ das Wort „S p r a c h - V e r l u m p u n g“ benutzt, so ist er auch von SCHOPENHAUER beeinflusst (KSA 14, S. 163). SCHOPENHAUER meint eine rhetorische Verhunzung – MAUTHNER eher eine philosophische Verhunzung. In der „Fröhlichen Wissenschaft“ setzt sich NIETZSCHES Sprachkritik fort: Eine Art Offiziersdeutsch sei in Deutschland Mode geworden (KSA 3, S. 461). „Sicher ist, dass die Deutschen sich jetzt im Klange ihrer Sprache militarisieren ...“ (ebd. S. 462). So geht mit einer Verbalisierung der Sprache eine *Operationalisierung* einher: Stereotype sagen, was zu tun sei. Rationale Sprache und rationales Handeln treten miteinander in eine Wechselbeziehung. Der Typ einer Befehlssprache – einer „Commandosprache“ – entsteht: zuerst im Militär, dann in der rationalen Wirtschaft und im Unterrichtswesen, schließlich in der Welt der Computer.

2.9. Beobachtungssprache – Beschreibungssprache – Erklärungssprache – Drei Bilder der Welt (...)

War ursprünglich in der Frühzeit der Naturforschung eine Vermischung von Beobachtungs-, Beschreibungs- und Erklärungsaussagen üblich, so streben die Naturwissenschaften sowie die Geistes- und Sozialwissenschaften der Gegenwart eine zumeist strenge Unterscheidung der geeigneten Begriffe an. Dieser Umstand resultiert vermutlich aus einer Fehler- und Methodenkritik, die ermittelt hat, dass es die Güte von Theorien negativ beeinflusst, wenn bereits in der Phase der Beobachtung¹⁸⁷ und Beschreibung jene Begriffe vorverwendet¹⁸⁸ werden, die aus Erklärungssprachen oder Theoriesprachen stammen. Wird dies nicht beachtet, so mischen sich unbewusst erklärende Aussagen – die eine Kausalität vorwegnehmen, die zum Zeitpunkt der Beobachtung als solche gar nicht sagbar ist – in die Beobachtung und Beschreibung. Auf die Frage „Was haben Sie bei diesem Demonstrationsexperiment beobachtet?“ antworten ungeübte Chemiestudenten im Labor möglicherweise, dass eine Dissoziation der elektrolytischen Verbindung stattgefunden habe. Die Reaktion des Professors ist erwartungsgemäß, dass er darauf aufmerksam macht, dass allein durch *Beobachten* nicht erschlossen werden kann, ob es sich um eine Dissoziation handelt. Ähnliches lässt sich für psychologisch und soziologisch intendierte Beobachtungen anführen. So könne man nicht *beobachten*, dass sich ein Lehrer im Unterricht sarkastisch oder aggressiv gegenüber den Schülern verhält. Das, was *primär* beobachtet und in Protokollsätzen festgehalten werden kann, sind z.B. gewisse Äußerungen, aus denen sich *sekundär* im Kontext anderer Indikatoren auf einen bestimmten Unterrichtsstil schließen lässt. Eine strenge Unterscheidung von Beobachtungs-, Beschreibungs- und Erklärungsaussagen ist mithin in der Gegenwart in allen Disziplinen üblich – sie deutet auf eine bewusste Reflexion in der funktionalen Benutzung der geeigneten operationalen Begriffe hin: „Beschreiben Sie ...“ oder „Erklären Sie ...“ sind insofern verschiedene Schritte der Analyse. Was die adjektivische Sprache anbelangt, in der die Beobachtungen protokolliert werden, so wäre m.E. sinnvoll zwischen *Eigenschaften* und *Merkmalen* zu unterscheiden. Alltagssprachlich ist eine solche Unterscheidung nicht üblich, wissenschaftliche ist sie notwendig. Eine Eigenschaft wäre das, was einem Ding objektiv zukommt – ein Merkmal dagegen dasjenige, was ein Beobachter als beschreibendes Attribut subjektiv hervorhebt. So kann ein Objekt ein hohe Zahl an verschieden starken roten Färbungen aufweisen – jede Färbung also eine eigene originäre Eigenschaft (E) darstellt – der Beobachter jedoch nicht für die Zahl $E_{(n)}$ der Färbungen über eine gleich große Anzahl an Merkmalen $M_{(n)}$ verfügt.

¹⁸⁷ Mit der Schulung des Beobachtens und der Sensibilisierung der sprachlichen Fähigkeiten von Beobachtungsaussagen haben wir es mit einer Verfeinerung der natur- und sozialwissenschaftlichen Forschung zu tun. Beobachtung ist nicht alles in der empirischen Forschung, aber ohne Beobachtung ist alles andere nichts. Das, was beobachtet worden ist, verleiht einen hohen Grad an Vertrauen und eine starke Identifizierung mit den Beobachtungsaussagen. Dies aber setzt einen subtilen Gebrauch der „Beobachtungsausdrücke voraus“, wie diese Paul FEYERABEND 1965 nennt. Eine Beobachtungssprache wäre demnach ein System spezifischer Beobachtungsausdrücke. Vergleiche dazu die erstmalige deutsche Übersetzung des Textes von FEYERABEND „Probleme des Empirismus“ (I) (Stuttgart 2002, S. 53-55). Nicht uninteressant ist, dass Rudolf CARNAP und Paul FEYERABEND davon ausgehen, dass in der Physik der Gegenstand der Beobachtungssprache die „physikalische Dingwelt“ sei (ebd. S. 55). Beobachtungen lassen sich somit wesentlich von einem (prä-)adjektivischen Bild der Welt leiten, ehe sie zu einem kausalen Bild der Welt fortschreiten und zu Erklärungsaussagen verdichtet werden: Stets sind es Merkmale, die durch ihre Veränderungen dem Beobachter *a u f f a l l e n*. Nur das, was auffällt, wird empfunden und also beobachtet. In einer ersten Fassung von Beobachtungsfragmenten werden lediglich umgangssprachliche Adjektive notiert, die dann nach Bedarf zum Zweck der ordnenden Beschreibung verschiedenen Substantiven zugeordnet werden.

¹⁸⁸ Der radikale Konstruktivismus behauptet, dass bereits jene Aussage, noch ehe sie in einer Beschreibungssprache formuliert wird, bereits *vorverstanden* sei. Man könne sich demnach gar nicht voraussetzungslos für ein bestimmtes Wort entscheiden. Bereits in dem bewussten Vermeiden eines Theoriebegriffs der Erklärungssprache ist mithin ein Moment enthalten, dass eben dadurch die Dinge vorverstanden sind. Das bedeutet, dass der Beobachter seine wissenschaftliche Biographie schwer wird verleugnen können. Er kann Subjektivität zwar nicht vermeiden, aber er sollte sich ihrer Gefahr bewusst sein.

Die Menge der tatsächlich sprachlich möglichen Merkmale $M_{(m)}$ ist mithin stets geringer als der Umfang der Eigenschaften $E_{(n)}$. Wir sehen also mehr, als wir zu sagen wissen. Aber wir sehen weniger, als zu sehen ist. Dies gilt analog für Beobachtungen und Beschreibungen aus der Sicht der Geistes- und Sozialwissenschaften. Während fortgeschrittene Beobachtungsaussagen m.E. eine eher adjektivische Sprache benutzen, so deuten beschreibende Aussagen darauf hin, dass die Adjektive nun die Gestalt von Substantiven als Träger von Attributen einnehmen. In Beschreibungssätzen wird dem Attribut ein Subjekt zugeordnet – es vollzieht sich eine *Substantivierung* der adjektivischen Welt. Geraten ferner die Eigenschaften und Dinge in Bewegung, so bedarf dies einer Begründung jener Wirkungen durch Ursachen. Diesen regressiven Schluss von den beobachteten Wirkungen auf die nichtbeobachtbaren Ursachen nennt man gewöhnlich Erklären. Deshalb entsteht nach MAUTHNER mit der adjektivischen Welt die typisch kausale Denkweise (Mauthner, Wörterbuch I, S. 13). Der Übergang von der einen in die verbale Welt vollzieht sich kleinschrittig. „Die Bindung der Empfindungen zu Einheiten durch die Tätigkeit des Gedächtnisses könnte man (etwas kühner als vorhin der Ausdruck adjektivische Welt war) die *verbale Welt* nennen.“ (ebd.) – Und MAUTHNER folgerichtig: „Oder mit einer verwegenen Gleichsetzung von Tätigkeit und Wirksamkeit: die *kausale Welt*.“ (ebd.) In der Regel versteht man unter Erklärung schlechthin eine Rückführung einer Wirkung auf Ursachen (...) So genügsam erscheint der Verstand – so anspruchsvoll erscheint zugleich die Suche nach den ursächlichen und letzten Ursachen (...) Mit dem Erklären geht ein Operationalisieren einher – die Bewegtheit der Dinge verlangt nach einer neuen Sprache: Welche geistigen Operationen sind aufzuführen, wenn etwas erklärt werden soll. Dies ist nur in einer verbalen Sprache möglich. Um Entstehen und Vergehen, Entwicklung und Wandlung, Ursache und Wirkung beschreiben und schließlich erklären zu können, benötigt der Verstand geeignete Verben¹⁸⁹. Fehlen solche Verben in lückenhaften Aussagen, bleibt eine Erklärung leblos und für einen Leser fragwürdig. Als Schlussfolgerung daraus lässt sich ableiten, dass eine sprachliche Übersetzung von Beobachtungen in Beschreibungen und von unbestimmten¹⁹⁰ und bestimmten Beschreibungen in Erklärungen Übung und sprachliche Sensibilität erfordert. Selbst der Naturwissenschaftler analysiert hier sprachliche Handlungen – ist er auf seine Weise, wenn er Sprache reflektiert, spezifischer Sprachkritiker. Es ist die Versprachlichung der Beobachtungen in Protokollaussagen, die ihn zum Sprachkritiker seiner selbst macht. Die strenge Erziehung naturwissenschaftlichen Denkens ist auch eine Erziehung zu einer strengen Sprachlichkeit – deshalb gehören Protokolle der Laborversuche zur Schule der Naturwissenschaft und Technik zu einem jeden Studium. Das Labor als eine Welt en miniature hat seine eigene Sprachlichkeit – eine Verflechtung verbaler und nonverbaler, mündlicher und schriftlicher Rituale.

¹⁸⁹ Die Substantive „Ursache“ und „Wirkung“ sind der üblichen Gegenwartssprache eigen, schwieriger verhält es sich mit den zugehörigen Verben „verursachen“ und „bewirken“. Aussagen, wie: U i s t eine Ursache für W“ erscheinen lebendiger und wirklichkeitsnäher, wenn man besser formuliert: Die Veränderung (V) wird verursacht durch (U) bzw. die Veränderung (V) wird bewirkt durch (U). Es wäre allerdings zu prüfen, ob hier „verursachen“ und „bewirken“ dasselbe bedeuten. Beobachtbar ist zumindest eine häufigere substantivische Denk- und Sprechweise, seltener eine verbale Beschreibungs- und Erklärweise.

¹⁹⁰ Auf den Unterschied zwischen unbestimmten Beschreibungen und bestimmten Beschreibungen hat 1919 bereits Bertrand RUSSEL in der „Einführung in die mathematische Philosophie“ (wörtlich: Mathematical philosophy) hingewiesen (vgl. Russel 2006, S. 187ff.). Verfeinerter kann man m.E. den Gang vom Beobachten über das Beschreiben zum Erklären als eine fortschreitende Zunahme an *Bestimmtheit* deuten. Denkt man dies aber konsequent weiter, so lässt sich m.E. behaupten, dass jede Bestimmtheit neue Fragen aufwirft – also neue Unbestimmtheit erzeugt (...)

Beobachten	a) Etwas: E ₍₁₎ hat das Merkmal M ₍₁₎ (sinnliche Gewissheit) b) Etwas Ähnliches: E ₍₁₎ und E ₍₂₎ haben ebenfalls das ähnliche Merkmal M _(n) (unbewusstes Abstrahieren)	Beobachtungsfragmente/-sprache: = Beobachten einer adjektivischen Welt“
Beschreiben	a) unbestimmte Beschreibungen (das unbestimmte Etwas) b) Ein bestimmtes Ding D ₁ hat das bestimmte Merkmal M ₍₁₎ c) Die beschriebenen ähnlichen Dinge D _(n) haben ähnliche Merkmale M _(n) . = Erhöhung der Repräsentativität (n)	Beschreibungssprache: = substantivisch orientiert sowie adjektivisch intendiert
Erklären	Bsp. 1: Die beobachteten Eigenschaften E _(n) haben <i>alle</i> ihre Ursache in einer bestimmten Struktur S _(n) . Alle Wirkungen werden <i>verursacht</i> – alle Folgen werden <i>bewirkt</i> . Bsp. 2: Die wiederholt beobachteten Verhaltensweisen von Menschen mit dem Merkmal M haben <i>alle</i> ihre Ursache in der Erziehung und Sozialisation in früher Kindheit (psychoanalytische Hypothese)	Erklärungssprache/Fachsprache: verbal orientiert, unter Nutzung definierter Kategorien (Attribute, Substantive, formale Zeichen) Wenn-dann-Aussagen und Je-desto-Aussagen sind typisch für ein = <i>verbales Bild der Welt</i>
Verstehen	Bsp.: Ich kann jenes beobachtete Verhalten nicht <i>billigen</i> , aber ich kann den Menschen <i>verstehen</i> , weil es uns bekannte und uns nicht bekannte Ursachen geben mag, die zu jener Verhaltensweise geführt haben. Das Einzigartige kann man nicht erklären, das Einmalige muss man verstehen, indem man es deutet.	Das Einzigartige lässt sich nicht mit einer bereits verallgemeinerten adjektivischen, substantivischen und verbalen Fachsprache deuten. Dieser Mangel der „ <i>Allgemeinsprache</i> “ ist eine Grenze des Verstehens des Nichtallgemeinen.

Es wäre in einer späteren Untersuchung zu prüfen, ob mit dem Übergang vom Beobachten zum Beschreiben sowie vom Erklären zum Verstehen ein subtiler Wechsel der Bilder der Welt vorgeht. Es sind die originären Aussageformen der Beobachtungs-, Beschreibungs- und Erklärungssätze, die auf gewisse Verschiebungen und Modifizierungen der Bilder der Welt hindeuten. Es könnte zudem sein, dass die Erklärung qualitativ originärer, quantitativ jedoch ärmer ist als die Beschreibung. In dem Streben nach Erklären werden scheinbar nicht relevante Beobachtungen getilgt, die bereits in den Beschreibungen nur noch unvollständig auftauchen. Die Erklärungen erscheinen als die „echte“ wissenschaftliche Stufe der Erkenntnis – Beschreibungen als eine lediglich vorwissenschaftliche Stufe. So MAUTHNER: „Die Beschreibung fügt hinzu, was vom Standpunkt der Logik überflüssig ist. Die definierende Erklärung ist mit ihren beiden Begriffen (Gattungs- und Artbegriff – D.G.) das knappste *Erinnerungszeichen* für den Sachkenner und darum für den Neuling¹⁹¹ nur der Form nach verständlich.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, S. 101) Im Besitz der Erklärung verlässt der Forscher die Welt der Beobachtungen endgültig und betritt eine neue Welt. In dieser kausalen Welt fühlt er sich solange zu Hause, so lange keine neuen Beobachtungen die Richtigkeit des Erklärenden in Frage stellen. Der beobachtende Verstand wird durch die kausal bestimmte Vernunft eingeschlafert. Die Kausalität sieht nur noch bekannte Erklärungen – sie hat oft keinen Blick mehr für das originär Beobachtbare. Kausalitätsdenken aber benötigt den wachsamem Beobachter: Sie benötigt die Beobachtung des bislang ggf. nicht Wahrgenommenen (...) Wenn wir nur das sehen, was wir kennen, dann sehen wir auch dieses falsch! Ist also zunächst dem Forschungsprozess stets ein historisch bzw. biographisch bedingtes Bild der Welt vorgelagert, so kann es nicht anders sein, als dass dieses Bild im fortschreitenden Erkenntnisprozess gewissen Wandlungen unterworfen ist. Unser Bild der Welt weiß nicht, wer wir nachher sein werden. Pointiert¹⁹² lässt sich behaupten:

¹⁹¹ Der Lernprozess scheint hier einen umgekehrten Weg zu gehen als der Forschungsprozess. Während für den Forscher die Beobachtungen und Beschreibungen, wenn er die Stufe der Erklärung erreicht hat, unbedeutend geworden sind, so benötigt der Lernende das Beschreiben, um die Erklärung verstehen zu können. Nacheilende Beschreibungen haben dann möglicherweise die Form von Dekonstruktionen der konstruierten Erklärungen. Indem der Lernende den Gang der Forschung rekonstruiert, versteht er das Konstrukt. Er muss mithin von einer noch nicht verstandenen Erklärung zur Beobachtung und Beschreibung zurückkehren, um zur tieferen Erklärung vorzudringen.

¹⁹² Die philosophische Pointierung findet sich sinngemäß bei Karl MARX im „Kapital“: Indem der Mensch die Natur außer sich verändert, „verändert er zugleich seine eigne Natur“ (MEW 23, S. 192). Aus dem Naturmenschen wird der Kulturmenschen, aus der Naturalform der Arbeit ihre Berufsform, aus den natürlichen Sprachen werden die künstlichen. Sprache ist – im Wechsel ihrer Bestimmungen – an allen Differenzierungsprozessen mitbeteiligt, sie selbst ist Produkt der Teilung und Kombination von Arbeits- und Lebensformen.

Indem der Mensch sein Bild der Natur verändert, „verändert er zugleich seine eigne Natur“ (sinngemäß nach MARX, MEW 23, S. 192). Sprachformen erzeugen Lebensformen. So gibt es den (beob)achtenden Typ, den (be)schreibenden Typ, den (er)klärenden und den verstehenden Typ – Berufs- und Lebensformen, die eine je eigene Sprache generieren.

„Worte erhalten ihre bestimmte Bedeutung
bloß aus dem Gebrauch.“ (SPINOZA)

2.10. Sprachkritik als Kritik des Gebrauchs von Sprache

Alles Definieren von Begriffen wäre überflüssig, wenn man die von WITTGENSTEIN in den „*Philosophischen Untersuchungen*“ vorgeschlagene Methode befolgen würde: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch¹⁹³ in der Sprache.“ (PhU §43, ferner auch Tractatus 3.326). Vor dem Hintergrund des bekannten semantischen Dreiecks ergibt sich folgende Form einer heuristischen Frage:

- 1) Welche Bedeutung (B) ist mit diesem Wort (W) in dieser Sprache (S) verbunden? (Tielmann 2009, 246).
- 2) Nach WITTGENSTEIN: Welche Bedeutung (B) eines Wortes (W) kann aus dessen kontextuellen Gebrauch (G) dieses Wortes erschlossen werden? Das heißt, dass ein anderer Kontext einen anderen Gebrauch offeriert und somit auf eine andere Bedeutung hinweist.
- 3) Oder schließlich in operationalisierter Form: Wenn Du hinter die Bedeutung (B) des Wortes (W) kommen willst, dann schau, in welcher Weise Wort und Wortart in einer bestimmten Sprache gebraucht werden. Der Gebrauch (G) des Wortes (W) ist ein Indikator für die *Bedeutung des Wortes*. WITTGENSTEIN reduziert somit stark vereinfachend „Bedeutung“ gewissermaßen auf „Benützung“ (Tielmann, S. 245). Dass sich m.W. dieser nicht uninteressante und sehr praktisch erscheinende Gedanke¹⁹⁴ bereits bei Baruch de SPINOZA (1632-1677) im „Theologisch-politischen Traktat“ findet, mag WITTGENSTEIN vielleicht gewusst haben – indes er hat den exakten geschichtlichen Quellenbezug wie so oft nicht angegeben. Mithin wäre in einer zu schreibenden „Geschichte des Pragmatismus“ der Beitrag von SPINOZA gebührend einzubeziehen (!) Betrachtet man nunmehr die Gewohnheit, wie die Wörter a) Sprache, b) Worte, c) Zeichen¹⁹⁵ und d) Bedeutung gewöhnlich *gebraucht* werden, so ist eine

¹⁹³ STEGMÜLLER hat darauf hingewiesen, dass bei WITTGENSTEIN die Begriffe „Gebrauch eines Wortes“ und „Bedeutung eines Wortes“ in einen „unmittelbaren Zusammenhang“ gebracht werden. Zudem behauptet STEGMÜLLER polemisch, dass dessen *Philosophische Untersuchungen* zwar ein „Meisterwerk deutscher Prosa“ seien, aber „keinen einzigen Fachausdruck enthalten“ würden, was die „Lektüre als ungemein schwierig“ erscheinen lässt (Stegmüller 1986, S. 38). Auch könne mancher Text von WITTGENSTEIN als ein unsichtbarer Dialog aufgefasst werden, bei dem der Kontrahent selbst ungenannt bleibt. (ebd.)

¹⁹⁴ Das Zitat findet sich in dem „Theologisch-politischen Traktat“ von SPINOZA, entlehnt der dreibändigen deutschen Ausgabe der Werke (vgl. Meiner-Verlag Hamburg 2006, Bd. 2, S. 196): „*Worte erhalten ihre bestimmte Bedeutung bloß im Gebrauch.*“ Dass SPINOZA dort den Gedanken im religiösen Kontext der „Schrift als Gottes Wort“ entwickelt, ändert nichts an der allgemeinen Auffassung der Begriffe als *Gebrauchsgegenstände*, deren Bedeutung in der lebendigen Anwendung entschlüsselt werden kann. Was religiöse Begriffe bezeichnen, erkenne der Interpret am Gebrauch der Sakralsprache im kirchlichen bzw. theologischen Kontext. So wird auch der übliche Gebrauch des Wortes Gott gewissermaßen reproduziert, so dass sich eine gewisse Vorstellung überträgt, welche Bedeutung sich mit jenem Wort verbindet. Allerdings hat der Interpret keine Möglichkeit allein am üblichen Gebrauch zu ermitteln, ob das Wort richtig gebraucht wird bzw. ob seine Deutung korrekt ist. Gebrauch ist kein Indikator für Wahrheit, sondern für übliche Gewohnheit. Das Testkriterium „Gebrauch“ verschiebt die Entscheidung auf andere Akteure. So, wie diese anderen jenes Wort gebrauchen, glaubt der Einzelne, dass dies der übliche und also angemessene Gebrauch ist. Das Verfahren ist nicht verlässlich: Man kommt nicht dahinter, was ein Begriff (objektiv) bedeutet, sondern macht lediglich die Beobachtung, wie er (subjektiv) gebraucht wird. Aus dem intersubjektiven Gebrauch schließt der Verstand auf eine scheinbar feststehende Bedeutung. Aussagen über Brauchbar- oder Unbrauchbarkeit müssen *falsifizierbar* sein. Eine Aussage über den gewöhnlichen Gebrauch eines Begriffs, die nicht dadurch widerlegbar ist, dass ein gewisser Gebrauch falsch sei, liefert keine Auskunft über die richtige Bedeutung. Die Falsifizierbarkeit allerdings scheitert an der eigentümlichen Existenzweise mancher religiöser „Gegenstände“.

¹⁹⁵ Die Vielfalt von Zeichen ist ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung. Die Produktion von Zeichen folgt zeitlich dem Entstehen von Bedürfnissen – diese die treibende Ursache, jene die mannigfaltigen Wirkungen. AUGUSTINUS meint, dass die

Fallunterscheidung aufschlussreich. Man könnte sagen, die Bedeutung des Wortes „Bedeutung“ von a) Dingen, b) Zeichen¹⁹⁶ und c) Bedeutungen zeige sich im Gebrauch jener Wörter.

Eine gewisse Willkür ist nicht zu übersehen, die Folgen nicht zu verkennen. Das sogenannte semantische Dreieck kann als anschaulicher Versuch beurteilt werden, eine gewisse Ordnung zu schaffen. Dennoch gibt es vielfältige andere Varianten an Zuschreibungen, besonders *was* ein Zeichen, *wofür* es Zeichen und *wovon* etwas Bedeutung sei (...) Schließlich auch erweist sich die Dreiecksform als zu stark vereinfachend, was sich sofort zeigt, wenn man danach fragt, von welchem Zeichen ein Zeichen Zeichen¹⁹⁷ sei (vgl. Mauthner, Wörterbuch der Philosophie II, S. 166, Stichwort „Nominalismus“). Ein Vergleich der vielfältigen Zuschreibungen liefert folgende Übersicht:

Ding	Zeichen	Sprache	Bedeutung	Kommentar
D	= Z	= Sp	= B	Alle Dinge sind Zeichen. Alle Sprache sei Zeichen. Sprache ist nichts anderes als eine Summe von Zeichen. Zeichen sind Bedeutungen. Alles ist identisch. ⇒ Das semantische Dreieck ist überflüssig.
D	≠ Z	≠ Sp	≠ B	Dinge sind nicht identisch mit ihren Zeichen. Ein Zeichen (Wort) ist nicht identisch mit einer einzigen Bedeutung: Ein Zeichen kann verschiedene Bedeutungen haben. Eine bestimmte Bedeutung kann durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden. Das scheinbar Identische ist höchst verschieden. ⇒ Das Netz an mannigfachen Zeichen einerseits und ihren vielfältigen Bedeutungen bezüglich der unendlichen Dinge andererseits ist das, was wir Sprache nennen (...)
D	Z	Sp	B	Eindeutige Zuschreibungen an Gleichheit oder Ungleichheit zwischen D, Z, Sp und B seien nicht möglich. Der spezifische Kontext (Alltagssprache, Wissenschaftssprache, Berufssprache) allein entscheidet über den jeweiligen Gebrauch. Demnach könnte ebenso einem Ding wie einem Zeichen eine Bedeutung zukommen.

Der erste o.g. Fall entspricht einem radikalen Konstruktivismus. Dass die Dinge Dinge seien, folgt ausschließlich unserer **Z u s c h r e i b u n g**. Dass manche der Dinge Zeichen seien, entspricht einer Willkür. Dass nur manche Dinge und nur gewisse Zeichen eine Bedeutung hätten, kann bezweifelt werden: Alles sei Zeichen (...) Eine derartige „konstruktive“ Weltauffassung ist legitim und originär – erscheint aber m.E. als wenig hilfreich. Weltorientierung in einer Vielfalt erfordert Differenzierung¹⁹⁸ – ein Unterscheiden von Dingen als Dinge, von Bezeichnungen der Dinge als Zeichen, von Bedeutungen

Menschen eine „Menge vielfältiger Zeichen“ (multitudinem varietatemque signorum) besitzen, „um Gedanken anzuzeigen und mit ihnen zu überzeugen“ – „an erster Stelle wohl Sprache (verba) und Schrift (litterae)“ (vgl. Augustinus, Der Gottesstaat, XXII 24; 1979, Bd. II, S. 840).

¹⁹⁶ Der Kunst des Deutens von Zeichen kommt eine besondere Methodik zu. Handelt es sich um relativ unbekannte Symbole, sind möglichen Fehldeutungen Tür und Tor geöffnet. Da solche ungebräuchliche Zeichen öffentlich nie oder nur selten gebraucht werden, gibt auch der Gebrauch kaum Auskunft über gesicherte Deutungen. Das Deuten von fremden und mithin nichtstandardisierten Zeichen erscheint als eine vage Kunst, als ein für den Ungeübten gefährliches Handwerk.

LUTHER meint, dass nur Gott zum sicheren Deuten von Zeichen in der Lage sei. Christus „ist der rechte Meister, der die Zeichen recht deuten kan, anders denn die Sternkündiger und Weissager“ (WA 34, II, S. 470). Nicht uninteressant ist zudem der Hinweis LUTHERS, dass man „bey der natürlichen deutunge des wortes bleiben“ solle (WA 19, S. 156). Dies mag etymologisch zutreffen. Man kann es jedoch einen naturalistischen Fehlschluss nennen, einen Wortklang auf seinen natürlichen Ursprung zurückführen zu wollen, um so seine Bedeutung zu erschließen. In vielen Fällen ist dies keineswegs verlässlich, wie sich leicht an manchen Kunstworten zeigen lässt.

¹⁹⁷ „Die Gattungswörter, mit denen wir eine Anzahl ähnlicher Einzeldinge bezeichnen, sind also Zeichen von Zeichen“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 166) – wörtlich: „Zeichen von Zeichen von Zeichen“ (ebd.). Und er fügt hinzu, dass die Sprache „auf metaphorischem Wege entstanden ist, dass sie bildhaft ist, die meisten Wörter Bilder von Bildern sind“ (ebd.).

¹⁹⁸ So sind 1) Grammatik, 2) Bedeutung und 3) Wirkung der Sprache Gegenstand dreier eigenständiger Zweige der Sprachwissenschaft geworden. „Die *Syntaxtheorie* rekonstruiert die grammatischen Strukturen von Äußerungen, also die Verknüpfungsregeln von Wortfolgen. Die *Semantik* fragt nach den Bedeutungsdimensionen sprachlicher Äußerungen. Und die *Pragmatik* fragt danach, was wir mit Sprache anstellen und, wenn sie klug ist, was die Sprache mit uns anstellt.“ (Hörisch 2010, S. 327) Und alle drei Methoden dieser Gegenstände fragen auf ihre Weise nach dem Zusammenhang von Sprache und Welt.

von Dingen und Bedeutungen von Zeichen. „Jedes Wort¹⁹⁹ hat eine Bedeutung“, so WITTGENSTEIN berechtigt, wenn auch einseitig. Die Geschichte der Unterscheidungsversuche reicht bis THOMAS von Aquin²⁰⁰ zurück. Man sagt nicht zufällig: Treffe einen Unterschied! Dies aber heißt: Reichere die Beschreibungen durch immer feinere Attribute an. Beobachtungen und Beschreibungen konstruieren ein zunehmend adjektivisches Bild der Welt. Erst eine hinreichend große Zahl geeigneter Adjektive erlaubt ein Unterscheiden zwischen Ähnlichkeit/Unähnlichkeit, eine Behauptung von Gleichheit/Ungleichheit.

⇒ Dem Unterschied ist ein *Wille zum Unterscheiden* vorausgesetzt. Es ist der Wille, der an der Konstruktion unserer Vorstellungen beteiligt ist. Der Wille zur Denkkraft bewirkt eine Verfeinerung der Sprache und ermöglicht ein differenzierteres Erkenntnisvermögen. Man könnte m.E. ganz allgemein fordern: Trenne sauber zwischen Entität und Bedeutung²⁰¹ dieser Entität. In Sprache wird jenes voneinander geschieden, mitunter getrennt – und wieder zusammengefügt. Jene Unterscheidungen sind mühselig und vieldeutig²⁰², aber unendlich reicher als eine grobe abstrakte Gleichsetzung des Verschiedenen. Das Problem der begrifflichen Unterscheidung²⁰³ von Gegenstand, Bedeutung und Zeichen ist ein auffallender Streitpunkt von Sprache und Sprachkritik.

¹⁹⁹ Im Typoskript (TS 239) von 1943-1944 der „Philosophischen Untersuchungen“ schreibt WITTGENSTEIN: „Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände – Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen. In diesem Bild von der Sprache finden wir die Wurzeln der Idee: Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht.“ (Wittgenstein 2012, S. 378) Betrachtet man die Formulierung kritisch, so sind die Feststellungen WITTGENSTEINS problematisch. Verkürzt bedeuten diese Aussagen: Wort = Bedeutung = Gegenstand (...)

²⁰⁰ So heißt es in *Summa contra gentiles*: „... non enim est eadem nominis significatio, cum nomen per prius conceptionem intellectus quam rem intellectam significet.“ (Liber primus, Cap. XXXV, Darmstadt 2009, S. 142). Eine frühe Unterscheidung zwischen significatio und significet ist nicht zu übersehen. „Sie haben nämlich nicht dieselbe Bedeutung, da ja das Wort unmittelbarer den Begriff des Verstandes bezeichnet als die verstandene Sache“ (ebd.), so eine modern anmutende Übersetzung.

²⁰¹ In der Literatur findet sich neben dem Begriff „Bedeutung“ zusätzlich noch das Wort „Funktion“, so bei Hellmuth PLESSNER: „Bedeutung ist die Funktion des Worts als Subjekt der Bezeichnung.“ (Plessner 2006, II, S. 104) Dazu allerdings muss man den diesbezüglichen Kontext bei PLESSNER beachten: (1) „Benennung mit einem Wort ist die Vorstellung einer Korrespondenz zwischen Wort als Lautbild und Objekt ... (2) Bedeutung eines Worts ist die die Korrespondenz zu einem Objekt. (3) Benennung gebraucht das Wort als Mittel einer Bezeichnung. (4) Bedeutung ist die Funktion des Worts als Subjekt der Bezeichnung. (5) Diesen Unterschied übersieht der Nominalismus, indem er Begriff, der bedeutet, und Namen, der benennt, unterschiedslos dem Wort gleichsetzt, welches bezeichnet.“ (ebd.) Oder in tabellarischer Form sinngemäß nach PLESSNER (Bd. II und X):

(1) „Benennung mit einem Wort:	ist die Vorstellung einer Korrespondenz zwischen Wort als Lautbild und Objekt (II, 104)
(2) „Bedeutung eines Wortes:	ist die die Korrespondenz zu einem Objekt,“ (ebd.)
(3) Benennung gebraucht das Wort:	als Mittel einer Bezeichnung.“ (ebd.)
(4) „Bedeutung ist die Funktion:	des Worts als Subjekt der Bezeichnung.“ (ebd.)
(5) „Diesen Unterschied übersieht der Nominalismus, indem er Begriff, der bedeutet, und Namen, der benennt, unterschiedslos dem Wort gleichsetzt, welches bezeichnet.“ (ebd.)	
(6) „Das Wort ...	ist Träger von Bedeutung, kein Zeichen.“ (X, 384)

²⁰² Dass viele Versuche solcher begrifflichen Unterscheidungen zu einer Einseitigkeit neigen, markiert die Schwierigkeit des Unterfangens. Solange nicht allgemein anerkannt ist, welcher Zusammenhang zwischen Wort, Zeichen, Begriff und Bedeutung besteht, wird es immer wieder aufs Neue zu Irritationen kommen. So liest man in dem Aufsatz „Das gegenwärtige Interesse der Philosophie an der Sprache“ (1966) von Helmuth PLESSNER an anderer Stelle: „*Das Wort ist Träger von Bedeutung, kein Zeichen.*“ (Plessner, Schriften zur Philosophie. 2003, Bd. X, S. 384).

²⁰³ Einer der Unterscheidungsversuche stammt von MEDER, der ein verheißungsvolles Buch mit dem Titel der Sprachspieler“ (2004, 2. Auflg.) herausgegeben hat.

Extensionale Semantik	„Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks (Zeichens) ist die Menge der Gegenstände, die er bezeichnet und damit in Beziehung auf ein Mengenuniversum selektiv vermeint.“ (ebd. S. 99)
Intensionale Semantik	„Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist die Disposition desselben im Netzwerk eines Lexikons.“ (ebd. S. 100)
Prozedurale Semantik	„Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks (Zeichens) ist die Prozedur, die intern abläuft, wenn dieser Ausdruck fällt.“ (S. 101)

Es durchzieht die gesamte Geschichte²⁰⁴ des gesamten sprachwissenschaftlichen Denkens. Im Gebrauch der Sprache erwerbe der Mensch das Verstehen ihrer Bedeutung. Das akademische Problem löst sich überraschend auf. Die theoretische Bewältigung des Bedeutungsproblems liegt in einer schlechthin *praktischen Lösung*: Schau auf den Gebrauch und es erschließen sich die Bedeutungen! Das würde heißen: Nicht²⁰⁵ das Zeichen, nicht das Ding habe eine Bedeutung an sich – sondern wie die Zeichen in Bezug auf die Dinge gebraucht werden, habe Bedeutung. Zeigehandlungen als Zeigzeichen²⁰⁶ sind demnach von doppelter Funktion: Sie sind der Gebrauch eines Zeichens, sie sind das Zeichen selbst.

„Zeichen sind (...) selbst Zeuge, deren spezifischer Zeugcharakter im Zeigen besteht“, so HEIDEGGER (Sein und Zeit, §17, 2001, S. 77). Zeigen²⁰⁷ ist dabei eine der Formen des Gebrauchs. Wodurch aber wird das bloße Gebrauchen²⁰⁸ von Sprache zu einem ethischen bzw. philosophischen Problem?

Der ethische Hintergrund resultiert aus dem Umstand, dass die pragmatische Urteilsweise suggeriert, dass es gar nicht mehr darauf ankomme, eine Bedeutung der Begriffe in Definitionen²⁰⁹ vorzuschreiben.

²⁰⁴ Ein an sichtbar an WITTGENSTEINS Tractatus anknüpfendes Beispiel stammt von Zdenek REICHL (geb. 1903). In seinem *Quodlibet* entwickelt er 1941 folgendes System von Setzungen (vgl. Sebestik 1991, S. 280-284):

0.1	Sprache ist ein System von Verknüpfungen.
0.2	Sprache ist ein System von Orten; Ausdrücke sind Orte der Sprache. Die Orte der Sprache kann man auf verschiedene Weise miteinander verknüpfen.
3.44201	Gegenstände zu projizieren bedeutet dasselbe, was Übersetzen hinsichtlich der Sprache bedeutet.
3.6031	Die Erscheinung ist ein Ort, der nicht beliebig austauschbar ist.
3.6131	Eine Erscheinung ist, was entdeckt werden kann (...) Die Ergänzung der Erscheinung ist das Ding (3.65)
4.65101	Ich sage, dass in der Sprache aus das ist, was zwischen den Sätzen ist.
7	Dass die Welt einen Sinn hat, kann ich nur behaupten. Wenn ich es behaupte, reihe ich mich in die Welt ein.

²⁰⁵ Radikal lässt sich demnach mit WITTGENSTEIN feststellen: Weder das Ding hat eine Bedeutung für sich, noch hat das Zeichen eine Bedeutung für sich, sondern die Art und Weise des Gebrauchs verweist auf eine gewisse Bedeutung, indem Ding und Zeichen in eine bestimmten Weise einander zugeordnet werden. Bedeutung wäre demnach m.E. kein „Ding“, sondern eine funktionale *Relation* zwischen Ding und Zeichen.

²⁰⁶ Diese Überlegungen zu einem System der Zeigzeichen ist m.W. vor allem von Karl BÜHLER vertieft worden (Bühler 1989, S. 31, 36, 232). Der lernpsychologischen und bildungstheoretischen Bedeutung des Zeigens steht eine völlig unentwickelte Theorie der manuellen und geistigen Zeigehandlungen gegenüber. Das Zeigen erscheint als Teil einer verbalen Welt – die Dinge zeigen sich in ihrer Bewegung. Wenn wir sagen „Es zeigt sich ...“ dann tut sich etwas. Und wenn wir hinzufügen „Sieh dort ... es zeigt sich ...“ und deuten mit dem Finger in die betreffende Richtung, so haben wir es mit zwei Formen des Zeigens zu tun. Zu prüfen wäre, ob all das, was sich zeigt oder gezeigt wird, ein Zeichen sei. Ferner wäre zu untersuchen, was es bedeutet, wenn man sagt: Ich zeige es Dir an einem Beispiel, an einer Skizze, an einer Argumentation usw. Eine Theorie des Zeigens hat nämlich zu unterscheiden, *was* eigentlich *woran* oder *womit* gezeigt werden soll. Welche Bedeutung ein Zeigzeichen hat, erschließt sich wiederum über den spezifischen Kontext, über das „Zeigfeld“, wie BÜHLER es nennt. Es gilt: „... Zeigzeichen erhalten nicht im Symbolfeld der Sprache, sondern im Zeigfeld ihre Feldwerte.“ (Bühler 1989, S. 297)

²⁰⁷ Zeichen zeigen sich oder werden gezeigt. Man verweist auf Dinge, wodurch die Handlung des Verweisen zum Zeichen wird und die Bedeutung dieses Zeichens (B I) auf eine Bedeutung des Dings (B II) aufmerksam macht. Lebensformen des Verweisen sind ein Phänomen (Heidegger, Sein und Zeit, §17, 2001, S. 76) und bedürfen einer eigenen Analyse. Wiederum steht manches dicht beieinander: Es korrespondiert das „Phänomen der Verweisung“ (ebd. S. 77) mit dem Phänomen der Dinge. Hatten wir oben gesagt, dass alles Zeichen sein könne, so kommt nun hinzu, dass manches zugleich als Phänomen aufgefasst werden kann: Die sogenannten „Phänomene Verweisung, Zeichen oder gar Bedeutung ...“ (ebd.) weiten unser Verständnis von Phänomen. M.E. kommt das Phänomen der Gegenstandsseite – das Zeichen der Sprachseite zu. Beide Seiten können potentiell durch ein (wechselseitiges) Verweisen in eine Beziehung gebracht werden. „Verweisen ist, extrem formal genommen, ein Beziehen.“ (ebd.) Verweisen steht für ein aktives Verbum, ein Zeigen auch kann unbestimmt sein: Zeichen werden gezeigt. Manches zeigt sich, was ein Zeichen sein mag. „Das Zeigen kann als eine „Art“ von Verweisen bestimmt werden.“ (ebd.) Eine Theorie des Zeichens überschneidet sich mit einer Theorie des „Verweisungsphänomens“ (ebd.).

²⁰⁸ Sprachgebrauch ist m.E. keinesfalls der sicherste Indikator für eine *k o r r e k t e* Benutzung der Sprache. Sprachgebrauch ist Produkt von Gewohnheit und Gewöhnung. Unkritisch werden Worte so gebraucht, wie man sie gerade braucht. Und schließlich gebraucht man sie so, wie man sie immer gebraucht. Erst legitimiert der Gebrauch die Gewohnheit, dann legitimiert die Gewohnheit den Gebrauch. In „Der Wanderer und sein Schatten“ (§5) verweist NIETZSCHE 1879 auf das Verhängnis des gewohnheitsfaulen, oft auch heuchlerischen Gebrauchs der Sprache (Nietzsche 2012, S. 9). Man meint, der Mensch sei jener Wanderer und die Sprache sein Schatten? – Vielleicht aber ist es eher so, dass die Sprache der vorausgehende Wanderer ist, und der Mensch ihr Schatten (...) Die Sprache selbst mag licht sein, ihr Schatten ist der Gebrauch im Nebel der Wörter.

Offensichtlich auch deshalb, weil es weltfremd wäre, wenn man im Alltag eine Bedeutung vorschreiben wolle, noch ehe ein Begriff benutzt werden dürfe. Der Pragmatismus schlägt hier eine angenehmere Methodik vor: In der verbalen und nonverbalen Kommunikation indes wird herausgefunden, welche Bedeutung dieses oder jenes Wort hat: So erlernen Kinder Sprache. So verhalten wir uns in einem Land, dessen Sprache wir nicht beherrschen. Und so auch verhält sich der Physikstudent im Labor, wenn er intuitiv die sprachlichen Anweisungen des Professors operational befolgen lernt.

Das Labor ist der Kontext der naturwissenschaftlichen Begriffe – indem man nach und nach diese Welt verstehen lernt, versteht man die Welt der Begriffe. Man lernt 1) nicht zuerst die Worte und 2) dann ihren Gebrauch, sondern beobachtet die praktische Gebrauchsweise anderer und rekonstruiert 3) daraus die übliche Bedeutung der Zeichen.

Es ist der schriftliche bzw. soziale Kontext, in welchem stets ein Wort gebraucht wird. Und es ist dies deshalb jener Kontext, aus dem der betreffende Inhalt erschlossen werden kann. Im Text und Kontext ist ein Begriff inhaltlich verortet – der Kontext (das Ganze) weist dem Begriff (dem Teil) eine gewisse Bedeutung zu. Der Weg, aus dem Gebrauch der Wörter ihre Bedeutung zu rekonstruieren, ist damit m.E. eine spezielle Form der Hermeneutik. Und sie führt – wie jede solcherart Methode – in den bekannten hermeneutischen Zirkel: Denn die Bedeutung des Kontextes ergibt sich wiederum aus den Bedeutungen der verwendeten Begriffe. Die praktische Lösung, um den Zirkel zu umgehen, ist ein trial & error. Das Definieren wird zu einer langwierigen Praxis, nicht zu einem einzigen logischen Akt. Damit aber wird Sprache auf ein nicht mehr philosophisches²¹⁰ Problem reduziert. Sprache erlernt man praktisch, in dem man den Gebrauch gewisser Zeichen²¹¹ erlernt. Auch eine wissenschaftliche Fachsprache lernt man nicht nur als Vokabeln, sondern über den Weg ihres Gebrauchs. Die Bedeutungen physikalischer Fachbegriffe könnten mithin nur von einem Physiker aus ihrem Gebrauch unter Fachkollegen erschlossen werden. Dies ließe sich auf zahllose andere Beispiele übertragen. Das Problem des Deutens ist und bleibt philosophischer Natur, ein praktisches Probieren scheint einzelwissenschaftlicher bzw. alltäglicher Natur zu sein. Der Mensch sicher benötigt beides:

- a) Entweder er macht Definitionen und prüft danach, ob sich diese im Gebrauch als tauglich erweisen.
- b) Oder er gebraucht zunächst undefinierte Begriffe in einer sozialen Interaktion und macht Schritt für Schritt aus den Stereotypen eine Definition. Definiert wird, was eigentlich schon feststeht. Definitionen indes erweisen sich schließlich als Konventionen deshalb als nützlich, weil sie das Maß an Fehldeutungen reduzieren. Eine anerkannte Definition gleicht nach WITTGENSTEIN einem unsichtbaren „Täfelchen“, welches den Dingen anhängt²¹² als ein „mechanisches Hilfsmittel“ – und so die Wiederholung erspart.

„Was heißt es nun aber, eine Definition zu benützen? Heißt es unbedingt, auf die geschriebene Definition hinschauen? Heißt es nicht: ihr gemäß das eine für das andere setzen? Denn ist nicht die

²⁰⁹ Auf das Bestreben, dass die Worte wie Definitionen behandelt werden, hat bereits LICHTENBERG in seinen Aphorismen aufmerksam gemacht (vgl. 1793, K19): „Der unermessliche Vortheil, den die Sprache dem Denken bringt besteht – dünckt mich – darin, dass sie überhaupt Zeichen für die Sache, als dass sie Definitionen sind (...) das Wort soll keine Definition seyn, sondern ein bloßes Zeichen für die Definition.“ (Lichtenberg 2005, S. 785)

²¹⁰ WITTGENSTEIN betont die Aufgabe besonders der Philosophie bei der Prüfung des Gebrauchs der Zeichen. So hat der Philosoph die Funktion, immer dann, „wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewisse Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat“ (Tractatus 6.53). Dies wäre auch die Methode der Philosophie einer Kritik der Wissenschaften – und „die einzig streng richtige“ (ebd.) Naturwissenschaftler gebrauchen Sprache, indem sie Sätze gebrauchen. Enthalten diese Sätze Zeichen ohne feststehende Bedeutung, wäre dies ein Problem der logischen Sprachkritik, wobei WITTGENSTEIN zugibt, dass „diese Methode ... für den anderen unbefriedigend“ wäre (ebd.).

²¹¹ *Definition der Sprache*: Es ist deshalb naheliegend, sich Sprache als ein System von Zeichen vorzustellen. „Sprache werde ich jedes System von Zeichen nennen, das Menschen untereinander vereinbaren, um sich mit einander zu verständigen.“ (Wittgenstein, Wiener Ausgabe, Philosophische Bemerkungen, Bd. 3, S. 274) Allerdings fügt WITTGENSTEIN hinzu, dass festzulegen ist, was man unter den Begriff Zeichen einschließt (ebd.).

²¹² Die Textstelle ist nicht ganz leicht aufzufinden. Ich zitiere aus: WITTGENSTEIN „Wiener Ausgabe. Studien Texte. Philosophische Bemerkungen, Bd. 3, S. 188 (Verlag Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 2000)

*Einsetzung auch dann gemäß der Definition, wenn das Zeichen, der Ausdruck, der Definition nicht angesehen oder vorgestellt wurde?“ (Wittgenstein 1995, S. 188) Gebrauchen und Definieren von Begriffen sind miteinander verflochten – der zunehmend eindeutige Gebrauch führt zu höherer Klarheit der Definition, ebenso wie eine exakte Definition den effektiven Gebrauch befördert. Die *methodenkritische Frage* ist, ob das Gebrauchen schlechthin ein verlässliches Kriterium für die richtige Bedeutung sein kann? Was, wenn dauerhaft ein Begriff falsch²¹³ gebraucht wird, z.B. in permanenter Verwechslung mit einem anderen Begriff? Der gleichmacherische Gebrauch verwischt dann *mehrere verschiedene* Bedeutungen – eine diesen oberflächlichen Gebrauch korrigierende Definition scheint notwendig zu sein. Und nur ein anderes Gebrauchen der neuen Definition wird nach und nach das fälschliche Gebrauchen korrigieren können. Eine Definition ist dann verstanden, wenn sie im Sinne ihres Inhalts gebraucht wird (ebd. S. 186). Soweit die instrumentelle Seite des Problems. Hinzu kommt eine ethische Reflexion dessen, was sich als ein Gebrauchen von Begriffen vollzieht. Demnach ist zunächst zu fragen, von welchen Argumenten sich Menschen leiten lassen, Begriffe in einer gewissen Weise zu gebrauchen. Jene Argumente wären es, aus denen erschlossen werden kann, welcher Grad der Entwicklung einer moralischen Begriffs- und Urteilsfähigkeit²¹⁴ vorliegt.*

a) Stufe des sanktionierten Begriffsgebrauchs: Eine relativ niedrige Stufe liegt vor, wenn ein bestimmter Begriffsgebrauch sich lediglich daran orientiert, ob man für einen falschen Gebrauch bestraft würde. Dies scheint das üblich schülerhafte Erlernen von Begriffsbedeutungen zu sein, wie es oft institutionalisierten Bildungsprozessen eigen ist. Falscher Gebrauch von Begriffen im Unterricht wird korrigiert und in Prüfungen geahndet. Ein Schüler oder Student tut mithin gut daran, zu beobachten, wie sein Lehrer diesen und jenen Begriff gebraucht. Er übernimmt aus einem stereotypen Gebrauch meist *unbewusst* jene Bedeutung, die der üblichen Verwendung entspricht. Dieser Lerntypus hat eine gewisse Kausalität zur Voraussetzung: Immer dann, wenn ein bestimmter Kontext, eine bestimmte Situation oder eine wiederkehrende Konstellation vorliegt, wird lehrhaft ein Begriff stets in einer speziellen Weise benutzt – so muss – scheinbar folgerichtig – eine eindeutige Bedeutung vorzuliegen. Das Verfahren wird in der Regel durch das Erlernen von Definitionen unterstützt, ihr Nichtbeachten entsprechend geahndet. Die Methode selbst ist nicht wenig erfolgreich, da ein richtiges Deuten belohnt, falsches Deuten bestraft werden. Auch ist ein ausgeprägtes Gedächtnis bei dieser Stufe nicht unwichtig. Die Methode des sanktionierenden Sprachgebrauchs allerdings versagt, sobald keine Strafe zu befürchten ist. Nur solange Institutionen direkt auf definierte Bedeutungen achten, ist es bei Strafe der Nichtbeachtung normal, dass man jene Regeln einhält. Mithin ist es also allein die Androhung von Sanktionen, die eine Norm des Begriffsgebrauchs regelt. Befindet sich der Betreffende nicht mehr in Reichweite der Strafe, dann verhält sich seine Sprachlichkeit möglicherweise völlig anders: An die Stelle der vereinbarten Bedeutungen treten Willkür, Beliebigkeit – bedingt durch persönliches Geltungsbedürfnis oder charakterliche Oberflächlichkeit. Zu Kontrollier- und Sanktionierbarkeit gehört auch ein korrekter Nachweis übernommener Begriffsbedeutungen oder Definitionen aus fremden Texten. Es ist die Gefahr der akademischen Strafe, die die Sauberkeit und Redlichkeit der Arbeit mit Begriffen und Aussagen regelt. Erlahmt dieses akademische Gewissen bei Schülern und ihren Lehrern, ist Plagiaten Tür und Tor geöffnet. Wissenschaftliche, juristische oder pädagogische Institutionen also sind Handlungsmuster der Sprache, die für die Einhaltung eines üblichen Gebrauchs von Begriffen sorgen. Für die Alltagssprache gilt dies im übertragenden Sinn, auch wenn es dort keine direkten Institutionen gibt. Es bedarf allerdings einer separaten Betrachtung, auf welche Weise in einem nichtöffentlichen Raum ein bestimmter Gebrauch von Sprache sanktioniert wird. Aus anhaltendem Unverständnis folgt zumeist Abbruch der

²¹³ Man wird leichtfertig antworten, dass man den falsch gebrauchten Begriff dann eben korrigieren müsse. Korrekturen von Sprache indes sind weit schwieriger. Man erinnere sich an den Aphorismus, dass einst ein Mann in eine Stadt kam, in der alle Uhren falsch gingen (...) Gebrauch von Zeit und Gebrauch von Sprache werden durch eine Gemeinschaft bestimmt, gegen die der Einzelne machtlos erscheint.

²¹⁴ Eine gewisse Parallelität mit dem Konzept der moralischen Urteilsfähigkeit nach KOHLBERG ist nicht zufällig.

Kommunikation. Ein solches Abbrechen kann als Strafe oder Sanktion gedeutet werden. Soll dies vermieden werden, wird eine gewisse Anpassung an eine bestimmte Sprachlichkeit angestrebt.

b) *Stufe der Reziprozität des Begriffsgebrauchs*: Eine nächst höhere Stufe einer begrifflichen Bewusstheit wird erreicht, wenn sich der Betreffende in seinem Gebrauchen ausschließlich vom eigenen Nutzen leiten lässt. Der individuelle Gebrauch eines Begriffs kann aus Gründen der Nützlichkeit dann durchaus von den üblichen Standards abweichen. Ein eigenes Denksystem mit einem eigenen Paradigma kann eigene Bedeutung von Begriffen verlangen. Ein – bisher anders verstandenes – Wort kann neu verstanden, eine bisherige Bedeutung teilweise oder vollständig durch eine andere Bedeutung ersetzt werden.

Jemand, der in diesen Kommunikationsraum eintritt, lernt jene neue Bedeutung wiederum so, dass er auf ihren Gebrauch achtet. Erscheint die präzisierte Bedeutung nützlich, wird sie beibehalten. Kriterium der Brauchbarkeit ist also die Nützlichkeit derjenigen Sprache, Bedeutungen zu übertragen, die beabsichtigt sind. Intuitiv wird eine Reziprozität²¹⁵ angewandt: *Je präziser* die Bedeutung eines Begriffs für meine Bedürfnisse zugeschnitten ist, *umso nützlicher* ist die Wirkung, erstens: für mich – und – zweitens: für die Institution. Auf das Kriterium der *individuellen Nützlichkeit* der Sprache folgt das Kriterium der *gemeinschaftlichen Brauchbarkeit* von Sprache für alle Beteiligten: Reziprozität ist „Sprache und Form des Bewusstseins selbst“, behauptet Arnold GEHLEN (2004, S. 52). Als Äquivalenz gilt: Sprache ist Reziprozität. In der Sprache selbst findet der Abgleich zwischen individueller und gemeinschaftlicher Nützlichkeit der Wörter statt. Daraus folgt: Eine „Sprache“, die nur der Sprechende allein und als einziger Mensch benutzen und auch nur er selbst²¹⁶ verstehen würde, wäre ihrem Wesen nach Sprachlichkeit,

²¹⁵ „Reciprocity is a matter of „you scratch my back and I’ll scratch yours”, not of loyalty, gratitude, or justice.” (Kohlberg, in: Habermas 1976, S. 72). Ähnliche Stufenmodelle finden sich nicht selten in der Philosophie. Johannes TAULER (geb. um 1300) z.B. entwickelt in der Predigt *Erat festus Judeorum* ein fünfstufiges Konzept christlicher Moral (Tauler 1923, S. 41). Interessant später auch die vier Moralismen von Paul TILLICH (1962, S. 161). Eine tiefere Betrachtung des von KOHLBERG avisierten Sechsstufen-Modells allerdings zeigt, dass die Stufen selbst einer Stufung unterworfen sind – auf die groben folgen feinere Stufen. So umfasst m.E. allein die grobe Stufe der Reziprozität eine Vielfalt von Versuchen des trial & error. Zwei Reifegrade lassen sich erkennen: a) Wie Du mir, so ich Dir. Dies noch ist vormoralisch: Wenn Du mich verletzt, dann verletze ich Dich auch. Verletzungen werden moralisch legitimiert. Die scheinbar „goldene“ (...) Regel scheint erfüllt, die (Un-)Moral hat ihre Legitimation gefunden. Von höherer Reife erst ist: b) Verletzungen moralischer Regeln gelten allgemein als unmoralisch. Sollte der andere solche Regeln verletzen, resultiert daraus keinerlei Legitimation, ebenso verfahren zu dürfen.

²¹⁶ Dies erinnert an den Aphorismus von Hannah ARENDT „Heidegger und die Fuchsfalle“, geschrieben 1952/53 in den „Denktagebüchern“. Der Text selbst lässt eine Deutung offen – nur Martin HEIDEGGER und Hannah ARENDT würden wissen, was gemeint und wie es gemeint sei. Der Leser selbst kann nur ahnen, was der Sinn des Gleichnisses ist. Der Text ist mehrfach gedruckt (Arendt 2008, S. 224; Arendt 2013, S.165f.). Biographisch ist nicht unwichtig zu wissen, dass ARENDT und HEIDEGGER sich erstmals 1950 wiedergetroffen haben, der o.g. Text also nach diesem Besuch ARENDTS in Deutschland entstanden. – Übrigens findet sich bereits bei NIETZSCHE ein überraschend ähnliches Gleichnis: „In einem Maulwurfsloch findet sich ein Maulwurf am besten zurecht“, denn dort ist er gehütet vor allen unliebsamen Hypothesen (KSA 1, S. 396). Vielleicht mag Hannah ARENDT diese Stelle aus „Schopenhauer als Erzieher“ gekannt haben. Sie selbst beschreibt hintergründig das Schicksal einer Philosophie, die so originär sein wollte, dass nur wenige noch sie verstanden. Dies schmeichelte dem Philosophen und so wurde seine Philosophie für andere nach und nach immer weniger verständlich. Bis ihn schließlich niemand mehr verstand – den Menschen nicht, wie auch den Text. Es wurde einsam um ihn. Der Philosoph war in seine eigene Falle geraten. Die anderen konnten nicht zu ihm. Und er konnte nicht zu ihnen. „Niemand kennt das Fallenwesen besser, als wer zeitlebens in einer Falle sitzt.“ (Arendt 2013, S. 166) ARENDT meint möglicherweise, dass jener Fuchs noch immer, noch nach dem Krieg, in seiner Falle gefangen sei, dass man sich schwer von der eigenen Denk- und Sprachweise befreien könne, dass man es vielleicht gar nicht will. Sprache macht eitel, sie wird für manchen zu einer Charakterfrage (...) Der scheinbar banale Aphorismus erweist sich als eine feinsinnige Sprachkritik. Was also macht eine intellektuelle Sprache bedeutsam: Weil sie für alle angemessen sei und alle sie verstehen – oder, dass sie sich einer bewusst schwierigen Konstruktion bedient, so dass zwar viele vorgeben, sie zu verstehen, aber niemand sie vollständig durchdringen könne?

Was HEIDEGGER betrifft, so mag es zahlreiche Eigenheiten seines Schreibens geben. Eine besonders auffallende ist, dass er nicht existierende Verben geradezu erfindet. Eduard LANDOLT hat einen aufschlussreichen Index der Sprache HEIDEGGERS zusammengestellt (Landolt 1992). Solcherart Konstruktionen, wie „das Wesen west“ oder „das Nichts nichtet“ bleiben m.E. nicht nur sprachlich, sondern auch erkenntnistheoretisch fragwürdig. So liest man: „Das Sein des Seienden erscheint für die neuzeitliche Metaphysik als Wille.“ (Heidegger 2005, S. 55) (...) Das „Gegnen“ im Begegnen ... „Die Gelassenheit kommt aus der Gegnet, weil sie darin besteht, dass der Mensch der Gegnet gelassen bleibt.“ (vgl. Landolt 1992, S. 66, 233, 276, 293) HIRSCHBERGER bewertet die Aussage „Das Nichts nichtet“ radikal als „von vornherein sinnlos“ (Hirschberger, Geschichte der Philosophie, II, 2004, S. 659). Ähnlich hatte sich 1936 bereits Alfred Jules AYER (geb. 1910) kritisch gegen HEIDEGGER geäußert (vgl. Ayer 1987, S. 55). HEIDEGGER scheint m.E. mit der Sprache zu spielen – indes es entsteht kein Sprachspiel, weil kaum ein Dialog zustande kommt. Es wird einsam um HEIDEGGER (...) Ob diese Sprachlichkeit dennoch nachhaltig eine

aber keine Sprache. Die Gemeinschaft ist Maßstab, was als Sprache gilt. Dies scheint sie auf eine höhere moralische Stufe gegenüber dem Individuum zu erheben. Hier sei allerdings auf die Gefahr einer bewusst ideologischen Benutzung von Begriffen zum Zwecke der Indoktrination aufmerksam gemacht. Ein alleiniges Kriterium bloß gemeinschaftlicher Nützlichkeit von Begriffen erscheint mithin als moralisches Kriterium für wissenschaftlichen Sprachgebrauch als fragwürdig und ethisch unzureichend. Dies bereits markiert den Übergang zur nächsten Stufe.

c) *Stufe der Gebräuchlichkeit in einer community*: Es mag Gründe geben, im Rahmen einer gewissen abgeschlossenen scientific community einen bestimmten Gebrauch von Begriffen einhalten zu müssen.

Das Gebrauchen folgt einer Mentalität, die darin besteht, dass jemand durch die Einhaltung von Begriffsbedeutungen, d.h. einer allgemein anerkannten Verwendung von *Bedeutungen von Zeichen* (Tractatus 6.53) zu erkennen gibt, dass er zu jener community dazu gehört. Indem er sich mit einem anerkannten Begriffssystem und Zeichengebrauch identifiziert, identifiziert er sich mit der Gemeinschaft, mit einer bestimmten *wissenschaftlichen Schule* selbst. Auch gibt es einen Zusammenhang zwischen der Akzeptanz von Grundbegriffen und der Anerkennung der Autorität des Nestors²¹⁷ der Schule. Im Unterschied dazu führt eine Nichtbeachtung von Definitionen und Spielregeln innerhalb der community a) zu logischen Missverständnissen, b) zur sozialen Isolation bzw. c) moralisch im Extremfall zum Ausschluss²¹⁸ aus der Gemeinschaft. Wie eine Zunft von Handwerkern wacht eine wissenschaftliche Gemeinschaft über die Einhaltung sprachlicher Regeln für die Reinheit des Denksystems und den paradigmatischen Schutz des Lehrgebäudes. Konsequenz: Wer durch eine radikal andere Bedeutung eines Begriffs ein neues Paradigma begründet, muss sich eine andere Gemeinschaft suchen. Verschiedene Paradigmen also führen in der Regel zu verschiedenen Bedeutungen bisheriger Kategorien. Schulen sind erkenntnis- und sprachkritische Institutionen. Wird keines der Paradigmen von der Gegenseite widerlegt, existieren beide „Schulen“ zeitweilig nebeneinander – d.h. mehrere verschiedene Bedeutungen von Begriffen konkurrieren miteinander, indem die betreffenden Begriffe völlig verschieden gebraucht werden. Wer zwischen solchen Gemeinschaften wechselt, muss – wiederum nach WITTGENSTEIN – auf den jeweiligen *wechselnden Gebrauch* schauen, um hinter den *Bedeutungswechsel* zu kommen. Und: Im Wechsel des Gebrauchs von Begriffen zeigen Menschen ihren Charakter – in Fähigkeit und Willen zum Begriffswechsel auch offenbart sich die moralische Urteilsfähigkeit des Wissenschaftlers.

d) *Stufe der begrifflichen Loyalität*: Eine nächst höhere Stufe an begrifflicher Sicherheit und somit wissenschaftsethischer Urteilsfähigkeit kann erreicht werden, wenn ein gewisser Begriffsgebrauch gewissermaßen „per Gesetz“ und standardisiert festgeschrieben wird. Die moralische Geltungsinstanz ist gewissermaßen in Form einer anerkannten verbindlichen Norm ein „Gesetz“ – in welcher direkten oder indirekten Form auch immer. Recht gründet sich auf geschriebene, Wissenschaft auf ungeschriebene Gesetze. Im Ergebnis eines mehrheitlich geführten Diskurses kann es z. B. aus Gründen der Effektivität von Kommunikationsprozessen – zum Beispiel in Wirtschaftsunternehmen – sinnvoll sein, gewisse Begriffsregelungen betriebsintern festzuschreiben. Dabei gründet sich nach HABERMAS der Diskurs auf ein Rollenverständnis aller Betroffenen als „M i t g e s e t z g e b e r“ (vgl. Habermas 2012, S. 223). Sollte ein gesamtgesellschaftliches Interesse an der Geltung gewisser Begriffe bestehen, kann die

sprachkritische Wirkung erzeugt, müsste sorgfältig geprüft werden. Es ist das Ungewöhnliche jener unüblichen Sprache, die zwingt, über das Gewöhnliche des üblichen Sprechens nachzudenken.

²¹⁷ Zahlreiche Wissenschaftsbiographien deuten darauf hin, dass es zu einem gewissen Zeitpunkt häufig zu Konflikten zwischen Schülern und ihren ehemaligen Lehrern kommt. Manche solcher Entwicklungen werden produktiv aufgearbeitet, manche enden tragisch. Das Verhältnis zwischen Edmund HUSSERL und Martin HEIDEGGER nach 1933 mag dafür ein bitteres Beispiel sein.

²¹⁸ Der Ausschluss aus der community ist ein doppelter. Der Opponent isoliert sich selbst, indem er andere ungewöhnliche Begriffe benutzt oder gewöhnliche Zeichen ungewöhnlich gebraucht. Und er wird zunehmend dadurch isoliert, wenn die community nicht auf seine Sprache eingeht: Er wird gehört, aber nicht erhört. Darin bestehen Strafe und Bestrafung. Gewisse kommunikative Formen gelten als Strafe und können als Bestrafung empfunden werden. Ein permanentes Ignorieren von Kommunikationspartnern kommt einer Todesstrafe gleich: Sie werden für tot erklärt, indem man ihnen nicht mehr zuhört.

Bedeutung von Kategorien zudem sogar juristisch²¹⁹ festgelegt werden, wobei auch dieser gesetzgebenden Entscheidungsfindung eine kooperative Meinungsbildung vorangehen muss.

Die Freiheit des Denkens wird – im Sinne der Einsicht in eine zeitweilig institutionelle Notwendigkeit – eingeschränkt. Dies mag für ökonomische Interessen sinnvoll und finanzpolitisch²²⁰ notwendig sein – für die Freiheit des Geistes wären ewig gültige „Begriffs-Gesetze“ des Denkens eher kontraproduktiv. Meines Erachtens ist es sinnvoll, in der Wissenschaft a) so viel wie *nötige minimale Einheitlichkeit* zu vereinbaren, jedoch stets bei Beibehaltung des Prinzips b) *größtmöglicher Freiheit*. Dort, wo die Vereinheitlichung des Geistes die geistige Freiheit einschränkt, wird ein solcher Geist zu seinem eigenen Totengräber. So auch bewegt sich die Sprache – zwischen Gesetz und Freiheit.

e) *Stufe der sprachkritischen Distanz*: In der Regel werden sich die meisten Mitglieder einer oben beschriebenen Gemeinschaft den Vereinbarungen fügen, indem sie die Sinnhaftigkeit begrifflicher Standards einsehen und ihre Sprache dem Konsens unterwerfen, wie unter Punkt c) und d) beschrieben. Eine nächst höhere Stufe begrifflicher Bewusstheit entsteht dann, wenn es gegen den Willen der Mehrheit wissenschaftliche oder andere stichhaltige moralische Gründe gibt, eine andere, abweichende Bedeutung eines oder mehrerer Begriffe zu reklamieren. Indem sich eine akademische Minderheit bewusst gegen einen üblich gewordenen Begriffsgebrauch einer akademischen Mehrheit wendet, übertritt sie bewusst jenes „Gesetz“ der begrifflichen Loyalität, dem sie sich zuvor gefügt hat. Es muss mithin gute logische Gründe und moralische Argumente für jene Minderheit geben, so zu handeln. Der moralische Grundsatz einer *kritischen Instanz* gegenüber einem überkommenen Begriffsgebrauch ist jenes *ethische Prinzip*, dass es wichtigere Argumente wissenschaftlicher Erkenntnis geben könne, als die Achtung vor Konventionen und Loyalität. Wäre manches Modell in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht auch begrifflich infrage gestellt worden, würde man noch heute an jenes falsche Modell glauben – weil man moralisch geglaubt hat, dass es richtig sei, sich an getroffene begriffliche Definitionen zu halten. Die Methode, das Falsche als falsch beweisen zu müssen, wäre der langwierige Weg vielfältiger Falsifikationen. Wenn sich nach WITTGENSTEIN die Bedeutungen von Begriffen (nur) im Gebrauch enthüllen, dann wäre zu zeigen, dass ein *falscher* Gebrauch eines Begriffs erkenntnistheoretisch schädlich ist und so jener Begriff unbrauchbar erscheint. Im Gebrauch zeige sich die Brauch- oder die Unbrauchbarkeit eines Wortes! Eine Definition wäre dann falsifiziert, wenn mindestens an einem Beispiel schlüssig gezeigt werden kann, dass a) ein Begriff falsch benutzt wird bzw. b) ein Wort selbst unbrauchbar ist. Da es jene akademische Minderheit selbst ist, die einen solchen Beweis erbringen muss, erkennt man leicht, welche zahlreichen sozialen Probleme sich mit einem solchen Unterfangen an Sprach- und Erkenntniskritik verbinden. Das, was als Sprachkritik beginnt, wird zur Theorie- und schließlich zur Methodenkritik – was in letzter Instanz auf eine Kultur- und Sozialkritik²²¹ verweist, welche umso wirksamer sein dürfte, je größer ihre sprach- und erkenntniskritische Substanz ist.

²¹⁹ Das geltende Sozialrecht legt zum Beispiel solche Begriffe wie „soziale Bedürftigkeit“ verbindlich fest. Auch akademische und schulische Prüfungsordnungen legen mit ihrem Kategoriengefüge fest, welche Begriffe verbindlich sind. Indem solcherart Begriffe Bestandteil von Prüfungsordnungen werden, wird ihre Bedeutung gewissermaßen hoheitlich festgeschrieben. Das, was im Recht das juristische Gesetz ist, stellt in Schule, Berufsausbildung und Wissenschaft u.a. die Prüfungsordnung dar. Ich bin mir nicht sicher, ob dieser Umstand all denen hinreichend bewusst ist, die für die Formulierung derartigen Ordnungen weitreichend verantwortlich sind. Dies gilt insbesondere dann, wenn nach den Prinzipien der Subsidiarität verschiedene Instanzen an der begrifflichen Formulierung solcher Ordnungen in verschiedenen Stadien beteiligt sind, wie es z.B. bei Staatsexamen der Fall ist.

²²⁰ Eine Benutzung definierter Begriffe per Gesetz gleicht dem Schutz einer Währung durch Staat und Staatsbank. Die sich im Umlauf befindlichen Münzen und Geldscheine beruhen darauf, dass ihr Wert immer genau dem entspricht, was in Zahlen sichtbar zu lesen ist. Den Tauschgegenständen hängt gewissermaßen ein Wertzeichen an, welches als geschützt gilt. Nur auf dieser Grundlage ist Geldverkehr möglich. Es ist denkbar, dass sich mancher Wissenschaftler unter Definitionen etwas Ähnliches vorstellt: Eine verabschiedete Definition eines Begriffs gilt per Gesetz als verbindlich. Es ist jene Faszination des Geldes, die sich auch in der Wissenschaft breit macht. Die Alternative ist Beliebigkeit der Begriffe. Die Wahrheit liegt dazwischen.

²²¹ An welchen Gegenständen auch immer eine systematische *S o z i a l k r i t i k* betrieben wird, immer auch handelt es sich dabei um eine latente Sprachkritik. Da sich Gesellschaft als Abstraktum in Sprache und Bild darstellt, findet bei einer sozialkritischen Betrachtung immer auch eine mehr oder weniger bewusste Sprachkritik statt. Je nach der Fragestellung, die mit der Gesellschaftsanalyse verfolgt wird, erweist sich philosophische Sprachkritik dabei als erkenntnisleitendes Interesse, als

Das jeweilige Bild der Seele ist also vom Wortgebrauch und dessen tiefer Symbolik abhängig. Die abendländischen – faustischen – Kultursprachen besitzen sämtlich den Begriff „Wille“ (Spengler)

2.11. Oswald Spengler – Das untergehende Abendland und ein Untergang der abendländischen Sprache

Eine originäre und nihilistisch besonders nachhaltige Variante der Kultur- und Sprachkritik stammt von Oswald SPENGLER. Das Buch „Der Untergang des Abendlandes – Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte“ erscheint im Jahr 1918. In jenem Jahr, als MAUTHNER stirbt, waren davon bereits 47 Auflagen erschienen. In jeder dieser Auflagen indes müsste von SPENGLER der fortschreitende geistige Untergang des Abendlandes neu beschrieben werden. Von Auflage zu Auflage vollzieht sich jene Verfallsgeschichte (...) Die Sprachkritik indes eilt dem Verfall der Sprache hinterher. Krise und geistiger Untergang einer Kultur gehen nicht selten mit einem Verfall einer Sprache einher – allerdings vermag manche Sprache jene Epoche, in der sie ursprünglich entstanden ist, resistent zu überleben: Klassische Sprachlichkeit lasse sich zeitweilig bewahren – so, als verfallende sie in einen hundertjährigen Schlaf. Sie selbst kann nicht wissen, ob sie je wieder erwachen wird – und was dann jene Gesellschaft mit ihr tun wird. So bleibt sie solange konserviert, solange noch eine Spur zu ihr hinführt. SPENGLER erblickt in den klassischen Sprachen eine große „innere Seelenkraft“, die er „Wille“ nennt. In der Tat kann m.E. von der Sprachgewalt bei KANT, SCHOPENHAUER oder NIETZSCHE auf einen bewussten „Willen zur Sprache“ geschlossen werden. Wille zur Macht ist – notwendig auch – ein Wille zur Sprache. Kraftvolle Sprachen sind ein Zeichen für eine gesunde Denkungsart, schwächliche Sprachen und triviales Reden ein Zeichen untergehender Kulturen. Eine Verarmung von Sprache ist Verarmung geistiger Macht. Fehlender Wille zur Sprache ist fehlender Wille zum Leben. So meint SPENGLER, dass alle „abendländischen – faustischen“ – Kultursprachen (...) sämtlich den Begriff „Wille“ besitzen würden (Spengler 2007, S. 385). Solche verbalen Sprachen ermutigen zu einem Willen zur Tat. Es ist geradezu das Entstehen einer verbalen Welt, die auch durch eine entsprechende Lebendigkeit und Tatkraft der Sprache konstruiert wird. Alternativ entstehe beim Niedergang des Abendlandes eine fragwürdige „Natur von Wortbedeutungen“ – so SPENGLER – ein „sprachlicher Kosmos (...) innerhalb dessen die abstrakten²²² Begriffe, Urteile, Schlüsse – Abbilder von Zahl, Kausalität, Bewegung – ihr mechanisch bestimmtes Dasein führen“ (ebd.). Ob diese kritische Deutung SPENGLERS hier direkt durch dessen nachgewiesene Kenntnis des Buches „Die drei Bilder der Welt“ beeinflusst ist, kann hier nicht beurteilt werden. Wenn nicht, dann wäre SPENGLER immerhin ein Indiz dafür, dass eine Zeit ihre eigene Sprachkritik in je verschiedenen Formen hervorbringen kann. Jene wäre die von MAUTHNER, diese von SPENGLER – und beide kommen von NIETZSCHE her: „*Von Goethe habe ich die Methode, von Nietzsche die Fragestellungen*“, schreibt SPENGLER 1922 im Vorwort zum „Untergang ...“ (Spengler 2007, IX).

Methode oder selbst als differenziertes Ergebnis der Betrachtung. Demnach lassen sich vier Ebenen des systematischen Kritisierens unterscheiden: 1) philosophische Kritik der Gesellschaft; 2) philosophische Kritik der Sprache; 3) Kritik der philosophischen Sprachkritik; 4) sprachkritische Kritik der Sprachkritik. In den Publikationen findet sich häufig eine zufällige Vermischung oder eine bewusste Verknüpfung der genannten Ebenen.

²²² Eine der üblichen und uns bestimmenden Abstraktionen ist das Geld – „alles wird käuflich“, so MARX in den Pariser Manuskripten, alles hat einen Preis, der sich im Geldwert ausdrückt. Das Geld bestimmt Sprache und Denken. „Denken in Geld erzeugt Geld“, schreibt SPENGLER (2007, S. 1177). – Und noch radikaler: „Das Wort Kapital bezeichnet den Mittelpunkt dieses Denkens.“ (ebd. S. 1179) Die Rationalität der Sprache misst sich am rationalen Wesen des Geldes. Die neuen Maßstäbe heute heißen: „... folgend der Sachlogik – prüfend, ob es sich rechnet – Stichpunkte des Schreibens werden zu Schwerpunkten des Denkens – Befehle als Programmiersprache (die Programmierung des Menschen) – Textverarbeitungssysteme und Rechtschreibprogramme, die nun Sprache normieren (...) Die Sprache des Programmierers bestimmt Denken und Sprache des Nutzers. Befehle bewirken, dass Etwas ausgeführt wird. Man müsse also den rechten Befehl kennen, um etwas zu bewirken. Die Operationalisierung der Sprache ist ihre Funktionalisierung für eine Welt des Befehlens und Ausführens von Befehlen. Eine Perfektionierung der Befehlssprachen liefert die perfekte Welt (...) Die verbale Welt verliert ihre Unschuld.

Ohne Zweifel kennt SPENGLER die Funktion einer Philosophie und Psychologie der Sprache²²³ für ein derartiges Unternehmen wie die Morphologie des Abendlandes. Als originäres Gleichnis für Sprachkritik mag gelten: „Wer in das Wesen der Sprache eindringen will, der lasse alle gelehrten Wortuntersuchungen beiseite und beobachte, wie ein Jäger mit seinem Hunde spricht.“ (ebd. S. 712) Das Tier – wie jeder Adressat – empfindet Sprache als etwas sinnlich Komplexes. Jedes daran hat seine Funktion – das Zeichen der Hand, der Ton der Stimme, der Ausdruck des Gesichtes. Jenes reicht aus, die Sprache des Jägers instinktiv zu verstehen – ohne die Worte zu deuten. Dies auch geschieht dem Menschen – manchem, der im Ausland kein einziges Wort kann und dennoch ein Verstehen des Fremden erwirbt. Eine fremde Sprache erwirbt jener leichter, der bereits ein Gefühl für die Komplexität von Sprachlichkeit überhaupt besitzt. So scheinen die abendländischen Sprachen nach ähnlichen logischen Prinzipien entstanden zu sein, so dass eine gewisse kulturelle Fremdheit zum Morgenland auch durch eine Befremdung zwischen den Sprachen verstärkt werden kann. Nicht zufällig rekonstruiert Max WEBER eine unterschiedliche geschichtliche Rationalitätsstufe zwischen Orient und Okzident. In welcher Form auch immer universalgeschichtliche Betrachtungen vorgestellt werden – ob bei WEBER, bei SPENGLER oder FRIEDEL und MAUTHNER – der Kulturvergleich urteilt sprachkritisch. Eine von WEBER im Orient registrierte fehlende Fachsystematik folgt auch einer gewissen Sprachkritik – damit allerdings ist nicht gesagt, dass dessen pauschale Vermutung berechtigt sei. Wenn sich die Sprachkritik ausschließlich auf den Standpunkt eigener Sprachlichkeit stellt, kann es möglicherweise zu fatalen Irrtümern kommen.

Ihre Fortführung findet die bei WEBER, SPENGLER und FRIEDEL begonnene Kulturkritik nach 1945 unter anderem bei Günther ANDERS (1902-1992), wie FRIEDEL und MAUTHNER jüdischer Herkunft. Sensibilisiert durch Weltkrieg und die Emigration in die USA zeichnet auch ANDERS ein eher düsteres Bild der abendländischen Kultur. Zwei Bände detaillierter Kritiken sind daraus nach 1956 entstanden:

I : Über die Metamorphosen der Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. (vgl. Bd. 1, S. 15)

II : Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. (Bd. 2)

Es verwundert indes nicht, dass ANDERS eine auch vielschichtige Kritik der Sprache und Kommunikationsweise vorstellt. So entstehe als Wirkung einer „globalen Bilderflut“ eine Art „post-literarisches Analphabetentum“ (Anders 2002, 1, S. 3). Zunächst sieht er nach 1956 die Ursachen einer Beschädigung der Sprache in der Technisierung des kulturellen Lebens. MAUTHNER schon beschrieb jene Entwicklung als das Entstehen einer Sprachindustrie (Beiträge I, S. 502). „Da uns die Geräte das Sprechen abnehmen, nehmen sie uns auch die Sprache fort²²⁴; berauben sie uns auch unserer

²²³ Auch an anderer Stelle hat sich SPENGLER analytisch mit dem Wesen von Sprache beschäftigt. In „Der Mensch und die Technik“ verweist er auf einen Unterschied von Sprechen und Sprache. „Was ist Sprechen? Ohne Zweifel ein Verfahren zum Zweck von Mitteilungen, eine Tätigkeit, die von zahlreichen Menschen fortgesetzt untereinander ausgeübt wird. `Sprache` ist nur eine Abstraktion davon, die innere – grammatische – Form des Sprechens einschließlich der Wortformen.“ (Spengler, Die zweite Stufe: Sprechen und Unternehmen, Kap. 7, 2011, S. 42) Die Unterscheidung ist zu stark vereinfacht: Sprechen sei konkret, Sprache abstrakt.

²²⁴ Eine ähnliche Vorahnung hatte bereits Egon FRIEDEL 1913 geäußert: „Das Wort verliert allmählich ein wenig an Kredit. Es vollzieht sich so etwas wie eine Rückbildung der Lautsprache. In dem Maße, als die Menschheit zunehmend denkfähiger und vergeistigter, wird alles immer mehr ins Innere verlegt.“ (Friedell 2009, S. 137) Ob man diesen Gedanken von FRIEDEL als einen Befund der Analytischen Philosophie deuten kann, bleibt offen (vgl. Hörisch 2010, S. 50). Zudem hat sich die Befürchtung von FRIEDEL nicht bestätigt: das Kommunizierungsbedürfnis der Menschen war noch nie so groß wie heute im 21. Jahrhundert. Und dieses Bedürfnis hatte noch nie so vielschichtige Möglichkeiten und Formen zur Verfügung. Allabendlich arbeitet sich die Psyche daran ab, das im Alltag aufgestaute Nichtbewältigte medial zu kommunizieren und so das Gefühl zu erlangen, es bewältigt zu haben. In anderer Hinsicht bestätigt sich die Befürchtung von FRIEDEL dennoch. Das originäre Wort verliert an Bedeutung – entscheidend ist nicht die Sprache, sondern das Sprechen. Sprechen und zu jemandem Sprechen wird als *bedeutsame* Aktivität empfunden, verbunden oft mit der Unfähigkeit, dass ein Dialog immer auch ein Zuhören einschließt. Sprachkritik sieht sich mit einer neuen empirischen Situation konfrontiert: Wie lässt sich substanziell, soziologisch und psychoanalytisch jene Kommuniziereuphorie deuten, wie lassen sich jene Triebenergien auf sinnvolle Gegenstände „umlenken“? Und welche Funktion kommt hier Familie und Schule zu? Dass jene Kommunikationskultur die Struktur einer Familie zerstören kann, zeigt z.B. jene Situation, dass die Familienmitglieder am Mittagstisch sitzen – ein jeder ein Handy in der Hand. Und hinzu kommt der Eindruck, dass ein Anruf stets von größerer und dringenderer Wichtigkeit zu sein scheint, als das gemeinsame Essen.

Ausdrucksfähigkeit, unserer Sprachgelegenheit, ja unserer Sprachlust²²⁵...“ (Anders 2002, 1, S. 107). Diese Gefahr betreffe „alle Kultursprachen“, an denen man eine „Sprachvergrößerung, verarmung und -unlust“ beobachten könne (ebd. S. 109). Auch entstehe durch eine gewisse geistige Gleichschaltungstendenz der Medien eine Art *Kollektivmonolog*, wie ANDERS es nennt (2002, 2, S. 152f.). Kommunikationspartner betreiben ein geradezu „tautologisches Tauschgeschäft“. Man kommuniziert (...) allerdings oft ohne gegenseitigen geistigen Gewinn. Mancher *small talk* ist ein bloßer Tausch üblicher Sprachhülsen, die nicht selten aus den Medien stammen. Die Wirkung der Medien besteht nicht darin, eine selbstständige Meinungsbildung zu befördern, sondern vorgefertigte Meinungen zu verbreiten. Sprachkritik wird im 20. Jahrhundert zu einer Medienkritik, ihr philosophischer Akzent besteht darin, welches Weltbild durch die schillernde Bildersprache der Medien erzeugt wird. Der Gedanke liegt nahe, dass jene Sprache das Bild einer substantivischen Welt erzeugt, welches durch nicht wenige Mythen²²⁶ beherrscht wird. Manches gehört einer „mythologischen Welt“ an, was man für eine reale Welt hält. Das, was man für reale Ursachen halten mag, sind „mythologische Ursachen“. Sprache entsteht als reduzierte Wirklichkeit – Und Sprache reproduziert das Bild einer reduzierten Wirklichkeit. Der Gedanke wird auf jenes Minimum reduziert, was durch Sprache ausdrückbar ist. Die Sprache kann nicht über das Denken hinaus. Es sind jene „abstrakten Substantive“, die eine Scheinwelt erzeugen – das, was MAUTHNER eine substantivische Welt nennt: „Diese substantivische Welt ist die mythologische Welt.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, II, S. 464) Vielleicht sollte man manches Substantiv etwas behutsamer und bedachtsamer *nutzen*, vor allem dann, wenn es ohnehin ständig *benutzt* wird.

*„Ich kann eben nicht die ganze Sprache in meine Untersuchung einbegreifen;
und dann doch außerhalb ... dieser in der Sprache stehen.“ (WITTGENSTEIN)*

2.12. Die Sprache der Sprachkritik (...)

Betrachtet man die von MAUTHNER vorgetragene Sprachkritik, so erhebt sich alsbald die ahnungsvolle Frage, in welcher Sprache eigentlich diese Kritik selbst formuliert sei? Ist es möglich eine Sprache zu kritisieren, indem man dieselbe Sprache für diese Kritik verwendet? Die zur Kritik benutzte Sprache muss gegenüber der zu kritisierenden Sprache ein wesentliches Gütekriterium besitzen: Sie darf nicht selbst jene Merkmale aufweisen, die sie zu kritisieren sucht, sie darf nicht selbst von jener Krankheit infiziert sein, die sie meint, heilen zu können. – Indes, das Problem scheint unlösbar, eines der typischen

²²⁵ Geradezu konträr zu den Befürchtungen von Günther ANDERS vollzieht sich gegenwärtig mit den Möglichkeiten der Digitalisierung der Technik und einer drahtlosen Übertragung von Informationen eine wachsende Lust an Kommunikation. Miteinander zu kommunizieren bestimmt das öffentliche und private Leben bei vielen Menschen als zentrale Aktivität im Alltag. Wenngleich also die Tendenz einer Unlust zur Sprache nicht eingetreten ist, so bestätigt sich die Gefahr einer Verarmung und Vergrößerung der Sprache umso mehr. Betrachtet man einerseits den *Umfang* der täglichen Informationsverbindungen und die *Substanz* der wirklich wichtigen übermittelten Nachrichten, dann zeigt sich eine unübersehbare Differenz. Der Vielfalt der Informationsinhalte steht oft eine gewisse Einfalt im Gehalt der Sprache gegenüber.

Eine Banalität einer Sprachlichkeit oft macht sich breit, die sich allerdings einer repräsentativen wissenschaftlichen Analyse entzieht, da sich ein großer Teil der Kommunikation in der Privatsphäre vollzieht. Gewisse Dienste könnten davon berichten, was alles Inhalt von Kommunikation sein mag – vom Wichtigen bis zum Trivialen. Und manche gesammelten Daten enthalten eine aufschlussreiche Substanz: nämlich Nichts (...)

²²⁶ Es scheint, dass jede Gesellschaft Mythen erzeugt – vielleicht als zeitweiliger Platzhalter der List des Verstandes, solange noch keine exakteren Theorien existieren. Mythen üben so eine Stellvertreterfunktion aus – sie besitzen eine hinreichende Bezeichnungsfunktion, erzeugen gewisse Vorstellungen, ersparen komplizierte Erläuterungen. Aus dieser ökonomischen Funktion sprachlicher Mythen resultiert allerdings das Risiko zu stark vereinfachter Vorstellungen. Die Vereinfachung reproduziert ein gefährliches Vereinfachen. Kaum jemand, der nicht gerade Fachwissenschaftler auf jenem Gebiet ist, vermag sich vorzustellen, was man sich unter solchen Mythen, wie z.B. einer Regulierung der Finanzmärkte, unter einer Energiewende, unter dem Länderfinanzausgleich usw. vorstellen könne. Und dennoch erzeugen die Medien nahezu täglich den Mythos, dass der Mensch in der Lage sei, die Welt nach seinen Maßstäben beherrschen und gestalten zu können. Sprache erzeugt ein Gefühl von Allmacht – vielleicht, um von eigener Ohnmacht abzulenken.

Dilemmata der Sprachkritik. Auch der naheliegende Zugriff zu einer sogenannten Metasprache²²⁷ erweist sich als eine Scheinlösung – denn auch metasprachliche Argumentationsstrukturen gründen sich letztlich auf nichts anderes als auf Sprache. Sprache und Sprachkritik verhalten sich zueinander wie Objektsprache und Metasprache. Zugleich sehen sich auch zunehmend metasprachliche Behauptungen²²⁸ selbst einer Sprachkritik ausgesetzt. Es besteht also die Gefahr, dass jene Kritiksprache latent bereits *eines* der von MAUTHNER beschriebenen Bilder der Welt enthält, d.h. dass Sprachkritik selbst zu einer gewissen substantivischen, verbalen, meines Erachtens zu einer *adjektivischen* Sprache neigt. Man kann bei der Sprachkritik nicht wirklich aus der Sprache heraustreten – man findet keinen fixen Punkt im All der Sprachlichkeit, um die Welt sprachkritisch aus den Angeln zu heben. Ist es das, was MAUTHNER gesucht hat – eine eigene Sprache, die gegen Kritik selbst immun ist? – Somit ist der Hinweis von WITTGENSTEIN von geradezu paradigmatischer Bedeutung: „Ich kann eben nicht die ganze Sprache in meine Untersuchung einbegreifen; und dann doch außerhalb ihr/dieser/in der Sprache stehen.“ (Wittgenstein, Wiener Ausgabe, Studien²²⁹ Texte, Bd. 3, S. 53) Und noch deutlicher: „Wenn ich die ganze Sprache in meine Untersuchung einbegreife, so kann ich nicht außerhalb der Untersuchung in der Sprache Fuß fassen.“ (ebd.) Dies ist deshalb der wohl methodologisch schwächste Punkt der Sprachkritik MAUTHNERS – das Schicksal einer jeden Sprachanalyse.

Die Frage nach der rechten Form der Kritiksprache lässt sich mithin transformieren in eine andere Fragestellung: Von welchem *Bild der Welt* her sollen die von MAUTHNER skizzierten *drei Bilder* der Welt kritisiert werden? Worin eigentlich besteht sein eigenes Bild der Welt, aus dem er erkenntnistheoretisch jene Argumente der Kritik bezieht? Dominiert eine bestimmte philosophische Schule? WITTGENSTEIN behauptet, dass eine derartige Philosophie die Funktion hätte, alle ernst zu nehmenden, sich aber widersprechender Strömungen, miteinander auszusöhnen. „Die Methode der Philosophie ist, auf alle Stimmen zu hören und sie alle miteinander zu versöhnen.“ (ebd. S. 87) Angesichts der Radikalität der sonstigen Formulierungen von WITTGENSTEIN verwundert eine solche Funktionsbestimmung²³⁰ der Philosophie. Sie widerspricht zudem dem Prinzip des Falsifikationismus, der davon ausgeht, dass widerlegbare Theorien so lange widerlegt werden müssen, bis eine einzige – nicht weiter widerlegbare Theorie – übrig bleibt. Es soll hier offen bleiben, ob diese Methode der Falsifikation auch auf Bilder („Philosophien“) der Welt anwendbar²³¹ ist. Denn ein solches Unterfangen müsste

²²⁷ Selbst wenn eine solche Metasprache möglich wäre, müsste man sie kontrollieren, d.h. wiederum einer Sprachkritik unterziehen. Es entsteht ein unendlicher Regress. Bereits WITTGENSTEIN hatte provokatorisch formuliert: „Wir mischen uns nicht in das, was der Mathematiker tut, erst wenn er behauptet, Metamathematik zu treiben, kontrollieren wir ihn.“ (Wittgenstein, Philosophische Grammatik, Studien Texte, Bd. 5, S. 195) So ließe sich analog über die Kritik der Sprache feststellen: Die Philosophie mischt sich nicht in das, was der Sprachkritiker tut. Erst, wenn er behauptet, eine metakritische Sprachanalyse zu treiben, kontrolliert diese ihn. MAUTHNER und jeder andere Sprachkritiker müssen sich so an den eigenen Maßstäben messen lassen. Der Sprachkritiker kann dem Schatten der Sprache nicht entinnen, den er selbst verursacht.

²²⁸ Metasprachliche Behauptungen kontrollieren nicht mehr den Sachbezug des Verstandes von Sprache und Welt, sondern zumeist die logische Korrektheit der Verknüpfung von Verstandesaussagen nach den Prinzipien der Vernunft. Dies macht metasprachliche Befunde gefürchtet – Metatheorien können überall mitreden, ohne im Detail über alle eigentlich nötigen Sachkenntnisse verfügen zu müssen. Für die von einer Metatheorie vorgebrachte Sprach- und Erkenntniskritik genügt es, die Fehler des (un-)logischen Schließens treffsicher zu erkennen. Eine Sprachkritik rekonstruiert logische Mängel des Denkens. Allerdings können auch sprachästhetische Kritiken die Form von metasprachlichen Befunden annehmen. Jedoch ist m.E. der Zusammenhang zwischen logischer und ästhetischer Sprachkritik bislang wenig untersucht.

²²⁹ Der Titel der Manuskripte lautet in der Tat „Studien Texte“ – nicht, wie man vermuten könnte – „Studentexte“. So zumindest ist der Titel der Edition des Verlages Zweitausendeins angegeben.

²³⁰ An anderer Stelle äußert sich WITTGENSTEIN ebenso aufschlussreich über die Methode des Philosophierens. „Die Philosophie prüft nicht die Kalküle der Mathematik, sondern nur, was die Mathematiker über diese Kalküle sagen.“ (Wittgenstein, Philosophische Grammatik, in: Wiener Ausgabe, Studien Texte, Bd. 5, S. 115) Bezogen auf die Sprachkritik könnte man sagen: Die Philosophie prüft nicht die Kalküle der Sprachkritik, sondern nur, was die Sprachkritiker über diese Kalküle sagen. Allerdings wird es m.E. oft geschehen, dass sich beides miteinander vermischt.

²³¹ Darin besteht m.E. ein wesentlicher Unterschied zwischen einzelwissenschaftlichen und philosophischen Behauptungen. Erstere sind empirisch widerlegbar. Ein einziges Gegenbeispiel genügt, um eine einzelwissenschaftlich formulierte Allaussage ad

gewissermaßen von außen jedes der drei Bilder versuchen zu widerlegen und würde zudem das Vorhandensein einer argumentativen Grundlage voraussetzen. Möglicherweise verhält es sich so, dass die Sprachkritik nach und nach mit den sprachlichen Analysen beginnt und so Schritt für Schritt ihre Waffen schärft. Die Waffe der Kritik entsteht parallel zu einer Kritik der Waffen, wie man in Anlehnung an MARX sagen könnte. Bei MAUTHNER waren es vielfältige Vorbereitungen, die zunächst nötig gewesen sind, ehe er den Text „Die drei Bilder der Welt“ verfassen konnte. Die Studien zur Geschichte des Atheismus gehören ebenso dazu, wie das Studium nahezu der gesamten Philosophie seit der Antike. Ein erstes Ergebnis ist das „Wörterbuch der Philosophie“ – eine, wenn auch nicht sofort erkennbare – Vorarbeit zur Sprachkritik²³². Dann folgen jene drei Bände als „Beiträge zur Sprachkritik“ – die Texte folgen einer einzigen Idee, allerdings in unterschiedlicher Gestalt – eine Gelehrtenbiographie, gespiegelt in ihren Büchern. Von welchem Geist also ist das „Wörterbuch“ getragen – welches Bild der Welt liegt dem Buch zugrunde? War sich MAUTHNER schon hier dessen bewusst, dass ein „Wörterbuch“ selbst Gefahr läuft, in das Denken eines *substantivischen* Bildes der Welt zu verfallen? Welche andere Form eines Lexikons der Philosophie wäre denkbar, um Gefahren der Substantivierungen zu entgehen? Zwischenresümee: Was das „Wörterbuch“ nun eigentlich sei, erschließt sich dem Leser erst nach einem gewissen Abstand zum Text. Ist die erste Erwartungshaltung zunächst ein systematisches Fachwörterbuch im strengen Sinne, so macht er die Feststellung, dass MAUTHNER dies gar nicht vorhatte. Die aufgeführten Begriffe wollen zumeist gar keine Definitionen sein – die Artikel vielmehr sind eine Sprachkritik des üblichen Wortgebrauchs. Die Begriffe werden von MAUTHNER nicht definiert, sondern kritisiert. Es entsteht ein Buch eigenwilligen Genres – eine Art „negatives Wörterbuch“. Dies verleiht dem Text eine spezifische Dramaturgie. Die Artikel legen nicht fest, wie man die betreffenden Begriffe definieren soll, sondern eher, wie man die Wörter nicht verwenden dürfe. Der Leser selbst fühlt sich nicht selten ertappt, wie oberflächlich offensichtlich manches Wort benutzt wird: MAUTHNERS Wörterbuch der Philosophie ist ein Wörterbuch der Definitionsfehler. Legt man gewisse methodologische Paradigmen zugrunde, so fallen die bislang zumeist anerkannten Definitionen manches philosophischen Begriffs zusammen wie ein Kartenhaus²³³.

absurdum zu führen. Die Auseinandersetzung mit philosophischen Behauptungen geht andere Wege, hier gilt ein philosophisches Theorem in der Regel dann als widerlegt, wenn die gesellschaftliche Praxis seiner Anwendung historisch widerlegt worden ist. Dies ist die Schwierigkeit für MAUTHNER, die Gültigkeit eines jeden der drei Bilder der Welt widerlegen zu können.

²³² So heißt es in der „Einleitung“ in das „Wörterbuch der Philosophie“: „Die skeptische Resignation, die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Wirklichkeitswelt, ist keine bloße Negation, ist unser bestes Wissen; die Philosophie ist Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist Sprachkritik; Sprachkritik aber ist die Arbeit an dem befreienden Gedanken, dass die Menschen mit den Wörtern ihrer Sprachen und mit den Worten ihrer Philosophien niemals über eine *b i l d l i c h e* Darstellung der Welt hinaus gelangen können.“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Einleitung, Seite XI) (Hervorhebung – D. G.)

²³³ Anschaulich kann man sich dies an der Kritik am üblichen Kausalitätsdenken klar machen. Die Suche nach sogenannten Ursachen und sogenannten Wirkungen und die Formulierung entsprechender kausaler Zusammenhänge ist in den Wissenschaften so verwurzelt, dass geradezu das gesamte Gebäude der bisherigen Erklärweisen zusammenstürzt, wenn der Gedanke der Kausalität widerlegt wird. Die diesbezügliche Erkenntniskritik, die unter anderem bei David HUME beginnt und sich über KANT, SCHOPENHAUER und NIETZSCHE fortsetzt, ist eine der Säulen der Begriffs- und Sprachkritik auch von MAUTHNER. Er bezieht sich hierbei neben NIETZSCHE (Wille zur Macht, §633ff.) auf den Aufsatz des Mediziners, Physiologen und Philosophen Max Richard Constantin VERWORN (1863-1921) „Die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis“. VERWORN löst vorübergehend eine Diskussion aus, die dessen sogenannten Psychomonismus thematisiert (vgl. Poggendorff, in Artikel „Verworn“). Dessen Argumentationsstruktur, die von MAUTHNER im „Wörterbuch der Philosophie“ (II, S. 23f.) rekonstruiert wird, verläuft etwa wie folgt: Der sogenannte Konditionalsatz gilt üblicherweise als „allgemeines Darstellungsschema für alle Gesetzmäßigkeit“ (ebd. 23), es erfolge gewissermaßen eine als selbstverständlich erscheinende „Einkleidung aller Gesetzmäßigkeit in die konditionale Form“ (ebd.). Und somit das radikale Urteil MAUTHNERS: „Kausale Gesetzmäßigkeit ist spekulative Mystik, konditionale Gesetzmäßigkeit ist Erfahrung“ (ebd.). Eine aufmerksame Beobachtung vielmehr zeige, „dass in keinem Falle ein Vorgang zustande kommt durch einen einzigen Faktor“ (ebd.). Und wenn man einkalkulieren muss, dass es stets eine Vielzahl von Ursachen gibt, „dann verliert der Begriff der Ursache seinen Sinn und wird identisch mit dem Begriff der Bedingung“ (ebd.). Man sollte mithin nicht von einem „Kausalismus“, sondern eher von einem „Konditionismus“ sprechen (ebd.).

Möglicherweise hätte man das Buch eher ein „Sprachkritisches Wörterbuch der falschen Begriffe“ nennen sollen. Als ein bloßes „Wörterbuch der Philosophie“ geht das Buch in einer Fülle an Wörterbüchern unter – als „Systematische und historische Sprach- und Begriffskritik“ wäre es berühmt.

Die Frage „Was ist eigentlich ein Wort?“ ist analog der „Was ist eine Schachfigur?“ (WITTGENSTEIN)

2.13. Drei Bilder in den Grenzen der grammatischen Welt

Wie auch immer man sich die Welt vorstellt – ob in Form eines substantivischen, adjektivischen oder verbalen Bildes – stets sind die beschreibenden und bedeutungstragenden Worte und Aussagen nach festen Regeln angeordnet. Stellt man sich die Welt in Form eines Schachbrettes vor, so ergeben verschiedene Spielstellungen je unterschiedliche Bilder jener Welt en miniature.

– Schaut man lediglich auf die ruhenden Figuren, so macht sich eine eher substantivische Vorstellung des Spiels breit. Die Figur ist Inbegriff *funktionaler Möglichkeit* – je nach ihrem „Wert“ nahezu unbegrenzter Möglichkeiten von Strategien, möglicher Kombination(en) verschiedener Figuren zu einem Ganzen.

– Betrachtet man die vorzüglichen Eigenschaften einer jeden Figur, sind zwei Merkmale relevant: die betreffende Farbe – zumeist schwarz oder weiß – und die Eigenart der Figur, die sie in ihrer adjektivischen Einmaligkeit funktional besonders wertvoll macht. Vor allem die Funktion also ist es, die einer bestimmten Figur ihre Originalität verleiht. Interessant ist, dass *jene Figur* als am wertvollsten gilt, welche die höchsten Freiheitsgrade an Beweglichkeit besitzt, im Unterschied zu denjenigen, deren Freiheit weitgehend eingeschränkt ist (...) Daraus könnte man vielleicht voreilig schlussfolgern, dass deshalb jene *Worte*, die nahezu universell anwendbar sind, auch besonders wertvoll seien – im Unterschied zu den Spezialworten, die nur für höchst spezielle Bedeutungen verwendet werden können. Hier scheint sich m.E. eher ein gravierender Unterschied im Wertbewusstsein zwischen der Welt des Schachs und der Welt der Sprache anzudeuten. Geraten schließlich Figuren – wie jene Worte – in Bewegung, so scheint es, dass eine verbale Welt entsteht – nun erst zeigt das Spiel seine wahren Möglichkeiten in einer schier unendlich großen Mannigfaltigkeit an Konstellation, Strategie und Finale.

Es ließe sich interessanterweise prüfen, ob sich ein Spieler die Welt des Schachs – in Form einer Als-ob-Welt – eher als ein substantivisches, adjektivisches oder verbales Spiel vorstellt. Und man wird möglicherweise nach einigem Nachdenken feststellen müssen, dass das eine ohne das andere nicht sein kann. Die Bewegungen der Figuren sind nichts als die durch Regeln festgelegten²³⁴ Eigenschaften der „lebendig gewordenen“ Funktionen. Welches Bild auch immer man sich von dieser hochkomplizierten Welt²³⁵ macht – es gibt offensichtlich etwas, was allen Bildvorstellungen immer schon vorausgesetzt ist: ein Regelwerk an Strenge, welches für jedes Bild der Welt gilt.

²³⁴ HABERMAS hat bereits 1970 in seinen „Vorlesungen zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie“ darauf aufmerksam gemacht, dass „ein strategisches Spiel wie Schach ... gerade in dieser Hinsicht kein geeignetes Modell für Sprache ist“ (Habermas 1995, S. 73). So verführerisch das von WITTGENSTEIN angeregte Gleichnis ist, dass ein Wort etwas Ähnliches wie eine Schachfigur sei, so einseitig ist die Analogie von Schach und Sprache. Unter anderem liegt dies daran, dass beim Schach ewig gültige Regeln feststehen, die m.E. nicht erweiterungsbedürftig sind. Bei der Sprache verhält sich dies anders. Indem die Sprache nacheilend den Veränderungen der Welt folgt, sind auch ihre Regeln davon betroffen. Ein leidiges Beispiel ist dafür die letzte Rechtschreibregelung in Deutschland.

²³⁵ Die Unterschiede zwischen der realen Welt und der eines Schachspiels bestehen u.a. in folgendem: In der realen Welt sind unüberschaubar viele Akteure an dem „Spiel“ beteiligt, im Schach nur zwei. Eine Konstruktion für drei Schachspieler ist wohl versucht worden, zerstört aber m.E. die ursprüngliche Philosophie des Spiels. Zudem wenden die Akteure in der realen Welt verschiedene und vielfältige Regeln an, für die es Ausnahmen geben kann. Im Schach ist die Zahl der Regeln streng begrenzt, ohne Ausnahme fest bestimmt und ihre Einhaltung ist für jeden Akteur und zudem für jeden Beobachter kontrollierbar. Schließlich erstrebt das Schach einen finalen Zustand – jedes Spiel ist endlich (...) Das Tun der Akteure in der realen Welt kann von Generation zu Generation als zeitlich ohne Ende angesehen werden. Die Welt also ist eine Art Schachspiel mit unendlich vielen Spielern an unendlich vielen Brettern mit unendlich vielen Konstellationen. Insofern ist eine Analogie von Schach und

Dieses System an Regeln nennt man Logik oder – in Bezug auf die Sprache – auch Grammatik. Daraus resultiert m.E. eine gewisse Analogie von Spieltheorie²³⁶ & Sprachtheorie. Nach jenen Regeln werden Worte in einem Satz vergleichsweise verortet – wie eine Schachfigur an einem festgelegten Platz auf dem Brett. „*Der durch die Grammatik festgelegte Ort eines Wortes im logischen Raum ist dessen Bedeutung. Man kann nicht sagen, ein Wort müsse diese Regeln haben, um in seiner tatsächlichen Weise verwendet zu werden. Erst wenn man die Sprache durch all ihre Regeln beschreibt, wird die Bedeutung eines Wortes angegeben*“, wie WITTGENSTEIN in seinen Vorlesungen zwischen 1930 und 1935 entwickelt hat (zit. Schulte 1989, S. 113 und 237). Daraus resultiert die Frage, ob man sich Worte und Schachfiguren als ein Gleichnis vorstellen könne: „*Die Frage „Was ist eigentlich ein Wort?“ ist analog der „Was ist eine Schachfigur?“*“ (Wittgenstein, PhU §108) Die Analogie ist verführerisch und scheint leicht einzuleuchten. M.E. allerdings greift das Gleichnis zu kurz: a) Das Wort nur lässt sich vergleichen mit jener Schachfigur, die noch *nicht* berührt und bewegt worden ist. b) Ein Schachzug dagegen kommt einer Ansage – einer Aussage – gleich. Der Schachzug entspricht einem Satz, einer Warnung, Aufforderung, Feststellung oder einem Befehl. Ein Schachzug – wie auch jede sprachliche Aufforderung – *bewirkt* etwas, er löst beim anderen etwas aus, der ebenfalls mit einem interaktiven Zug antworten wird. Das Schachspiel wird zum Gleichnis einer adjektivischen Welt – einer lebendigen kausalen Welt, in der zwischen Ursachen und Wirkungen – zwischen Grund und Folge – zwischen Freiheit und Zwang logisch folgerichtige Beziehungen bestehen oder hergestellt werden. Es sind die geltenden Regeln, die die Freiheit beider Spieler begrenzen und zugleich aber ein relativ hohes Maß an Freiheit – in den Grenzen der Regel – zulassen. Damit zeigt sich die nächste Analogie – diejenige von Logik und Grammatik. Den funktionalen Regeln im Spiel entsprechen analog²³⁷ die grammatischen Regeln in der Sprache. Die Willkür sprachlicher Phantasie erfährt ihre Begrenzung durch die Grammatik, die zugleich in den Grenzen der Logik eine gewisse Vielfalt grammatischer Stellungen der Worte im Satz erlaubt. Spiel und Sprache werden mithin auch deshalb zu Problemen der Philosophie, weil sie sich stets zwischen Freiheit und Notwendigkeit vollziehen – in Spiel und Sprache gibt es weder absolute Freiheit noch absolute Unfreiheit. Dazwischen liegt das, was wir Phantasie und Regel nennen. Es sind also Regeln und Prinzipien, Phantasie und Empathie, die Spiel und Sprache, Denken und Handeln bestimmen. Logik und Grammatik scheinen so eine gewisse Allmacht zu besitzen, die all unseren Bildern von der Welt vorgezeichnet ist. Wenn das Bild der Welt eine Vorstellung in Worten ist, dann schreibt die Grammatik dieser Vorstellung zwingend vor, in welcher Weise die Worte so geordnet werden, dass die Vorstellung (Satz, Theorie, Modell) verstehbar ist. Verstehbar ist sie dann, wenn jeder Akteur exakt über die Kenntnis derselben angewandten Regeln verfügt bzw. Erfahrungen besitzt. Soll also ein bestimmtes Bild der Welt

Sprache reizvoll und verführerisch – aber in ihrem Erklärungswert begrenzt. „Die Grenzen des Schachs wären eine Grenze der Welt ...“

²³⁶ Eine Theorie des Spiels, die allgemein auch als *Spieltheorie* bezeichnet wird, wie auch eine (analoge) Theorie der Sprache beschränkt sich nicht nur auf ein System von Regeln, sondern dient final einer Suche nach Taktiken des Gewinnens. Aufgabe der Theorie ist es nicht bloß, Regeln zu definieren, sondern Regeln so anzuwenden, dass eine Überlegenheit über den Gegner erreichbar ist. Das kann im wirtschaftlichen Wettbewerb auch dazu führen, solche neuartigen Regeln zu definieren, die sich zu Ungunsten des Gegners auswirken: Macht hat der, der die Regeln bestimmt. Eine strategische Theorie der Sprache würde ganz analog nach Möglichkeiten zu suchen, um einen gezielten Gebrauch von Sprache interessengeleitet zu initiieren. Das Schachspiel wäre dann eine Form instrumentellen Handelns, um zweckrational einen Sieg zu erringen. Dort, wo auch Sprache instrumentell eingesetzt wird, stellt sie sich in den Dienst zweckrationalen Handelns. Eine instrumentalisierte Sprache ergibt noch kein oder ein nur einseitiges kommunikatives Handeln. Der Sieg im Schachspiel ist nicht verständigungs-, sondern gewinnorientiert.

²³⁷ Den „strikten grammatischen Spielregeln“ stehe ein allerdings „schwankender Sprachgebrauch“ gegenüber (Wittgenstein, Wiener Ausgabe, Big Typescript 2000, S. 174). Mithin muss WITTGENSTEIN kritisch zugeben: „Steckt uns da nicht die Analogie der Sprache mit dem Spiel ein Licht auf?“ (ebd. S. 177) Die behauptete Analogie zwischen Schachspiel und Sprache ist wie jedes Gleichnis einseitig. Die Sprache nimmt sich eine Freiheit, die im Schachspiel undenkbar wäre. Dies auch liegt daran, dass im Schachspiel die Zahl der Spieler und die Anzahl der Regeln überschaubar und für jeden kontrollierbar ist. Dies gilt in der Welt der Sprache nur bedingt.

verständlich sein, muss es einen Code geben, der jene Vorstellung verstehbar macht. Dieser logische Code ist in der Sprache die Grammatik. Man könnte behaupten, dass *j e d e s* sprachlich konstruierte spezifische Bild der Welt in ein *grammatisches Bild* der Welt eingebettet ist. Die substantivische, adjektivische und verbale Welt werden verstehbar durch ein grammatisches Bild der Welt: Wenn Dinge und Eigenschaften sowie die Relationen zwischen Dingen und zwischen Eigenschaften naturgemäß miteinander verbunden sind, dann ist es analog die Grammatik, die im „Bild“ die Verbindung zwischen Substantiv, Adjektiv und Verb – noch deutlicher: zwischen *substantivischem, adjektivischem und verbalem Denken* – herstellt. Demnach wären die von MAUTHNER vorgestellten drei Bilder der Welt lediglich Spielarten eines grammatisch *verschieden* strukturierten Bildes der Welt. Unsere sprachlichen Bilder der Welt stets sind Bilder in den Grenzen der Grammatik. Dies legt die Frage nahe, ob deshalb unserer Vorstellung zugrunde liegt, dass sich die Welt gewissermaßen nach unserer Grammatik richten würde (...) Bekanntlich war es HEGEL, der häufig von einer „Logik“ der Dinge²³⁸ gesprochen hat – so, als ob es in der Welt eine analoge Logik gebe wie im menschlichen Denken. Die Chaostheorie hat später diese Behauptung relativiert: Während die Logik den Zufall gewissermaßen ausschaltet und die Regeln dann mit Notwendigkeit wirken, spielt der Zufall als Teil der Wirklichkeit offensichtlich eine größere Rolle, als die Wissenschaft mitunter angenommen hat. Der Zufall allerdings – als das Nichtlogische – ist nicht nur der Gegenspieler der Notwendigkeit, sondern kann auch als *Teil der Notwendigkeit* gedeutet werden. Durch den Zufall wird das Gesetz nicht außer Kraft gesetzt. Welcher Logik²³⁹ aber folgen Zufall und Freiheit? Möglicherweise gibt es nicht nur eine, sondern mehrere Logiken (...) Auch scheint mir eine Sozio-Logik eine etwas andere Struktur zu haben, als eine Technik-Logik. So folgt auch die Poesie der Sprache anderen logischen Regeln als die Sprache der Wissenschaft. Ohnehin ist eine gewisse Gleichsetzung²⁴⁰ von Grammatik und Logik – wie sie sich häufig bei WITTGENSTEIN findet – nicht

²³⁸ Dagegen kann man erwidern, dass der Begriff Logik nur auf Aussagen anwendbar ist. Interessant für den Erwerb von Fähigkeiten logischen Schließens ist, dass sich manches an der Ordnung und Struktur in Natur, Gesellschaft und im Denken lernen lasse. So, wie das naturwissenschaftliche Experiment eine Lektion in Logik ist, so ist Erzeugen und Verstehen von Sprache eine logische Denkübung. Werden Aussagen nicht verstanden, weil sie logisch nicht verstehbar sind, so führt dies nach und nach zu einer Eliminierung von Fehlern und so gewissermaßen zu einer Reduktion von Unlogik. Die „Herkunft des Logischen“ resultiert aus der „Unlogik“ (Nietzsche, KSA 3, S. 471) Wenn auch nicht jeder eine Sprachlogik als solche explizit erlernt, so erlernt er doch die Logik der Sprache. „Hat nicht die Sprache schon die Befähigung des Menschen zur Erzeugung der Logik verrat(h)en?“, meint um 1872 NIETZSCHE (Nachgelassene Fragmente 1996, S. 31). Bildungstheoretisch gewendet: Hat nicht immer schon die Sprache die Fähigkeit des Menschen zu einem Erlernen der Logik bewiesen? Und auf das Curriculum der Schulfächer bezogen: Man lernt in den Sprachen mehr als nur Sprache! Man lernt beim Sprechen mehr als nur Sprechen. Und man lehre mit dem Schreiben mehr als nur Schreiben. Alle Lerntheorien haben mithin in der Sprache ihren Gegenstand – und in der Sprachkritik ihre Methode! Die Kritik der Sprache und Denkweise des Lernenden ist Ursprung der Lerntheorie.

²³⁹ Die Theologie hat die Existenzweise des Zufalls als das unergründliche Wirken Gottes erklärt. Gott würfelt, so entstehe der Zufall. Es verwundert nicht, dass ein Nachdenken über Logik manchen Logiker zu Gott hinführt, ob z.B. die Logik dasjenige im Denken sei, was man sich unter Gott vorstellen kann. So notiert WITTGENSTEIN am 23.02.1937 in seinem Tagebuch: „... man sagt, Gott sieht alles, was ich tue; man sagt, Gott spricht zu mir in meinem Herzen; man spricht von den Augen, der Hand, dem Mund Gottes, aber nicht von anderen Teilen des Körpers: Lerne daraus die Grammatik des Wortes „Gott“! Ich habe irgendwo gelesen, Luther hätte geschrieben, die Theologie sei „die Grammatik des Wortes Gottes, der heiligen Schrift.“ (Wittgenstein 1999, S. 90) – Der Gedanke wird seither häufig LUTHER zugeschrieben, allerdings bestätigen die von Von LÜPKE angegebenen Belegstellen nicht eindeutig die Vorstellung der Theologie als einer Grammatik der Sprache der Heiligen Schrift (von Lüpke 2009). Der Aufsatz von Von LÜPKE gibt u.a. WA 40, II, 327 und WA 39, I, 176 als diesbezügliche Luther-Quellen an – dort ist jedoch von Grammatik als solcher gar nicht die Rede. Eine weitere Suche in der WA erübrigt sich m.E. ohnehin. Unsere menschlichen Vorstellungen von Grammatik und Logik sind generell nicht auf die Idee von Gott anwendbar. Es wäre fatal und würde in einen Zirkel münden, wenn man unterstellt, dass auch der Wille Gottes einer *L o g i k* und ein „Anfang des Wortes“ Gottes einer Grammatik unterworfen seien, und dass etwa jene Grammatik mit *u n s e r e m* Regelsystem identisch oder ähnlich ist. Dann aber würde diese Grammatik über Gott stehen müssen und dies wiederum würde unserer Vorstellung von Gott „logisch“ wie „theo(-)logisch“ widersprechen. Wohl war es die Theologie selbst, die selbstbestimmt eine „Grammatik des Wortes Gottes“ sein wolle und somit ein Interpretationsmonopol der Bibelexegese besitzt.

²⁴⁰ Zur Unterscheidung könnte man sagen: Jede Grammatik ist logisch, aber nicht jede Logik ist grammatisch. Ausnahmen wären gesondert zu prüfen. Und was die Theologie als die „Grammatik des Wortes Gottes“ anbelangt, so ist die Offenbarung dann offenbar, wenn sich ihre Grammatik offenbart. Ein Verstehen hätte in einer gemeinsamen Grammatik der Sprachlichkeit Gottes und der Sprache des Menschen seine Grundlage. Dies würde wiederum bedeuten, dass es eine Analogie auch in der Logik geben müsse. Nicht zufällig hat man demnach – so Paul TILLICH – Jesus als einen logos bezeichnet: „Wenn Jesus als der Christus der

unproblematisch. Eine Grammatik kann durch Poesie relativiert werden, solange ein Satz verstehbar, solange ein Gedicht erfüllbar bleibt. Poesie könnte man eine besondere Form kunstvoller Logik nennen. Karl BÜHLER wirft – weiterführend – die Frage auf, wie eine gewisse „Arbeitsteilung zwischen dem *Censor grammaticus* und *logicus* zu verstehen“ sei (Bühler 1982, S. 64). So ist es wohl ein zu starke Vereinfachung, sich die Beziehung zwischen beiden Zensoren hierarchisch und statisch vorzustellen. Dazu BÜHLER geistvoll: „Es ist sehr die Frage, ob diese Schichtung mit der Grammatik als Erdgeschoß und der Logik als höherem Stockwerk nicht ebenso umgekehrt angesetzt werden kann.“ (ebd. 65) Dies ist der alte Streit, wer die Königin unter den Wissenschaften sei: Philosophie oder Logik – *grammatica* oder *logica* – *Pansophia* oder *Panlogica*? Oder ist es die Sprachkritik, die die Funktion einer „grauen Eminenz“ einnimmt, wenn doch alle Wissenschaften ihre Theorien letztlich stets in sprachlicher Form formulieren und so allesamt den Gesetzen der Sprache unterworfen sind? Wachen also Logik und Grammatik als *Institutionen der Sprachkritik* über die Korrektheit wissenschaftlicher Fachsprache und Wissenschaftlichkeit von Sprache? Und wie verhält es sich dann mit Philosophie und Theologie, die sprachliche Konstrukte formulieren, die sich einer empirischen Prüfung entziehen? Dort, wo es also nicht die Empirie sein kann, die über Wahrheit oder Falschheit von Aussagen entscheidet, erhebt sich die Frage, welche Instanz es dann sei? Dies legt wiederum eine besondere Stellung von Logik und Grammatik nahe. Der menschlichen Vorstellung der sogenannten Wahrheit entspricht also ein Gefühl, dass das, was sinnhaft in den Gesetzen der Logik und Regeln der Grammatik sagbar ist, allein dadurch Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit besitzt. Philosophie und Theologie erscheinen wissenschaftlich, wenn sie den Gesetzen der Logik folgen, sie erscheinen glaubwürdig, wenn sie logisch sind (...)

*Ein Lehrer erzeugt mit der Sprache der Schule eine eigene Welt
- diese Sprache anzueignen, ist leicht und löblich, sie abzulegen
schwer und schmerzlich. Und so sehnt sich manches Kind zurück zu
jener Schonwelt mit ihren sprachlich klaren Normen und Sanktionen.*

2.14 Sprachkritik als Reformpädagogik – Eine Kritik der **b e l e h r e n d e n** Sprachlichkeit

Ein Artikel unter dem Stichwort „Schule“ scheint nicht in ein „Wörterbuch der Philosophie“ zu gehören. Schule ist traditionell ein zu sehr pädagogisches Phänomen, als dass eine philosophische Analyse angemessen wäre. Philosophen äußern sich eher selten zur Philosophie des Lernens, was dazu führt, dass Lehren und Lernen Domäne von Psychologie und Didaktik bleiben. Indes ist eine philosophische Analyse von Schule nicht überflüssig, zudem zu vermuten ist, dass das Bild der Schule einem bestimmten Bild der Welt entspricht, welches sich in einer typischen Schulsprachlichkeit darstellt. Diesen Typus von Schule zu kritisieren, heißt, ihre Sprache zu kritisieren. Reformpädagogik zum Beispiel bedient sich nicht zufällig einer gewissen Sprachkritik. Indem sie die überkommene Lehr- und Lernweise der alten Schule ablehnt, kritisiert sie sprachkritisch die dieser Schule zugrunde liegende Erkenntnistheorie. Dort, wo MAUTHNER auf Bildung zu sprechen kommt, ist er sprachkritischer Reformpädagoge – ein pädagogischer Sprachkritiker – erweist sich die Reform der Schule als Kritik der Sprache ihrer Lehrer und Lehrbücher (vgl. Mauthner, Wörterbuch I, S. 11-23, 388-398). Die kritischen Überlegungen selbst sind vielschichtig:

a) Wissen und Wissenschaft: Man geht üblicherweise davon aus, dass sich die Inhalte eines Faches aus den Inhalten der betreffenden Fachwissenschaft ableiten würden. Es gibt mithin eine mehr oder weniger hohe Korrelation zwischen Schulwissen und Disziplinwissen. Und bereits damit beginnen die erkenntnistheoretischen Probleme, denn alles das, was Gegenstand von Lehrplänen und Lehrbüchern

logos genannt wird, bedeutet logos eine Offenbarungswirklichkeit und nicht Offenbarungsworte ... Der Grund des Seins hat den Charakter der Selbstoffenbarung, er hat Logos-Charakter.“ (Tillich 1973, S. 187) Der Glaube folgt einem eigenen Syllogismus.

⇒ Indirekt bestimmt TILlich so das *religionsphilosophische Wesen* der Sprache, indem „das Wort als das Logoselement im Grund des Seins verstanden wird“ (ebd.). *Logikos* ist Seinsgrund – „er schließt seinen eigenen *logos* in sich“ (ebd.).

wird, Ergebnis einer Komplexitätsreduktion ist. Dabei werden nicht nur Wissenschaft in Schulwissen, sondern zugleich wissenschaftliche Methodik in eine Didaktik des Lehrens und Lernens transformiert. Das Erkennen des Schülers folgt in vereinfachter Form dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess – mit dem Unterschied, dass es durch die Anwesenheit des Lehrers einen Experten gibt, der das Ergebnis der Forschung, das Ergebnis des forschenden Lernens immer schon kennt.²⁴¹

Handelt es sich bei jenen vermeintlichen Komplexitätsreduktionen²⁴² also möglicherweise um einen versteckten geistigen Reduktionismus? Während die Schüler noch mühsam induzieren – ist der Lehrer immer schon im Besitz der Deduktion. Ist das induktive Suchen künstlich konstruiert? Erzeugt die Vereinfachung von *Vielfalt* der Inhalte möglicherweise eine *Einfalt* des Urteilens? Schule konstruiert auf diese Weise eine „Ersatzwelt“, in deren Einfachheit es leichter ist, jene Regeln zu erlernen, die dann auf die nichtschulische Welt übertragen werden können. Die übliche Pädagogik hat in der Bestimmung der Schritte der didaktischen Vereinfachung und erzieherischen Gewöhnung dezidierte Fortschritte gemacht. So gibt es inzwischen bewährte Algorithmen, wie man sinnvoll *fachwissenschaftliche* Texte so vereinfachen könne, dass sie in Form *unterrichtlicher* Texte fasslich werden, ohne unwissenschaftlich zu sein. Dies allerdings ist sprach- und bildungskritisch nicht unproblematisch: *Ist eine vereinfachte wissenschaftliche Fachsprache noch dieselbe Sprache?* Ist das unterrichtliche Modell noch dasselbe wie das naturwissenschaftliche Modell? Wie hoch ist der Preis der Fasslichkeit – welchen Preis ist man bereit zu zahlen – wenn das Theoriegebäude einer Wissenschaft soweit reduziert werde, damit das Elementare lehrbar wird. Deshalb ist m.E. das Prinzip der Fasslichkeit der Didaktik an ein zweites Prinzip gebunden: an eine Sprach- und Erkenntniskritik des Unterrichtens – eine selbstkritische Reflexion, die auch das Ethos des Lehrers berührt: Will man Schüler erziehen? Oder wolle man Schüler zu Meistern erziehen. Dann muss man sie zur Kritik befähigen – solcherart Schüler werden ihre eigenen Denk- und Methodenkritiker, ihre eigenen Sprachkritiker, ihre eigene moralkritische Instanz.

b) Die Sprache des Erziehens: Ähnliches lässt sich m.E. von der Sprachlichkeit des Erziehens behaupten. Dabei gehe ich davon aus, dass Erziehung ebenfalls eine Komplexitätsreduktion darstellt und auf diese Weise eine vereinfachte Sozialisation ermöglicht, wodurch komplexe soziale Zusammenhänge überhaupt erst verstehbar und Handlungen lernbar werden. Eine derartige Vorstellung des erziehenden Unterrichts als reduzierte soziale Wirklichkeit ist m.W. in der heutigen Erziehungswissenschaft²⁴³

²⁴¹ Daraus ergibt sich die Gefahr, dass der Lehrer unbesehen und subtil das Lernen oft so lenkt und steuert, dass der Schüler möglichst effektiv zu der beabsichtigten Erkenntnis gelangen könne. Die Echtheit einer möglichst praxisnahen Forschungssituation wird mithin nur dann erreicht, wenn sich der Lehrer bewusst in allen Hilfestellungen zurückhält. Dies widerspricht möglicherweise seinem üblichen Selbstverständnis der Lehrrolle. Ebenso, wie auch beim Naturwissenschaftler im Labor kein „Lehrer“ hinter dem Forscher steht, der lenkend und korrigierend eingreift, sollte der Schüler möglichst ohne Fremdsteuerung handeln lernen. Damit wandelt sich die Rolle des Lehrers, sobald es um ein Lernen unter Laborbedingungen geht. Zugleich ist jedoch auch diese Lernweise inhaltlichen und zeitlichen Vorgaben unterworfen, die dem Lernenden nicht unbegrenzt Zeit lassen, völlig selbstständig zum Ziel zu kommen. Darin besteht das nahezu unauflösbare Dilemma des Lehrens in Bezug auf ein forschendes Lernen. Wenn geplante Zeitvorgaben eingehalten werden müssen, setzt Hilfe ein (...)

⇒ *Die Sprache der Forschung ist der Irrtum, die Sprache des Lehrens die Bewahrung vor dem Irrtum. Jene bedient sich der Induktion, diese der Regel.*

²⁴² Bereits 1977 hat HABERMAS auf die Gefahr hingewiesen, dass manche vermeintliche Komplexitätsreduktionen darauf hindeuten, dass „die wenigsten von ihnen imstande“ sind, „in ihrem eigenen Sprachgehaben Komplexität zu reduzieren“: manches davon bleibe oft „bis zur Unverständlichkeit komplex“ (Habermas 1990, S. 9). Dies ist ein deutlich sprachkritisches Urteil: Didaktische Komplexitätsreduktionen erhöhen nicht die Verständlichkeit, sondern oft erzeugen eine neue Form von Unverständnis (...) Lerntheoretisch erscheint das Problem didaktischer Vereinfachungen gelöst – erkenntnistheoretisch bewältigt ist es keinesfalls.

²⁴³ Eine eigene sprachkritische Untersuchung wäre nötig, um der permanenten Verwechslung und Verwischung von Erziehung und Sozialisation entgegenzuwirken. Wenn beide Begriffe noch mit dem Anhängsel „-prozess“ überdehnt werden, wirkt eine derartige erziehungswissenschaftliche Sprache vielleicht „professioneller“, nicht aber überzeugender. Mitunter wäre es sinnvoll, Erziehung eher adjektivisch zu verwenden, wie es HERBART getan hat, als er vom „erziehenden Unterricht“ sprach. Eine Pädagogik, die stereotyp nur von Bildung und Erziehung als Prozessen spricht, dagegen hat eine eher substantivische Vorstellung menschlichen Lebens – dort, wo gewisse Handlungen erzieherisch wirken (ohne direkt Erziehungshandlungen zu sein), entsteht eine Nachhaltigkeit erziehenden Lebens, die nicht allein Gegenstand der Pädagogik ist – eine neue Vorstellung von der Existenzweise erzieherischen Erlebens.

keineswegs selbstverständlich. Auch hier gibt es eine Differenz einerseits zwischen der erzieherischen und andererseits der nichtschulischen Sprachwelt. Sprache in Schule und Gesellschaft wird Mittel der Sozialdisziplinierung.²⁴⁴ Das Einüben von Körpersprache auch formt innere Sprache. Ohnehin dominiert in den sogenannten Pauerschulen bis zum 19. Jh. eine verarmte Sprache – stereotyp wiederholend, laut, unverstanden, äußerlich bleibend. Jene Sprache wirkt über ihre Symbolik. Es scheint weniger wichtig, was gesagt wird, sondern wie es gesagt wird, in welchem Ton der Lehrer mit den Zöglingen spricht. Darin ähnelt jene Schulsprache der Kasernenhofsprache²⁴⁵. Es waren dann meines Erachtens vor allem die Naturwissenschaften, die eine auch neue Sprachkultur in die Schule gebracht haben. Sprache gewinnt an Inhalt und Weltbezug. Dennoch bleibt Schule oft eine Welt der Stereotype. Dies auch betrifft den üblichen Unterricht in der Religion, bei dem die Gefahr bestehe, dass das Kind „wortabergläubisch eine unverhältnismäßig große Menge Religion“ lernt (Mauthner, Wörterbuch II, S. 393), ohne dass dies den Glauben stärke. Indem Schule und Staat die Religion zeitweilig juristisch zur direkten Pflicht und moralisch zur indirekten Pflicht machen, deformieren sie Religiosität in ihrer Tiefe. Ein vordergründiges Reden von Gott führt nicht zu Gott hin. Eine dem Kind nicht gemäße Sprache ist ein Gegenstand der *psychologischen* Sprachkritik. Wo ein rein substantivisches Bild der Welt für das Kind nicht verstehbar ist, wird es zum Gegenstand *philosophischer* Betrachtung. Welche Sprache, welche Wortart also ist kindgemäß²⁴⁶ – im Nachdenken über die Wesen von biblischen Bildern? Hinzu kommt – so MAUTHNER – dass die Strukturen der Schule nicht wenig jenen Organisationsprinzipien ähneln, die an das Militär erinnern (ebd. 391). Später war es bekanntlich Michel FOUCAULT, der auf solcherart Parallelen der Sozialdisziplinierung in Schule, Militär und Strafvollzug aufmerksam macht. Einer Erziehungs- und Sprachkritik kommt mithin die Aufgabe zu, detaillierter die pädagogische Funktionalität jener Sprachlichkeit zu untersuchen, die diese Disziplinierung durch den „unsichtbaren Erzieher“ einer nachhaltigen Sozialisation unterstützt. MAUTHNER spricht – wohl auch aus eigener Erfahrung – von einem Drill und einer Erziehung zum blinden Gehorchen, zu einem „automatischen Gehorsam“ (ebd. 391). Schule erscheint als Aneignung automatisierter Gewohnheiten – kreatives Lernen müsse dagegen eine kritisch bewusste „Einübung des Nichtautomatischen“ sein (ebd. S. 392). Sprache ist nicht wenig an der Ausprägung stereotyper Gewohnheiten beteiligt: a) Es kommt einer Dressur gleich, wenn der Lehrer auf ein Signalwort hin ein bestimmtes Handeln erwartet. b) Es kommt – spiegelverkehrt – einer Manipulation gleich, wenn der Schüler auf eine bestimmte Antwort hin ein Lob des Lehrers erwartet. Die Sprachlichkeit der Schule bedient sich des Aufforderungscharakters der Imperative.

²⁴⁴ Es sind zwei Schriften von FOUCAULT, die nebeneinander stehen und kaum miteinander verbunden zu sein scheinen: einerseits „Überwachen und Strafen“ als die Beschreibung der Sozialdisziplinierung in Geschichte und Gegenwart sowie die „Archäologie des Wissens“, die m.E. eine auch Archäologie der Sprache ist. Meines Erachtens hat FOUCAULT selbst leider nicht hinreichend deutlich gemacht, wie auch durch eine gewisse „diskursive“ Sprache eine latente Sozialdisziplinierung bewirkt wird.

²⁴⁵ Interessanterweise hat Gilbert RYLE (1900-1976) in *The concept of mind* (1949) die sprachliche Form des üblichen Schulunterrichts wie folgt beschrieben: Der „didaktische Diskurs“ erfolgt nicht im „*geselligen Unterhaltungsstil*“, sondern im „*nichtgeselligen Exerzierstil*“ (Ryle 1987, S. 389). Dass der Verstand des Schülers auf diese Weise in einer bestimmten Art geschult wird, wird dabei von RYLE nicht kritisch genug beleuchtet. Zumeist sei es so, dass „die didaktische Rede unpersönlich und nicht-aktuell ist, in dem Sinn, dass der in ihr vorgetragene Stoff von jedem entsprechend geschulten Lehrer jedem entsprechend geschultem Empfänger vorgetragen werden könnte“ (ebd. S. 426). Lehren und Lernen seien ohnehin philosophisch unzureichend untersucht, so RYLE. Wenn man allerdings den Begriff Erkenntnistheorie auch auf die „Theorie des Lernens“ anwenden würde (ebd. S. 435), so wäre ein „philosophischer Zweig“ vorstellbar, der erkenntnistheoretisch „sich mit den Begriffen des Lernens, Lehrens und Prüfens befasst“ (ebd. 436). Damit ist gesagt, dass auch Lernen und Lehren sowie Prüfen ein Gegenstand der philosophischen (!) Sprach- und Erkenntniskritik seien. Prüfungen wohl vollziehen sich in einer stets eigenen Welt – einer substantivischen Welt, in einer adjektivischen oder verbalen Welt. In der ersten muss der Betreffende etwas reaktivieren, in der letzteren etwas konstruieren. Geist und Verlauf einer Prüfung sind nicht wenig ein erkenntnistheoretisches Phänomen.

²⁴⁶ Wenig bekannt ist, dass bereits COMENIUS auf jene für den Schüler sprachlichen Untiefen in der Hl. Schrift aufmerksam gemacht hat, die dem Denkvermögen des Kindes nicht angemessen sind. „... es gibt allerdings in der Schrift Tiefen, aber solche, in denen Elefanten untergehen, Lämmer schwimmen ...“ (vgl. Comenius, *Große Didaktik*, Kap. XXV, Berlin 1961, S. 251) – „... in quibus Elephanti merguntur, Agni natant ...“ (Comenius 1997, I, S. 101). Die „*Große Didaktik*“ von COMENIUS ist hier – wie auch an anderen Stellen m.E. eigentlich eine – oft unterschätzte „*Große Erziehungs- und Sprachkritik*“.

Das, was man in der Moral ein Gesetz nennt, heißt in der Grammatik *Imperativ* (vgl. Mauthner, Wörterbuch II, 7). Meines Erachtens könnte man behaupten: Grammatik wirkt als Sozialdisziplinierung des Denkens. Die *Grammatik* der Schule ist eine ins Sprachliche übersetzte *Moral*.

c) *Sachbezug der Sprache*: Wenn auch MAUTHNER an das pädagogische Prinzip erinnert, „man solle Sachen und Worte nicht trennen“, so war und ist dies bis heute ein Grundproblem der Pädagogik (ebd. S. 392). Die diesbezüglichen lerntheoretischen Zusammenhänge sollen wie folgt problematisiert werden: Sprache ist genau deshalb entstanden, um eine Entlastung der Kommunikation bei zeitweiliger oder dauerhafter Abwesenheit der Sachen zu ermöglichen.

Solange die Sachen anwesend sind, erübrigt sich weitgehend die Notwendigkeit der Sprache. Dies macht sich das Lernen schrittweise zu Nutze. Zunächst sind die Sachen anwesend – die substantivische Bilderwelt ist die erste, die gelernt wird. Hernach fügt das Lehren der Welt der Sachen eine zweite Welt hinzu: die Welt der Sprache, die in einer Äquivalenzrelation zu der ersteren steht. Schließlich verschwinden die Sachen aus dem Blickfeld des Lernenden – er muss sich erinnern, er muss die Dinge beschreiben und erklären können, obwohl solcherart Dinge nicht anwesend sind bzw. möglicherweise nicht anwesend sein können. Das oben genannte Prinzip der Nichttrennbarkeit von Sachen und Worten ist differenzierter, als es auf den ersten Blick scheinen mag. An die Stelle der (direkten) Sachanwesenheit tritt im Unterricht der (indirekte) Sachbezug. Anfänglich beziehen sich die Bezeichnungen direkt auf die gleichzeitig anwesenden Sachen. Später verschwinden die Sachen mehr und mehr aus dem Unterricht – an ihre Stelle treten Theorien und Modelle. Die Sprache erlangt eine Stellvertreterfunktion. Die Bedeutung der Sachen muss der Schüler nun allein aus der Bedeutung der Worte erschließen. Stellen beherrschende Zeigehandlungen einen direkten Sachbezug her, wird mit zunehmendem Abstraktionsvermögen nur noch eine gedankliche Beziehung (Vorstellung) zwischen Worten und Sachen erzeugt. Die Sprache hat dann einen Sachbezug, wenn sie einen solchen Beschreibungsreichtum besitzt, so dass die betreffende Sache so detailliert in der Vorstellung erscheint, als sei sie leibhaftig anwesend. Ist dies nicht der Fall, dann gründet sich die Vorstellung auf eine Verarmung der Sache, das Denken des Schülers bewegt sich in einer verarmten Welt. Die Dinge selbst verflüchtigen sich.

⇒ Die Grenzen der Schulsprache sind die Grenzen einer Lern-Welt. Und die Grenzen der Schülersprache sind Grenzen seiner Vorstellungs- und Bildungskraft: Sprache ist materiale *und* formale Bildung.

d) *Chronologie des Lernens und Archäologie des Wissens*: In einer Chronologie des Lernens war und ist es anthropologisch wie auch ontogenetisch so, dass die Sachen eher da sind als die Wörter. Man kennt die Dinge, noch ehe man dafür Wörter hat. Und nach und nach macht der Lernende jene aufschlussreiche und bleibende Erfahrung: Für *vielen* Dingen genügen meist *wenige* Worte und Sätze – dies das *Ökonomieprinzip* der Sprache. Die Sprache reduziert das Viele auf Weniges. Zu den Dingen kommen die Worte hinzu. Die Gegenwart oft kehrt diese Lernweise um: Das Kind heute kennt Wörter, ohne dafür bereits die Erfahrungen mit den Dingen selbst zu besitzen. Worte ohne erfahrene Bedeutung sind leer. Das Kind stellt sich eine bloße substantivische Welt vor. Es entlehnt aus der Sprachwelt der Erwachsenen Wörter, ohne diese mit einer Sacherfahrung verbinden zu können. Ähnliches lässt sich von Bildern aus den Medien behaupten, die unverstanden bleiben müssen, weil es sich um Bilder handelt, die nicht der kindlichen Erfahrungswelt entstammen. Was davon als Fragment im Unterbewusstsein des Kindes gespeichert werden mag, lässt sich nur ahnen. ROUSSEAU, PESTALOZZI und DIESTERWEG haben es eine Naturgemäßheit des Lernens genannt, dass dieses dem Gang der Natur entsprechen müsse, so dass nach und nach erst Sachen und dann nach und nach Worte in das Leben des Kindes treten. Dort, wo der lerntheoretische Zusammenhang zwischen den Dingen und den Worten sprachkritisch hinterfragt wird, wird eine reformpädagogische Kritik an der Didaktik der überkommenen *Buchschule*²⁴⁷ vorbereitet.

²⁴⁷ Die Lehrweise der sogenannten *Buchschule* löst den Zusammenhang von Dingen und Worten auf. So werden von den Kindern in der Schule des Kaiserreichs die Daten der gewonnenen und verlorenen Schlachten gelernt, deren Wissen ohne Sinn ist. Die bloße Kenntnis der Jahreszahl dieser und jener Schlacht sagt nichts über die wirkliche Geschichte. Dort, wo die Schule

Es ist wenig erforscht, inwiefern Reformpädagogik immer (!) auch Sprachkritik war und ist. M.E. findet die pädagogische Reform in der Sprachkritik eine wichtige methodische Waffe – deshalb ist es bedauerlich, dass jene Schriften von MAUTHNER u.a. so wenig zur Kenntnis genommen worden sind.

e) Die höhere Sprachlichkeit: Wenn es zur Bildung gehört, dass ein gebildeter Geist zu einer Selbstreflexion fähig sei, dann bedarf dies einer spezifischen Lern- und Lehrweise, die propädeutisch in die dafür notwendigen Methoden einführt. MAUTHNER äußert den Gedanken, dass es hierzu eine sich an Schule und Universität anschließende Bildung geben müsse, die eine Reflexion von Sprache erlaubt, eine Art „*oberste Schule ... eine Schule der Erkenntnistheorie oder der Sprachkritik, wo die Grundbegriffe aller wissenschaftlichen Sprache wieder einer Revision unterzogen werden*“ (ebd. S. 394) – eine Schule, in der Kinder gegen die Gewalttätigkeit der Sprache rebellieren – MAUTHNER nennt es eine „*Kinderrevolution gegen die Wörter der Schule*“ (ebd. S. 23). Eine oft diskutierte Bildungsreform der Schule hat in einer Sprach- und Sprechkritik ihre Grundlage. *Bildungskritik muss Sprachkritik sein!* Eine Revision schulischer Sprachlichkeit wäre das Ergebnis einer sprachkritischen Reflexion – das pädagogische Bewusstsein wird sich eigener Trivialisierungen bewusst. Der Lehralltag oft neigt dazu, dass sich eine fächertypische Trivialsprache scheinwissenschaftlicher Prägung ausbildet. Der Unterricht erzeugt ein Milieu an Vereinfachungen und Trivialisierungen, deren sich nicht nur die Schüler, sondern auch ihre Lehrer nicht mehr bewusst sind. Jene Trivialsprache mag zeitweilig ein übliches „Werkzeug des Unterrichts“ sein, sie ist nur ein mehr oder weniger geeignetes Mittel des Lehrens – nicht dessen Zweck. Ist das Mittel des Lehrens die Alltagssprache, so ist das eigentliche Ziel der Bildung eine höhere Sprachlichkeit – nach MAUTHNER ist erst eine solche „Idealsprache das Ziel des Unterrichts“ (ebd. S. 394f.). Ein „freies Denken“ müsse sich von einer „armen Sprache“ befreien – es müsse eine „Sehnsucht“ nach einer „vollkommenen Sprache“ entstehen – die es vermag, den höheren Sinn des Lebens auch in einer höheren Sprachlichkeit ausdrücken zu können. Damit erhält der alte HUMBOLDTSCHER Gedanke nachdrücklich eine gewichtige Bestätigung: Bildung ist Bildung zur Sprache, ästhetische Erziehung eine Erziehung zur Sprache.

„Man glaubt oft ... dass alles aufgeschrieben werden könne, was man denkt. In Wirklichkeit kann man nur das aufschreiben ... was in der Schreibform in uns entsteht.“ (Wittgenstein) – Denn das, was wir schreiben oder aussprechen, ist bereits Ergebnis eines inneren Diskurses.

3. Der Diskurs der Bilder: eine diskursive Sprachwelt?

3.1. Lebenswelt als sprachlicher Diskurs

Betrachtet man nochmals die von MAUTHNER als repräsentativ genannten historischen Vertreter der drei Sprachwelten, so nimmt jeder von ihnen mit gewisser Berechtigung die Richtigkeit gerade seines Weltbildes in Anspruch. Jeder begründet damit das Recht, dass die von ihm behaupteten Regeln der Benutzung der Sprache von den anderen auch philosophisch akzeptiert werden müssen. Sprache kann so die Form eines Diskurses annehmen, wenn dafür Regeln generiert werden. Regelgeleitete Interaktion wird Diskurs. MAUTHNER noch hat eine eher vereinfachte Vorstellung eines Diskurses. Diskurs sei nach KANT Ausdruck von Vernunft. Er meint, dass man zumeist „die Vernunft das diskursive Denken genannt hat und wohl heute noch so nennt; denn es liegt darin ein unfreiwilliges Eingeständnis, dass ein vernünftiges Denken ohne Diskurs, ohne Rede nicht möglich sei“ (Mauthner, Beiträge zur einer Kritik der Sprache, II, S. 679). Es ist dabei nicht nötig, dass die Regeln dem Diskurs bereits vorausgesetzt sind –

das Lernen auf ein Einpacken von Zahlen und Worten reduziert, wird mit Sprache ein fragwürdiges Bild der Welt erzeugt. Mit MAUTHNER könnte man vermuten: ein **s u b s t a n t i v i s c h e s W i s s e n** zusammenhangloser Tatsachen. Die Reformpädagogik schlägt anstelle der Buchschule eine *Arbeitsschule* vor, worunter ein „schaffendes Lernen“ verstanden wird. Indem sich die Arbeitsschule auf das lerntheoretische Tätigkeitsprinzip gründet, erzeugt eine solche Schulorganisation eher ein verbales Bild der Welt.

gewöhnlich ist es so, dass erst nach und nach Regeln expliziert werden. Die Möglichkeit eines Diskurses *über* die gegenseitige Akzeptanz jener Regeln wird von MAUTHNER nicht thematisiert. Welche Regeln also sollten minimal für den erwähnten Diskurs dreier Philosophien gelten? Wenn auch ein derartiger epochenübergreifender Diskurs philosophiegeschichtlich schwer vorstellbar ist, so soll das Gedankenexperiment dennoch gewagt werden: Vertreter vergangener Epochen können im Diesseits der Welt nicht miteinander in einen Diskurs treten – aber die betreffenden Geltungsansprüche können rekonstruiert und in Form eines fiktiven Dialoges dargestellt werden.

Die Bilder der Welt entstehen historisch nacheinander, seither allerdings bestehen sie nebeneinander. So auch die geistige Konstellation der Gegenwart, in der uns jene drei Weltbilder in versteckten Formen wiederholt begegnen. Zu fragen wäre dann, ob durch ein bewusst offen geführtes diskursives Streitgespräch²⁴⁸ die Triade aufgelöst werden kann. Dabei wird unterstellt, dass dazu ein dogmatischer Anspruch auf Wahrheit und Sprachlichkeit von jeder der drei Strömungen aufgegeben werden müsse. Anerkennung von Wahrheit und Akzeptanz fremder Sprachlichkeit²⁴⁹ werden nicht durch eine Doktrin²⁵⁰, sondern durch diskursives Bemühen erstrebt. Die Wahrheit besteht nicht in den Argumenten einer einzigen Person – was folgerichtig bedeuten würde, dass die beiden anderen unrecht hätten – sondern in einem Bemühen um eine gewisse *Intersubjektivität*. Jede Perspektive hat eine einsichtige, wenn auch begrenzte Berechtigung. Jede der drei Perspektiven auch ist Opfer ihrer eigenen Beschränkung. Ein herrschaftsfreier Diskurs²⁵¹ wäre der Versuch, ob jene verschiedenen Beschränktheiten ausgeglichen werden können, ohne sie allerdings ein für alle Mal zu beseitigen.²⁵²

²⁴⁸ Die Idee eines Diskurses eigentlich ist alt – älter als die Theorie des kommunikativen Handelns. Allerdings ist ein philosophischer Diskurs selten gelungen, obwohl bereits in der Antike mit der Kunst einer *dialectica* dafür die methodischen Grundlagen gelegt worden sind. Später macht COMENIUS in seinen weitgreifenden antisozinianischen Schriften auf die nützliche Form des Streitgesprächs zum Zwecke der Wahrheitsfindung aufmerksam. Besonders dort, wo es auf eine Auslegung der Worte ankomme und wo es um die Auslegung von Auslegungen gehe, muss die Auffassung des Anderen in die eigenen Überlegungen einbezogen werden. „*Eines ist es, die Worte der Schrift vorzutragen, ein Anderes aber, den Sinn dieser Worte darzulegen. Denn durch Worte, die ein wenig verändert oder umgestellt wurden, kann sich der Sinn so ändern, dass Gleiches zu ertönen scheint, obwohl dies nicht der Fall ist. Die Worte müssen demnach stets (in Streitgesprächen) ausgelegt werden. Erst so können sie in ihrem Ursprung betrachtet, erwogen und mit dem Verständnis des Auslegenden verglichen werden. Das Ziel ist dabei, die Wahrheit durch die Wahrheit zu stärken bzw. die Lüge durch die Wahrheit zu widerlegen.*“ (Comenius 2008, Bd. 3, S. 1035)

²⁴⁹ Meines Erachtens sind es nicht nur die *inhaltlichen Argumente* allein, die den paradigmatischen Streit auslösen, sondern es ist häufig die empfundene Unvereinbarkeit der paradigmatisch gewachsenen *Sprachlichkeit*, die dazu führt, dass auch die Paradigmen für unvereinbar gehalten werden. Von der Unvereinbarkeit der Sprache wird auf die Unvereinbarkeit des Paradigmas geschlossen. Angenommen, man würde auf dem Wege des Diskurses zu einer einenden sprachlichen Grundlage der miteinander konkurrierenden Paradigmen streben, dann ließe sich möglicherweise feststellen, dass die Positionen praktisch (!) gar nicht so weit auseinander liegen, wie sie sprachlich (!) erscheinen. Der Unwille, ein anderes Paradigma zu akzeptieren, hat deshalb seine Ursache in dem Unwillen, sich mühsam in eine andere Sprachlichkeit einzuarbeiten. So warnt Hans ALBERT 1970 in einem Brief an Karl POPPER vor einer „Zerstörung der Sprache“, die im Gefolge der Kritischen Theorie von HABERMAS u.a. drohen würde (Albert; Popper 2005, S. 153). Das gegenseitige Unverständnis ist tragisch.

²⁵⁰ Auf diesen radikalen Unterschied zwischen Doktrin und Diskurs hat bereits 1970 Michel FOUCAULT in seiner Antrittsvorlesung aufmerksam gemacht (vgl. Foucault: Ordnung des Diskurses. S. 28). Einer diskursiven Entscheidungsfindung kommt mithin eine höhere Stufe ethischer Urteilsfähigkeit zu als einer doktrinären Entscheidungsmacht. Bezüglich der sogenannten Sicherheit über die Richtigkeit der Entscheidung täuscht die Doktrin sicheres Entscheiden lediglich deduktiv vor: Indem die Macht als sicher gilt, gelte auch die Entscheidung als sicher. So die Logik manches Unfehlbarkeitsdogmas. Der Diskurs dagegen hinterlässt zumeist ein gewisses Gefühl an Restunsicherheit – so dass das menschliche Denken immer wieder doktrinären Verführungen verfällt.

²⁵¹ Meines Erachtens ist der *äußere* Diskurs zwischen verschiedenen Personen nichts anderes als der Versuch, das, was ein disziplinierter Geist an *innerer* Ordnung des Denkens erworben hat, auch auf einen regelgeleiteten Dialog mit anderen zu übertragen. Zugleich macht sich wiederum der Einzelne die im äußeren Diskurs vereinbarten Regeln auch innerlich zu eigen und prüft so ihre Relevanz.

²⁵² Man bilde zum Beispiel eine substantivische, eine adjektivische und eine verbale Aussage – keine der Formen, die die Vor- und Nachteile der beiden anderen Varianten beseitigen könnte. Zu fragen wäre lediglich, ob manche Adjektivierung der Wirklichkeit differenzierter entsprechen würde als die oft üblichen und gebräuchlichen Substantivierungen. Ein typisches Beispiel dafür ist das Problem, ob es sich bei der *Verberuflichung der Arbeit* um ein Attribut oder um ein Ding selbst handelt. Die eine Variante spricht mithin vom Beruf als einem Ding, die andere von *Beruflichkeit* als einem Attribut, welches anderen Dingen zukommt. M.E. wäre dann das diesbezügliche Substantiv entbehrlich, da zum Beispiel mit den

Verglichen mit den drei Bildern der Welt – einem Produkt der sozialkritischen Situation jener Zeit – erscheint das diskursive Konzept als Suchprozess nach einer Alternative – nach der Möglichkeit einer Art diskursiv gewonnener Universalsprache. Dass alle ein gemeinsames Bild der Welt besitzen und eine *gleiche Sprache* sprechen – sowie die Hoffnung, dass somit alle eine *gleiche Logik* beherrschen²⁵³ und sich auf dieser Grundlage zu einem *gleichen Weltbild* vereinen – ist bekanntlich eine alte Utopie. Allerdings nicht ein Modell in der Form der Utopia²⁵⁴, wo es eine personifizierte Weisheit gebe, auf deren Urteil Verlass ist. Die neue Utopie wäre eine Gesellschaft, die fähig ist – nicht nur zur diskursiven Meinungsbildung, sondern auch – zur diskursiven Entscheidungsfindung.²⁵⁵ Demnach wären – noch ehe eine Entscheidung getroffen wird – auch jene Minderheiten in den Diskurs einzubeziehen, die bei einem Mehrheitsvotum kaum Gehör finden. Als HABERMAS jenes Modell einen „herrschaftsfreien Diskurs“ genannt hat, war diese ethische Berücksichtigung gemeint. Eine Entscheidungsfindung ist demnach nur dann diskursiv, wenn Argumente auch sozialer Minderheiten herrschaftsfrei beachtet werden. Im regelgeleiteten Diskurs gibt eine Mehrheit zeitweilig ihre Präsenz auf – wie bei den Minderheiten auch, kommt es ausschließlich auf die Überzeugungskraft der Argumente an: Der Verstand beugt sich nicht der Gewalt, sondern dem herrschaftsfreien Geist. Und die Macht verzichtet auf jegliche Gewalt, weil eine Anwendung von Gewalt immer wieder nur Gewalt erzeugt. Und so der Teufelskreis nie endet. – Der Verstand beugt sich nicht einer Mehrheit, sondern er beugt sich der Vernunft. Ganz im originären Sinne der „Kritik der reinen Vernunft“ könne sich der Verstand der Kraft der Vernunft nicht entziehen.

Ausdrücken berufliche Arbeit, berufliche Bildung, beruflicher Abschluss u. ä. größere Klarheit erzeugt wird, als mit dem schwerfälligen Wort Beruf, welches zudem noch religiös gefärbt bzw. sozialständisch vorbelastet ist. Ein hierzu nötiger sprachkritischer Diskurs zwischen Vertretern der Berufssoziologie, Berufspsychologie und Berufspädagogik sowie Berufsdidaktik wäre nicht uninteressant, um zu weiterführenden Einsichten zu gelangen. In diesem Zusammenhang wären auch die sublogischen Beziehungen zwischen den Begriffen Arbeit, Beruf, Qualifikation und Kompetenz zu definieren.

²⁵³ Am weitesten ist jene Vereinheitlichung logischen Denkens – neben der Mathematik – auf dem Gebiet der Grammatik vorangeschritten. Wer die Logik eines Satzbaus nicht einhält, dessen Satz wird nicht verstanden. Das Erlernen der Regeln der Grammatik ist eine Übung unbewusster Logik. Nicht zufällig spricht WITTGENSTEIN von den theologischen Ursprüngen der Grammatik. So notiert er am 23. Februar 1937 in seinem Tagebuch: „Ich habe irgendwo gelesen, Luther hätte geschrieben, die Theologie sei die Grammatik des Wortes Gottes.“ (Wittgenstein 1999, S. 90) Es wäre zu prüfen, ob LUTHER 1521/22 mit der Übersetzung des NT auch eine neuartige und volkstümlich leicht verständliche Grammatik entwickelt, d.h. ob er dem religiösen Inhalt eine bestimmte grammatische Form gegeben habe.

²⁵⁴ Die von Thomas MORUS konstruierte Utopia enthält m.E. totalitäre Züge einer *substantivischen* Welt – eine paradiesähnliche Ordnung unter der Herrschaft von Substantivierungen: Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit – all jene Substantivierungen der Moral, die ihre Legitimation durch eine Personifizierung der Tugenden erhalten. Das Tugendhafte erscheint nicht mehr als Attribut, sondern als Ding – als Person, als moralisches Gesetz. Das moralische Adjektiv erscheint als *ethische* Substantivierung.

⇒ Die *Substantivierungen* selbst sind es, die die ethische Begründung für die moralische Attributierung abgeben.

Substantivierungen und Personifizierungen bedeuten die Aufrichtung moralischer Institutionen. Auf Utopia lebt die Herrschaft der Theologie fort in der patriarchalischen Gestalt personifizierter Tugenden.

²⁵⁵ Als demokratisch und somit moralisch angemessen werden heute in der westlichen Welt jene Entscheidungen empfunden, die von einer rechtmäßigen parlamentarischen Mehrheit getroffen werden. Selbst die schlechteste Demokratie ist mithin besser als jede Art von Absolutismus und Alleinherrschaft. Aber ist jene praktizierte Demokratie bereits das maximal Mögliche der Beherrschung komplexer Gesellschaften? Da sie nicht mehr und nicht weniger ist als die Herrschaft einer Mehrheit über eine Minderheit, so kann man an alle politischen Systeme die Frage richten: „Wie hältst Du’s mit den Minderheiten, und ich sage Dir, ob Du ein Demokrat bist.“ Indem kleineren Fraktionen im Parlament eine gewisse Redezeit eingeräumt wird, hält die Mehrheit ein Prinzip der Denkkultur ein. Der Redebeitrag einer Minderheitsfraktion wird von vornherein am Gesetzgebungsverfahren nichts ändern, dennoch kann es lehrreich für beide Seiten sein, dass ein Mindestmaß an geistiger Freiheit und Toleranz gewährleistet ist. Sprachkritisch bedeutet dies, dass eine Mehrheit mit der Sprache einer Minderheit konfrontiert und ggf. zum Nachdenken angeregt werden kann. Wenn dies auch nicht dazu führen wird, dass jene Mehrheit ihre Meinung allein dadurch ändern werde, so können zumindest schwankende Mitglieder jener Mehrheitsfraktion zur Kritik veranlasst werden, was zum Beispiel zu einer Stimmenthaltung führen kann. Alle Revolutionen gehen von Minderheiten aus, ehe Mehrheiten der Ideen entstehen. Ohnehin wäre es nicht uninteressant, sprachkritisch die Rituale von Mehrheits- und Minderheitsfraktionen zu untersuchen. Meines Erachtens bedient sich die Sprache der Politik – sowohl diejenige der Koalition wie die der Opposition – vordergründig eines substantivischen Bildes der Welt. Die auch durch die Schlagzeilen der Medien unterstützte politische Substantivierung der Berichterstattung befördert eine gewisse Vereinseitigung der Sprache der Politik. Die oft gescholtene *Politikmüdigkeit* hat eine ihrer Ursachen in einer *Sprachmüdigkeit*.

Auch müssen andererseits die durch die Vernunft gewonnenen Schlüsse dem Urteil des „gesunden Verstandes“ unterworfen werden. Indem die Logik der substantivischen, adjektivischen und verbalen Argumente eine adäquate sprachliche Form erhält, wird ein Bild der Welt erzeugt, welches sich die sprachkritischen moralischen Reflexionen der Aufklärung und Gegenaufklärung zueigen macht. Im Diskurs findet die Sprache ihre bestmögliche Entsprechung zur Welt: nur im Diskurs wird gelernt, was zu lernen ist. Ein Mensch, der in einen Diskurs eintritt, tritt in einen Lernprozess ein – er wird vorher nicht wissen, wer er nachher sein wird. Im Diskurs bestehen die drei Bilder der Welt nebeneinander fort – sie werden weder widerlegt noch synthetisiert. Der Verstand lernt den Widerspruch zu ertragen. Die Stärke des adjektivischen Bildes ist die Schwäche aller Substantivierungen. Die leichtere Lernbarkeit von Substantiven ist scheinbar eine Stärke gegenüber einem schwieriger zu lernenden verbalen Bild der Welt. Und so liegt die „Wahrheit“ nicht in *einem einzigen* vermeintlich wahren Bild der Welt, sondern im Widerstreit von Bildern. Ein derartiger Diskurs verlangt zudem nach einer *Lehrweise*, die eines neuen Lehrers bedarf. Dieser Lehrer weiß selbstverständlich, dass die Schüler traditionell eine endgültige Antwort verlangen, welches der drei Bilder das Beste sei (...) Und machen die neuartige Erfahrung, dass der Lehrer die Antwort offen lässt: Der Diskurs wird in der Schwebelage gehalten – er dauert so über den Unterricht fort. Der Diskurs ist die Fortsetzung von Bildung und Erziehung mit anderen Mitteln. War es früher die Kraft der Argumente der pädagogischen und juristisch legitimierten Macht des Lehrers, so gilt jetzt allein die argumentative Kraft der Sprach-, Erkenntnis- und Sozialkritik. Wann man mit einem derartigen *diskursiven Lernen*, wann man also mit einem auch derartigen *diskursiven „Lehren“* beginnen sollte – in Familie, Schule, Beruf, Universität und Öffentlichkeit (...) Jeder Lehrer mag es selbst entscheiden: Diskursivität lässt sich nicht vorschreiben, nicht anbefehlen. Ein Nachdenken inzwischen hat begonnen. Schule und Universität lernen ihre Lektion. Und in der Bildung der Lehrer zuerst muss der Diskurs erlernt werden, wenn man gebildete Menschen haben will.

*„Psychoanalyse ist in dem Maße, wie sie als Kritik deformierter Interaktion
Sprachkritik ist, Kritik systematisch verstümmelter Praxis ...“ (Alfred Lorenzer 1971)*

3.2. Kritik der Sprachzerstörung – Alfred LORENZER

Einen von der Psychoanalyse herrührenden Versuch einer spezifischen Sprachkritik stellen die Schriften von Alfred LORENZER (geb. 1922) dar. Er bezeichnet diese Gefahr als Sprachzerstörung, die in der Gesellschaft wie auch im Menschen selbst stattfindet. Wie in der Welt der Arbeit ist der Mensch auch in der Welt der Sprache einer Entfremdung²⁵⁶ unterworfen. In der Arbeit erzeugt der Mensch in der Fabrik ein Produkt, was nicht zu seinem Besitz wird. Er meint, etwas Eigenes geschaffen zu haben und macht die Erfahrung, dass ihm das Produkt nicht gehört. – In der Sprache erzeugt der Mensch Begriffe, die ihm originär dann nicht mehr gehören, wenn sich jene Begriffe auch andere zu eigen gemacht haben. So, wie in der Arbeit, wird der Mensch auch in der Sprache „enteignet“. Und er hat den Verdacht, dass der Begriff, so wie er ihn versprachlicht hat, einer nicht aufzuhaltenden Deformation unterworfen ist. Seine eigenen Begriffe und Gedanken oft treten ihm als etwas Fremdes entgegen. Indem sich eine Gemeinschaft im Austausch fremde Gedanken zu eigen gemacht, wird der Gedanke des Einzelnen enteignet.

²⁵⁶ Die Entfremdung ist fortschreitend eine doppelte. Erst weiß der Mensch um seine Entfremdung, er hat noch die Erinnerung an die Zeit davor. Später hat er dies vergessen – er bemerkt nichts von einer Entfremdung seiner selbst. In seiner doppelten Fremdheit meint er, er sei er selbst. Und begegnet sich als ein Fremder. Mitunter sagt er dann, er verstehe sich selbst nicht mehr. ADORNO hat in den „*Minima Moralia*“ diese Tiefenwirkung der Entfremdung als eine Folge der Erziehung beschrieben – als die Erziehung eines „gegen das Denken geimpfte Denken“ (Adorno 2003, S. 159). Auf dieser Stufe entfremdeten Daseins „entschwindet die Fähigkeit zur Abstraktion“ (ebd.), wird auch eine Sozial- und Sprachkritik geradezu verhindert. Während MARX die Bedeutung der Produktionsverhältnisse für die Entfremdung betont, muss die philosophische Sprachkritik m.E. den Anteil der Sprache untersuchen, den diese bei der Entstehung eines entfremdeten Bewusstseins hat. Vgl. dazu auch Lucien SÈVE (1978).

Die notwendige Vergesellschaftung der Sprache ist zugleich eine zwangsläufige Enteignung der Sprache.
 ⇒ Sprache ist legitimierter Diebstahl²⁵⁷. Alle sind Diebe. Die Sprache macht alle zu Dieben.
 Zudem ist Sprache einer fortwährenden Sinnentstellung oder Sinndehnung unterworfen. Man raubt ihr den Sinn. In der Wissenschaft nennt man dies eine unvermeidlich notwendige „methodische Beugung der Wahrnehmung“ (Flach 1994, S. 641), im Alltag nennt man dies schlicht eine Verwirrung²⁵⁸ – ein „Wirrwar“. Eine verwirrte Sprache verwirrt das Denken. Ein wirres Denken verwirrt die Sprache. Sprachkritik ist ein Kampf gegen solcherart Verwirrung, Philosophie ein Kampf gegen die „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel der Sprache“, wie WITTGENSTEIN betont hat (PhU § 109). Zudem wirkt die Zerstörung einer Sprache auf den Einzelnen m.E. stärker, als gemeinhin angenommen wird. Man vermag sich der Sprachhülsen der Öffentlichkeit kaum zu entziehen – jene schleichen sich ein, die Menschen schlucken sie unmerklich wie ein Gift.²⁵⁹ Man muss eine bereits gefestigte Begriffs- und Sprachskepsis besitzen, um der Verführbarkeit durch jene Sprachkultur widerstehen zu können. An diesem gesellschaftlichen Mechanismus setzt die psychoanalytische Betrachtung von LORENZER an. Sprachkritik rekonstruiert eine Verarmung und Verstümmelung von Sprache, „wobei Sprachzerstörung synonym für Praxisverstümmelung steht“ (Lorenzer 1971, S. 51). Im Jahre 1973 erweitert sich die Kritik in „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ zu der Vision, dass die Gesellschaft selbst drohe, unter Neurosen und Psychosen zu leiden. „Beschränkte sich die klassische Psychoanalyse darauf den Kranken in der Gesellschaft zu behandeln, so ist es Aufgabe einer materialistisch orientierten, emanzipierten Psychoanalyse, die Gesellschaft selber als Krankheit zu behandeln.“ (Lorenzer 1973, S. 18) Indem sich die soziale Interaktion der Menschen unter einer Herrschaft von Abstraktionen vollzieht, werde das Denken und Fühlen des Menschen deformiert. „*Psychoanalyse ist in dem Maße, wie sie als Kritik deformierter Interaktion Sprachkritik²⁶⁰ ist, Kritik systematisch verstümmelter Praxis, wobei die Sprachverstümmelung der Unterschichten (im Sinne der restricted codes) ebenso darunter fällt wie die Zeichenperfektion einer (von emotionaler Basis abgetrennten) technisch-instrumentellen Operation.*“ (Lorenzer 1971, S. 52) Während Psychoanalyse jene Deformationen aufklärt, denen das ICH und Über-ICH unterworfen ist, betrachtet die philosophische Sprachkritik die *Deformation von Weltbildern* – mit MAUTHNER gesprochen: Welches Bild der Welt entsteht mit der Selbstzerstörung der Sprachlichkeit und einer Teilung in adjektivische, substantivische und verbale Bilder und Denkweisen?

²⁵⁷ Im wörtlichen Sinne betraf dies LUTHER, der die Erfahrung machen musste, dass sich selbst die katholische Kirche seine Bibelübersetzung zu eigen machte. *So klagt LUTHER, dass die „Papisten aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache“* (Mauthner, Wörterbuch I, S. 466). Auch SARTRE schreibt: „Man stiehlt mir mein Denken.“ (Sartre, Das Sein und das Nichts. 1993, S. 654) Das, was bei wissenschaftlichen Texten üblich ist, dass man den Ursprung eines fremden Gedankens kenntlich macht, ist zumeist im Alltag des Mündlichen weder üblich noch gilt dies als unmoralisch. Selbst, wenn man im Alltag die Quelle eines Gedankens angeben würde, bestünde keine Gewissheit, dass es sich dabei um die Ur-Quelle der Idee handelt. Und so ist und bleibt Sprache legitimierter Diebstahl – ungestraft. Mit den Worten übernimmt man den Gedanken. Mit der Übernahme des Gedankens stiehlt man fremdes Eigentum. Alle sind Täter, ebenso wie alle Opfer sind. Sprache erzeugt eine Art Gütergemeinschaft – jener Versuch der alten Sozialutopien.

²⁵⁸ Es gibt verschiedene Formen sprachlicher Verwirrung. a) Zunächst eine krankhafte falsche Verknüpfung von Sprache und Welt mangels geistigen Vermögens; b) Ferner eine zeitweilig subjektive Verwirrung durch eine situative Überforderung des Denkens aus der Unübersichtlichkeit nötiger Informationen und mangelnder Transparenz der Umstände heraus; c) Schließlich eine gezielte Verwirrung von Verstand und Vernunft durch Falschinformation und Halbwahrheit, durch die Verschleierung von Tatsachen und die Verführung des Urteilsvermögens. Dies alles geschieht in einer unaufgeklärten Gesellschaft, dies alles geschieht durch Sprache. Eine Ideologiekritik findet in der Sprachkritik eine wichtige Quelle.

²⁵⁹ Viktor KLEMPERER spricht bezüglich seiner Analyse der Sprache des Dritten Reiches – der *Lingua tertii imperii* – von kleinen Arsendosen, die man schluckt, ohne dies zu spüren. Wirkt das Gift einer Sprache lang genug, wird es seine Wirkung nicht verfehlen. Aus dieser Lehre des Dritten Reiches heraus ist und bleibt Sprachkritik nachhaltige Aufgabe von Bildung.

²⁶⁰ Der Operator „Sprachkritik“ hier ist nicht zufällig – als eine Praxis- und Interaktionskritik wird die sprachkritische Analyse bei LORENZER zum Programm. *„Sprache ist als ein objektiver, semantisch-syntaktisch gegliederter Korpus ein System von Symbolen, die auf menschliche Praxis in doppelter Richtung bezogen sind: a) Menschliche Praxis ist in Sprachfiguren gefasst. Sprache ist der Niederschlag von Praxiserfahrungen und damit b) ein System von Praxisanweisungen und Praxisdeutungen.“* (Lorenzer 1992, S. 92)

Welche Denkungsart bleibt übrig nach einer Verarmung ursprachlichen adjektivischen, substantivischen und verbalen sprachlichen Reichtums? Sprache selbst erscheint als Indikator der Krankheit der Degenerierung, Sprachkritik als deren Diagnose. Worin aber besteht eine reale Therapie? Sprache ohne Poesie, Worte ohne Gleichnis, Gedanken ohne Tiefe (...)

Wenn dem ICH im Nachdenken über ein Nicht-ICH nichts mehr einfällt, fängt es an, sich mit sich selbst zu beschäftigen.

3.3. Das Sprachliche verstehen als sprachliches Verstehen: Sprachkritik als Reflexionswissenschaft

Das Buch „*Philosophie und Reflexion*“ (1958) des Bonner Philosophen Hans WAGNER (1917-2000) kann m.W. als Geburtsurkunde der systematischen Reflexionsphilosophie der Gegenwart gewertet werden. Einer seiner Schüler – der Philosoph Werner FLACH (geb. 1930) – hat das Paradigma zu einer „Erkenntnistheorie“ weiterentwickelt. Mit der Fähigkeit des Gedankens zur Selbstreflexion tritt das philosophische Denken in eine geradezu neue Epoche ein. Die Operationalisierung dessen, was hier streng mit *R e f l e x i o n* gemeint ist, ist durchaus nicht trivial. Das Denken hat es in der philosophischen Reflexion nicht mit einem Reflektieren eines dem Subjekt gegenüberstehenden Gegenstand, sondern *mit sich selbst*²⁶¹ zu tun. Ist der Gegenstand bezüglich des ICH ein Nicht-ICH, so fragt die Reflexion danach, wie viel aus dem ICH sich unbesehen in die Erkenntnis des Nicht-ICH einmischt. Das *reflektierende ICH* macht also das Denken des eigenen *denkenden ICH* zum Gegenstand der Reflexion. Der Beobachter beobachtet sich selbst. Die Überlegungen betreffen so auch eine Grundfrage der Sprachkritik: Wie ist es überhaupt möglich, dass ein Subjekt in der Sprache des reflektierenden ICH die Sprache des reflektierten ICH adäquat beschreiben, erklären und verstehen könne. Indem einem Gegenstand gewissermaßen das Netz der Sprache übergeworfen wird, entstehen – so FICHTE nach dem Dritten Grundsatz der Wissenschaftslehre – ein teilbares ICH und ein teilbares Nicht-ICH. Bereits die Erfahrung bringt es mit sich, dass a) im Nicht-ICH zu einem gewissen Teil bereits mein eigenes Ich ebenso wie b) im ICH zu einem gewissen Teil ein Einfluss des Nicht-ICH vorhanden ist. In der Sprache ist beides miteinander „unzertrennlich verbunden“, wie FICHTE 1797 in der Ersten Einleitung in die Wissenschaftslehre zeigt (Fichte 1944, S. 9). Führt man diesen Gedanken weiter, ergibt sich folgende Konsequenz: Unbesehen mischt sich in die Sprache des reflektierenden ICH ein Stück des teilbaren reflektierten ICH – die Reflexion erscheint gescheitert. Jedem Satz, den ein Mensch spricht oder schreibt, ist gewissermaßen ein unsichtbarer Satz vorgeschaltet, nämlich: „Wie denke ich *E t w a s*.“ Dieses Etwas erschließt sich in seiner Bedeutung durch den vorhergehenden sowie den Folgesatz. Das ICH ist unsichtbar stets mit anwesend, stets enthalten. Seine Anwesenheit ist in der Reflexion stets mitzudenken. So verändert sich der Satz wie folgt: „*W i e* denke ich Etwas?“ Der Versuch der philosophischen Reflexion ist es, diesen verwickelten Mechanismus zu rekonstruieren. Sprachkritik fragt meines Erachtens mithin, a) wie viel sprachliche Subjektivität in einer scheinbar objektiven Gegenstandsaussage und wie viel Objektivität zugleich in der subjektiven Aussagenform enthalten sind und b) wie viel Subjektivität des reflektierten ICH im reflektierenden ICH steckt.

²⁶¹ Wenn an der Reflexion eigener Denkweise kein zweites Subjekt beteiligt ist, dann lässt sich dieser reflexive Prozess nicht mit einem Sprachspiel beschreiben. Denn dies würde bedeuten, dass der/die Sprachspieler sein/ihr eigenes Spiel einer Reflexion unterwerfen. Thomas RENTSCH verweist auf die diesbezügliche Diskussion und stellt zitierend fest: „Kein Sprachspiel kann danach sich selbst zum Gegenstand haben; das Bewusstsein bleibt an die Situation gebunden, deren Licht es sein soll, ohne je sich in actu zu erkennen. So bleibt in der Ryleschen Sicht das Ich ewig auf der Suche, ohne je sich zu gewinnen; es ist zu dauernder und prinzipieller Vorläufigkeit ... verdammt“ (Rentsch 2003, 109), befangen in den ablaufenden Akten eines „zweiten Theaters“, welches der Geist als Regisseur erzeugt (vgl. Ryle 1987, S. 213).

⇒ Der Mensch, der sein Denken zu reflektieren sucht, gleicht einem Schachspieler, der versucht, konsequent gegen sich selbst zu spielen. So, wie jener Spieler zwischen weißen und schwarzen Figuren wechselt, müssten das reflektierende ICH und das reflektierte ICH über verschiedene Sprachen verfügen und ständig die Perspektive wechseln (...)

Es ist stets die Sprache, die dem (unsichtbaren) ICH in den Gegenstandsaussagen eine gewisse Form verleiht. Die Aussage wird nur so viel über einen Gegenstand vermitteln können, wie die Sprache maximal zulässt. Und das, „was man nicht sagen kann, darüber muss man schweigen“, so WITTGENSTEIN. Wäre dann Schweigen²⁶² eine besondere Form der Sprache?

Und welche Form müsste dann eine Kritik der Sprache haben, um einen solchen Gegenstand kritisieren zu können? (...) Philosophiegeschichtlich steht die sprachkritische Reflexion von MAUTHNER meines Erachtens erkenntnistheoretisch auf dem Standpunkt des Nominalismus – die allgemeinen Gattungsbegriffe seien aus Gründen der Ordnung ebenso konstruiert²⁶³ wie die artspezifischen und vermeintlich artobjektiven Merkmale. Die Ordnung der Welt und Klassifikation der Gegenstände folgt den je gegebenen klassifikatorischen Möglichkeiten der Sprache – die vermeintliche *Weltordnung* ist nichts anderes als ein Spiegel der *Sprachordnung*. „Die Welt erscheint uns logisch, weil wir sie erst logisiert haben“, so NIETZSCHE in „Der Wille zur Macht“ (§ 522). Wiederholt begegnet uns der Schatten der Sprache – die Wurzeln der Grenzen unserer Welt liegen in den Grenzen unserer Sprache selbst. Ein sprachgeschichtlich unüberwindbarer Schatten²⁶⁴ legt sich über das aktuelle Erkennen – scheinbar Neues wird in den Formen von Altem formuliert. So erziehen die Alten ihre Kinder – so ahnen jene die ewige Begrenztheit solcher Erziehung zwischen den Generationen.

Reflexivität ist mithin eine immanente Eigenart von Sprachkritik. Welches Objekt der sprachkritische Exkurs auch ausgewählt wird, stets sind in diesem kritischen Bewusstsein reflexiv-rekonstruierende Überlegungen enthalten. Allerdings ist eine bewusste Reflexivität den einzelnen Spielarten der Sprachkritik in unterschiedlicher Intensität eigen. Wenn WITTGENSTEIN etwas übertrieben fordert „Alle Philosophie ist Sprachkritik“ (Tractatus 4.0031), so hätte allein die Philosophie²⁶⁵ ein absolutes

²⁶² Wenn die nichtmenschliche Welt keine Sprache hat, dann würde jener, der diese Welt versucht, ganzheitlich zu denken, *sprachlos* werden müssen. „Die Welt ist ohne Sprache. Sprachlos würde auch, wer sie verstünde.“ (Landauer 2011, S. 46). Denn jede sprachliche Aussage, die er trifft, betrifft nicht die Welt. Das Unendliche ist unsagbar, weil es nicht vorstellbar und so nicht zu versprachlichen ist. Wenn die Mathematik dafür einen Operator gefunden hat, so kann dies nicht darüber hinweg täuschen, dass es selbst einem Mathematiker schwer fallen dürfte, seinem Sohn zu erklären, was er selbst sich unter der Unendlichkeit der Welt vorstelle. Der Operator ∞ selbst ist bloßes Zeichen – es hat einen Verständigungs-, keinerlei Erkenntniswert.

²⁶³ Das, was man an der Philosophie des Mittelalters als Nominalismus und Realismus bezeichnet, findet sich in der Gegenwart unter den Kategorien „Konstruktivismus“ und „Strukturalismus“. Auf diese Analogie hat u.a. Peter RUBEN bereits 1976 in der „Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin“ aufmerksam gemacht (vgl. Ruben 1978, S. 122). Dass der Nominalismus gewissermaßen einen frühen Konstruktivismus darstellt, ist eindeutig. Schwieriger verhält es sich m.E. mit den vielfältigen Schattierungen des Strukturalismus, die nicht ausschließlich vom mittelalterlichen „Realismus“ getragen werden.

²⁶⁴ Die Allegorie des Schattens hat mehrfache Bedeutungen. Zunächst wird man meinen, die Sprache sei der Schatten der Dinge, die Zeichen Schattenbilder der Gegenstände. Blickt man von der Sprache aus, so werfen die Worte einen Schatten auf die sie bezeichnenden Gegenstände: Sprache also vermag einen Gegenstand zu erhellen oder ihn zu verdunkeln. Wo letzteres geschieht, beginnt die Aufgabe der Sprachkritik. Bei NIETZSCHE ist es der „Mittag“, zu welchem Zeitpunkt die Dinge für einen einzigen Augenblick ohne Schatten sind (vgl. Zarathustra, Vierter Teil). Dieses Denken und eine solche Sprache – die keinerlei Schatten auf die Dinge wirft – wäre schattenlos, ohne Wirkung und Nebenwirkung. Indes: Es bleibt stets ein minimaler dunkler Fleck, den die Sprache nicht erhellen kann. Denken strebt nach dem kleinsten dunklen Unbekannten – denn in Folge gilt: „... kürzester Schatten; Ende des längsten Irrtums; Höhepunkt der Menschheit“, wie NIETZSCHE in der Götzen-Dämmerung behauptet (KSA 6). Weshalb mag Lou SALOMÈ gerade dieses Zitat als typisch für NIETZSCHES Denkweise ausgewählt haben – ist es gar doppeldeutig gemeint, jenes „Ende des längsten Irrthums“? (Salomé 2000, S. 198) In der Schattenlosigkeit der Sprache erreicht diese ihr höchstes Ideal. Dann auch wäre alle Sprachkritik überflüssig. Indes – sie findet ihren Gegenstand, wo immer auch Sprache sei. Was an dem Gleichnis von Licht & Schatten schnell außer Blick gerät, ist jenes Element, welches an dem Vorgang stets mitbeteiligt ist: das Licht. Was von beiden also werde der *kritischen (!)* Reflexion unterworfen? – Man wird kurzerhand antworten: der Schatten. Man könne auch nachdenklich hinzufügen: das Licht. Und schließlich das Auge, gewöhnt daran, dies als Licht, jenes als Schatten zu empfinden. Das Auge – wie das Denken – vermag sich an helles Licht, an Schatten und an Dunkelheit zu gewöhnen. Unser Sehen und Meinen, was Licht, was Schatten sei: bereits dieses Urteil bedarf einer Prüfung.

⇒ Der Mensch eigentlich brauche ein drittes Auge, um jene Fehler beobachten zu können, die den beiden anderen Augen beim Sehen unterlaufen. Unsere Kultur deutet in der Tradition des christlichen Denkens das Licht als das Gute – und den Schatten als sein Gegenteil (...) Beidem kommt Wichtigkeit zu: Das Licht zeigt uns die Dinge, der Schatten ihre tiefe Bedeutung (...) Dies wiederholt zeigt die enge Beziehung von Sprach- und Erkenntniskritik. Es sind oft gerade die bekanntesten Gleichnisse, die die Analogien verführerisch in die Irre lenken.

²⁶⁵ Analog ließe sich behaupten, alle Poesie sei Sprachkritik, indem sie einer vulgären eine ästhetische Sprache entgegensetzt. Man hält dem Menschen einen Spiegel vor – was er daraus lerne, hat etwas mit Ehrlichkeit und Sensibilität und einer

sprachkritisches Monopol. Es ist ferner auch die Sprachgeschichte, die der Sprachphilosophie manches Argument liefert. Es erscheint deshalb nützlich, einen chronologischen Überblick über typische Arten der Sprachkritik der Gegenwart zu vermitteln:

Arten der Sprachkritik in der Gegenwart	Gegenstand der Reflexion
„Logisch geht es also jedenfalls nicht bei der Entstehung der Sprache zu ...“ (Nietzsche)	Kritik mangelnder logischer Strenge bei der Beschreibung und Erklärung der historischen Entstehung der Sprache (anthropologische Sprachkritik)
„Alle Philosophie ist Sprachkritik. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners).“ (Wittgenstein, Tractatus 4.0031)	Kritische Reflexion des Methodenbewusstseins der Kenntnis und Anwendung logischer, insbesondere grammatischer Regeln der Sprache. Kampf gegen eine „Verhexung des Verstandes“
Interdisziplinäre „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (Mauthner)	Kritische Reflexion des Umgangs mit Sprache in der Philosophie, Psychologie, Anthropologie, Etymologie und Theologie.
Sprachkritik als Kritik von Bildern der Welt (Mauthner). Und: „Das Wesen ²⁶⁶ der Sprache aber ist ein Bild des Wesens der Welt.“ (Wittgenstein)	Kritische Reflexion des organischen Zusammenhangs von Sprache und Weltbild – von Sprachwelt und Geisteswelt.
Sprachkritik als Kritik der sprachlichen Kritik der Sprachkritiker und Sprachforscher (Mauthner)	Kritik und Metakritik der Art und Weise ausgewählter Sprachkritiken, insbesondere der selbstkritischen Reflexion der Kritiken und Anti-Kritiken
Sprachkritik als Bildungskritik (Nietzsche; Mauthner; Wittgenstein)	Kritische Reflexion der Unterrichtssprache als Indikator der Kritik der Lehrweise und Denkweise und somit tradierter Lernweisen.
Sprachkritik als Urteilskritik (Nietzsche)	Kritik oberflächlichen Urteilens: Dort wo der Mensch ein Wort hat, da meint er, ein schnelles Urteil ²⁶⁷ zur Hand zu haben. Weil er meint, über das rechte Wort nicht mehr nachdenken zu müssen, glaubt er, denkt er auch über den Gegenstand des Urteils nicht mehr nach. Die Sprache hat ihm mit einem trivialen Wort eine Trivialität suggeriert, die gar nicht vorhanden ist.
Erkenntnistheorie in den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ (Mauthner)	Sprachkritik ist identisch mit Erkenntnistheorie (vgl. Einleitung, Wörterbuch Philosophie, Bd. 1): „Fassen wir aber Erkenntnistheorie als Sprachkritik ...“ (vgl. Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (I, 686)

Lernfähigkeit ohne Lehrer zu tun. Eine kunst- und kraftvolle Sprache zu lesen und zu verinnerlichen, schult das eigene Sprechen und Denken. Den Künsten (!) muss man mithin eine ebenso wichtige Funktion der Sprachkritik zubilligen wie der Philosophie. Dass es sich bei NIETZSCHE um ein Genie der Sprachgewalt handelt, der beides an Philosophie und Poesie gleichermaßen beherrscht, ist eine zusätzliche Herausforderung für manchen Sprachkritiker.

²⁶⁶ Meines Erachtens führt die Frage der Sprachphilosophie nach dem sogenannten *Wesen der Sprache* in ein Dilemma. Um diese Frage sinnvoll formulieren zu können, müsste man dieses Wesen bereits kennen. Selbst WITTGENSTEIN ist hierin schwankend zwischen verschiedenen Positionen (1): So heißt es in den „Philosophischen Betrachtungen“ von WITTGENSTEIN: „Und die Philosophie, wenn sie etwas sagen könnte, müsste das Wesen der Welt beschreiben. Das Wesen der Sprache aber ist ein Bild des Wesens der Welt und die Philosophie als [Verwalterin der] Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverbindungen ausschließen.“ (Wittgenstein, Wiener Ausgabe, Studien Texte, Bd. 2, Philosophische Betrachtungen, S. 132) Dagegen folgt in den „Philosophischen Bemerkungen“ radikal (2): „Man kann nicht in der Sprache das Wesen der Sprache beschreiben.“ (ebd. Bd. 3, S. 30) Solcherart Dilemmata sind im philosophischen Denken nicht selten, ähnliches ließe sich über ein Denken sagen, welches das Denken reflektiert. Vielleicht verhält sich das Ganze so: Während die Vernunft sagt, dass es sich in der Theorie um ein Dilemma handele und es demnach keinen Sinn habe, weiter nach Erklärungen zu suchen, meint der Verstand, dass man einfach so tut, als sei es kein Dilemma. Und so fast zwangsläufig wie eine Korrektur von (2) folgt schließlich (3): „Sprache lässt sich nur mit der Sprache beschreiben, darin liegt die Lösung des Rätsels.“ (ebd. Bd. 3, S. 193)

²⁶⁷ Diesen Gedanken entwickelt NIETZSCHE in „Jenseits von Gut und Böse“ (§ 268): „In allen Seelen hat eine gleiche Anzahl oft wiederkehrender Erlebnisse die Oberhand gewonnen über seltener kommende: auf sie hin versteht man sich schnell und immer schneller – die Geschichte der Sprache ist die Geschichte eines Abkürzungsprozesses ...“ (Jenseits von Gut und Böse, § 268, KSA 5, S. 221). So nützlich Worte sein mögen, so verführerisch sind gerade jene Worte, die in aller Munde sind. Das erste Wort ist nicht immer das am besten geeignete. Ein schnell gefundenes Wort beendet das Nachdenken – der Mensch denkt nur dann gründlicher nach, wenn ihm das rechte Wort fehlt. Er meint eine Sache verstanden zu haben, wenn er ein Wort dafür hat. Mit dem Wort im Kopf erlahmt das Nachdenken. Dies auch war der Anlass für den Ruf der Phänomenologie HUSSERLS: „Zu den Sachen selbst“ – mag auch heißen: Gebt Euch nicht mit dem ersten besten Wort zufrieden – ihr habt wohl ein Wort, aber noch lange nicht das Phänomen.“

Sprachkritik als Kritik der Zivilisation an einer Zerstörung der Kultur (Spengler; Max Weber; Friedell)	Kritik des Verlustes eines fortschreitenden historischen Gedächtnisses – Untergang des Abendlandes bedeutet die Gefahr eines Unterganges kulturellen Gedächtnisses
Sprachkritik als Kritik der Instrumentalisierung der Sprache in Strömungen der Philosophie (religionsphilosophische Sprachkritik: Nietzsche; Mauthner; Wittgenstein)	Kritische Reflexion der Sprache der Theologie, Dogmatik, Exegese und des Religionsunterrichts sowie Kritik der Gefahr einer Trivialisierung des „Redens von Gott“ (Rentsch): Die Sprache markiert die (geistigen) Grenzen der Welt (des Vorstellbaren).
Sprachkritik als psychoanalytisch methodisch betriebene Kritik der Sprachzerstörung (Lorenzer)	Kritische Reflexion der inner- und intrapsychischen Mechanismen der Anteil der Sprache an einer „Praxisverstümmelung“.
Sprachkritik als Strömung der „Geschichte der Sprachphilosophie“ (Borsche 1996): Aus dem Schema einer Sprachkritik erwächst eine andere Sprachphilosophie.	Es gibt viele „Versionen traditioneller Sprachkritik“ (...) „nach keiner dieser Versionen (...) jedenfalls erscheint die Sprache als konstitutiv für das Denken selbst, ihre Kritik wirkt nicht konstruktiv, sie bleibt propädeutisch und skeptisch orientiert“ (Borsche 1996, S. 10f.)
„Sprach-Kritik“ (HARTUNG 2012) als eine Vergleichende Disziplin.	HARTUNG unternimmt den Versuch eines Vergleichs der sprachkritischen Versionen von Steinthal, Lazarus, Cassirer, Wittgenstein und Mauthner.

Was den Gegenstand der Reflexion anbelangt, so gibt es neben den mannigfaltigen Untersuchungsobjekten einen Gegenstand, dem eine besondere Existenzweise zukommt: dies ist das ICH selbst. Wer einen zentralen Gegenstand der sprachkritischen Reflexion sucht, findet ihn am ehesten bei sich selbst. Sprachkritik ist der Blick in den eigenen Spiegel. Das Subjekt der Sprache und das Subjekt der Sprachkritik entwickeln eine neue Qualität eines Selbstbewusstseins – das ICH wird sich seiner Sprache und damit einem wesentlichen Teil seiner selbst bewusst. „Denn als Selbstbewusstsein ... erfasst das Ich sich selbst.“ (Sartre 2008, S. 429) Die Identitätsrelation „ICH bin ICH“ erhält eine sprachkritische Bedeutung. Ich bin vor allem (nur) mit mir selbst identisch, weil es niemand gibt, der über dieselbe Sprache und dieselbe sprachkritische Urteilsweise verfügt. Meine eigene Art und Weise, meine Sprache einer Kritik unterwerfen zu können, steigert diese Unverwechselbarkeit: Das reflektierte ICH ist mit dem reflektierenden ICH identisch.

- 1) In der *S p r a c h e* repräsentiert der Mensch zunächst eine gewisse Identität (I) und Originalität – Geist und Sprache erst machen ihn zu einem Subjekt eigener Reflexion.
- 2) Dagegen in der *S p r a c h k r i t i k* repräsentiert derselbe Mensch eine gewisse kritische Identität (II). Es entsteht jene kritische Distanz zu Sprache und Denken, Umwelt und Gesellschaft.
- 3) Diese Identitäten (I) und (II) geraten in einen Gegensatz, es entsteht ggf. eine Identitätskrise, getragen von Kritiken und Antikritiken. Das Maß an subjektiver Kritikfähigkeit bestimmt deshalb nicht wenig unsere Identität. Es beginnt eine reflexive Zeitreise, in der der Mensch manch Neues über sein eigenes Wesen erfahren kann. Dort, wo er zum Fremdbeobachter einer Sprachwirklichkeit wird, reift der Mut der Selbstbeobachtung. „Die Erkenntnis beginnt mit der Reflexion, aber das Spiel des Spiegelung-Spiegelnden“ ist kein „Subjekt-Objekt-Paar“, so SARTRE (ebd. S. 290 und 434). Es mag einen gewissen Typus eines originären Philosophen kennzeichnen, der in den Versuchen jener Reflexion geübt ist. Reflexion ist „autonomes Bewusstsein“ (ebd. S. 289) – sie setzt mithin eine gewisse Reife ethischer Urteilsfähigkeit voraus. Das Subjekt wird Zeuge des Selbst – Und sein eigener Richter, wie KANT vielleicht hinzufügen würde, denn in der Sprachkritik ist das *G e w i s s e n* des Menschen verborgen, durch welches die sprachkritische Selbstreflexion zu einem „inneren Gerichtshof des Menschen“ wird. Dies ist von MAUTHNER nur wenig überliefert und zudem auch bei ihm selbst nur schwer zu rekonstruieren. Da er die „Wissenschaftslehre“ von FICHTE ohne Zweifel gekannt hat, wie der betreffende Artikel „Fichtes Ich“ im „Wörterbuch der Philosophie“ (I, S. 312-319) beweist, wären wichtige Grundlagen einer Sprachkritik als Form der eigenen Selbstreflexion gegeben gewesen.

Vielleicht war es die Zeit, die solcherart Innenschau kaum zuließ, vielleicht musste man mehr im Äußeren leben, um zu überleben. Vielleicht war es auch zu sehr die Sprache der Anderen, die ihn von sich selbst ablenkte (...)

„Noch weniger darf man hier eine Kritik der Bücher und Systeme der reinen Vernunft erwarten, sondern die des reinen Vernunftvermögens selbst.“ (KANT)

3.4. Von der Kritik der Sprache zur erkenntnistheoretischen „Sprachkritik“

Der Unterschied ist offenkundig. Ist eine kritische Sprachdistanz jedem Gebrauch von Sprache in Wissenschaft und Kunst eigen, so ist „Sprachkritik“ die methodisierte und an Theorien gebundene disziplinäre Fortsetzung einer zunächst nicht disziplinär verorteten Kritik. Den Schritt von hier nach da erkennt man an einer deutlich dominierenden Verwendung des Wortes „Sprachkritik“ als Operator. Es ist das Verdienst von WITTGENSTEIN und von MAUTHNER – wenn auch unterschiedlich – dieses Wort als methodischen Operator etabliert zu haben. Sprach- und Vernunftkritik brauche einen „sicheren Proberstein“, wie KANT betont (KrV). Im Probieren schärft Sprachkritik ihre Methodik, in der Güte ihrer Werkzeuge besteht ihre Kraft. Die Waffe der Kritik erfasst die Sprachkritik selbst – indem sie ihre eigenen Regeln einer logischen und philosophischen Kritik unterwirft, schärft sie ihre Waffen. MAUTHNER beginnt seine Sprachkritik mit einer umfassenden Recherche an Material, an deren Substanz er das Begriffssystem der Sprach- und Erkenntniskritik entwickelt. Sind die sprachkritischen Untersuchungen anfänglich eher induktiver Natur, so gewinnen gesicherte Deduktionen mehr und mehr an Wirkung. „Noch weniger darf man hier eine Kritik der Bücher und Systeme der reinen Vernunft erwarten, sondern die des reinen Vernunftvermögens selbst“, wie es bei KANT in der „Kritik der reinen Vernunft“ heißt (KrV, Kant 1979, S. 85). Die Etablierung und bestimmtere Ausschärfung des Begriffes „Sprachkritik“ selbst hat Methode. Jene geschichtliche Genese der Sprachkritik vom bloßen Wort zum strategischen Begriff kann an folgenden Schritten markiert werden.

Von der impliziten Kritik der Sprache zur expliziten Sprachkritik

1776	Bereits Georg Christoph LICHTENBERG stellt fest, „dass sich die Wörter abnutzen, und die Sprachen immer einsylbiger würden je älter sie wären“ (Aphorismus F600). Darüber hinaus finden sich unter den Aphorismus zahlreiche weitere sprachkritische Gedanken (A56, A89, B250, D410, E271, F499, K19) – Die Idee einer Sprachkritik ist in jeder echten kritischen Philosophie enthalten.	Lichtenberg 2005, S. 502
1827	In seinem Buch „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“ verwendet m.W. Wilhelm von HUMBOLDT in Bezug auf die sprachgeschichtlichen Leistungen von SCHLÖZER 1827 erstmals den Begriff „Sprachkritik“.	Humboldt, Erster Abschn. § 20
1869	Vermutlich hat MAUTHNER selbst den Begriff „Sprachkritik“ als tragende Idee 1869 das erste Mal erwähnt, wie er später in seiner Biographie erinnert. GUSTAFSON spricht von einem „überwältigenden Erlebnis eines Sprachschreckens“.	vgl. Gustafsson 1982, S. 146
1873	MAUTHNER hat etwa 1873 ein erstes Manuskript „Kritik der Sprache“ angefertigt.	ebd.
1891	Die Arbeiten MAUTHNERS an den „Beiträgen zur einer Kritik der Sprache“ beginnen.	ebd.
1903	Otto WEININGER behauptet: „... Von Baco bis Fritz Mauthner sind alle Flachköpfe Sprachkritiker gewesen“ – eine Pauschalisierung und Entgleisung.	(vgl. Popper 1984, S. 288)
1904	Im „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“ von Rudolf EISLER findet sich eine deutliche Sympathie mit MAUTHNER und zahlreiche Hinweise auf dessen Sprachkritik.	Eisler 1904 2 Bde.
1910	Im 2. Band des „Wörterbuchs der Philosophie“ definiert MAUTHNER den Begriff „Sprachkritik“. Er konstatiert, dass teilweise „die Sprachkritik als neue Disziplin“ anerkannt sei.	Mauthner 1980, Bd. 2, S. 442
1918	WITTGENSTEIN behauptet im Tractatus: „Alle Philosophie ist Sprachkritik.“	Tractatus 4.0031
1925	„Die drei Bilder der Welt“ – das letzte Werk von MAUTHNER – belegen den Schritt von der Sprachkritik (I) über eine Erkenntniskritik (II) nun zu einer Kritik von Weltbildern (III).	Mauthner 2011
1929	Von Walter EISEN erscheint die Dissertation „Fritz Mauthners Kritik der Sprache“ (Wien, Leipzig 1929)	Gustafsson 1982, S. 145
etwa 1931	Bereits in den Frühschriften benutzt Theodor ADORNO den Begriff „Sprachkritik“ vielfach: „Jede absichtsvoll erstrebte“ philosophische Sprache „verfällt radikal der Sprachkritik“. (Adorno: Thesen über die Sprache des Philosophen)	Adorno, Gesammelte Schriften I, 369
1934	Heinrich SCHMIDT (gest. 1935) führt MAUTHNER in seinem „Philosophischen Wörterbuch“ auf und mahnt eine „durchgreifende Kritik der philosophischen Terminologie“ an. (1961, 16. Auflg.)	Schmidt 1961, S. 368

1966	Nach Helmuth PLESSNER war es eine philosophiegeschichtliche Leistung, „um Sprachkritik an die Stelle der Philosophie selbst zu setzen, d.h. die Philosophie der Sprache zur Kritik ihrer selbst zu machen.“ Der Philosoph gleiche so einem „Selbstquäler“ – Um „den Schutt der Sprache wegräumen“ zu wollen, macht er die Erfahrung, dass er zunächst bei sich selbst beginnen muss.	Plessner 2003, Bd. X, S. 387 sowie 389 u. 391
1970	In der ersten Auflage des Buches „Zur Logik der Sozialwissenschaften“ benutzt HABERMAS den Begriff „Sprachkritik“ bewusst als programmatischen Begriff.	Habermas 1985, 5. Aufl., S. 243
1970	Von Gershom WEILER erscheint „Mauthners Critique of Language“ (Cambridge 1970).	vgl. Gustafsson 1982, S. 145
1971	Alfred LORENZER erkennt die Möglichkeiten der Psychoanalyse als Mittel der Sprachkritik: „Psychoanalyse ist in dem Maße, wie sie als Kritik deformierter Interaktion Sprachkritik ist, Kritik systematisch verstümmelter Praxis ...“	Lorenzer 1971, S. 52
1975	Joachim KÜHN konstatiert methodische Mängel in MAUTHNERS Sprachanalysen – KÜHN nennt seine Schrift – etwas überdehnt: „Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk.“	Kühn 1975
1979	Von Lars GUSTAFSSON (geb. 1936) erscheint in Stockholm „Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten: Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Johnson, Fritz Mauthner“ (dtsh. 1980).	Gustafsson, 1982, S. 7
1990	In seiner Rektoratsrede problematisiert Karl PESTALOZZI 1990 an der Universität Basel das Thema „Sprachkritik und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert“.	Sommer 2005, S. 321
1991	Rudolf HALLER (Graz) erwähnt die Sprachkritik von MAUTHNER in „Jour fixe der Vernunft“ – vermutlich angeregt durch die Randbemerkung von WITTGENSTEIN im „Tractatus“.	Haller 1991, S. 13
1994	Christoph DEMMERLING (Marburg) versteht die Sprachkritik ADORNOS im Zusammenhang mit einer „Verdinglichungskritik“ – als Kritik gegen ein „verzerrendes Verständnis von Sprache“.	Demmerling 1994, S. 138f.
1999	ZIMMERMANN resümiert: „Mauthner steht mit gutem Grund am Beginn: wer hier eintritt, in die drei Bände seiner Sprachkritik, muss alle Hoffnung fahren lassen. Eine Hölle, der man sich zur Schärfung des Sprachbewusstseins aussetzen sollte, auch wenn die Einwände gegen Mauthners Vorgehen auf der Hand liegen...die Sprache insgesamt verdammt er. Das Leben steht außerhalb, in seiner Fülle wird es von der Sprache nicht erfasst, nur Schweigen ist ihm angemessen.“	Hans Dieter Zimmermann 1999, S. 19
2000	Thomas RENTSCH (Dresden) greift jene frühen Kritikschriften auf, durch die „Wittgenstein durch seine Sprachkritik“ sowie HEIDEGGER (Rentsch 2000, S. 18) in den 20er Jahren zu einer Wiederentdeckung einer Philosophie der Sprache beigetragen haben. Auch bei HEGEL lassen sich, so RENTSCH, Ansätze einer Sprachphilosophie finden: Indem dieser die Antinomien von KANT auch auf die „gesamtem Sprachpraxis ausdehnt“ (...) „radikalisiert sich die Sprachkritik bei Hegel“ (ebd. S. 232). Beurteilt man die „Jenaer Realphilosophie“ HEGELS als Idee einer „Negativen Dialektik“, so sei jene Philosophie in „ihrer Sprachkritik“ für den jungen HEGEL besonders „eigentümlich“ (ebd. S. 261). Ähnlichkeiten im philosophischen Anspruch gibt es auch u.a. in der Absicht einer „Sprachkritik und ... einer tiefgreifenden Kritik an der traditionellen Bewusstseinsphilosophie und Erkenntnistheorie“ bei ADORNO und WITTGENSTEIN (ebd. S. 272), insbesondere auf der Vergleichsebene der „Sprachphilosophie und Sprachkritik“ bei beiden, eng verbunden mit einer Wissenschafts- und Philosophiekritik und „radikalen Kulturkritik“ (S. 277).	Rentsch 2000, S. 18, 232, 261, 272, 277, ferner 327 und 342 sowie 380
2000	Urs SOMMER kommt in seinem analytischen Werk über den „Antichrist“ von NIETZSCHE zu der Feststellung, dass vor allem dessen frühe Schriften im Kampf gegen die übliche „Sprachgläubigkeit“ eine „fundamentale Sprachkritik“ repräsentieren.	Sommer 2005, S. 36
2003	RENTSCH unterzieht Heidegger, Wittgenstein und Adorno einer systematischen „Ontologie-, Sprach- und Ideologiekritik“. Das Wort ist Programm!	Rentsch 2003 S. 27
2003	Ludger LÜTGEHAUS vermutet, dass die „Sprachskepsis und Sprachkritik“ für MAUTHNER auch eine vorübergehende Entlastungsfunktion gehabt hat. Erst später ergibt sich dann die schmerzvolle Erkenntnis, dass der Versuch, „alle seine Probleme allein mit den Mitteln der Sprachkritik zu überwinden“, gescheitert sei.	Lütgehaus 2003, S. 384 und 390
2012	Von Gerald HARTUNG erscheinen 2012 eine umfangreiche „Sprach-Kritik“ (über Steinthal, Lazarus, Cassirer und Wittgenstein) sowie 2013 das Buch „An den Grenzen der Sprachkritik“ (über Mauthner).	Hartung 2012 und 2013

Die damit vollzogene Etablierung des Wortes „Sprachkritik“ in der Philosophie der Gegenwart²⁶⁸ erscheint als das Bekenntnis, dass eine Betonung einer bewusst *philosophischen* Analyse von Sprache nötig sei, so lange die von WITTGENSTEIN behauptete Identität von Sprachkritik mit Philosophie bloß rhetorischer Natur ist. Liest man dessen Aussage als logische Identität, dann würde sich Sprachkritik in aller Philosophie aufheben – allein, dass der Gedanke der Kritik eigenständig geworden ist, beweist, dass

²⁶⁸ Gegenwärtig scheint es eine gewisse Belebung der Rezeption der Sprachkritik von MAUTHNER u.a. zu geben. Die Edition von LÜTGEHAUS (2003), auch Herausgeber einer neuen Ausgabe der Atheismus-Bände von MAUTHNER und die Arbeiten von HARTUNG (2012 und 2013) mögen ein Indikator dafür sein.

mit der These „Alle Philosophie ist Sprachkritik“ nichts gelöst ist²⁶⁹. Auch wäre die Behauptung zu prüfen: Alle Sprachkritik muss m.E. in der Philosophie ihre erkenntnistheoretische Grundlage bestimmen. Zugleich verstärkt sich die Einsicht, dass eine Sprachkritik immer stärker universelle Erkenntniskritik geworden ist. In der bewusst propädeutisch und methodologisch angelegten „Einleitung“ zum „Wörterbuch der Philosophie“ versteigt sich MAUTHNER zu einer Hypertrophierung ursprünglicher Ansprüche: „Denn Sprachkritik oder Denkkritik oder Erkenntniskritik wäre nicht die Wissenschaft der Wissenschaften²⁷⁰ oder das Wissen vom Wissen, wenn sie die Resignation, die sie allen Wissenschaften auflagt, nicht auch von sich selbst verlangen würde.“ (Mauthner, Wörterbuch I, Seite XIV) Damit gelangt MAUTHNER folgerichtig zum Verhältnis von Denken und Sprechen und zu dem schwierigen Problem: Worin eigentlich unterscheiden sich Denkkritik und Sprachkritik? Indem jegliches Denken an eine gewisse Sprachlichkeit gebunden zu sein scheint und nach Versprachlichung strebt, ist eine strenge Unterscheidung beider Kategorien eine analytische Herausforderung.²⁷¹

*„Die Sprache scheint ihm beim Denken im Wege zu stehen,
und doch konnte er wieder ohne Sprache nicht denken.“*

(Gustav LANDAUER 1906)

3.5. Sprachwissenschaft – ein unvollendetes Projekt (...)

Eine Reflexion von Sprache sieht sich irgendwann in einem Dilemma – in der Kritik von Sprache beginnt die Kritik im Umgang mit Sprache. Die „Waffe der Kritik“ und die „Kritik der Waffen“ begegnen sich (MARX) – womit also solle man beginnen? Die Sprache scheint dem Denken „im Wege zu stehen“ (Landauer 1994, S. 142). Eine Kritik am substantivistischen Bild der Welt gerät selbst in die Gefahr substantivistischen Denkens. Die Kritik selbst bedarf nicht nur einer Methodisierung, sie bedarf einer auch eigenen Theorie.²⁷² Oft war und ist Kritik ein bloßes und originelles Ablehnen, selten ist sie alternativ und konstruktiv. Kritik zu lernen, will gelernt sein. Dies mag für Sprachkritik in mehrfacher Weise gelten. „... alles ist nur Metapher“ – und selbst die Analyse einer Metapher bedient sich Metaphern (Landauer 1994, S. XXV) – Sprache scheint nichts anderes zu sein als ein Übertragen eines „fertigen Wortes auf einen unfertigen Eindruck, durch Vergleichung also“ (Mauthner, Beiträge 1982, II, 451). Dann wäre Sprachkritik die Kritik an Metaphern durch *alternative* Metaphern. Indes, sie auf diese

²⁶⁹ HIRSCHBERGER deutet an, dass sich zeigen ließe, dass alle Philosophie schon immer eine „Analysis der Sprache“ gewesen sei“ (Hirschberger, Geschichte der Philosophie, II, 2004, S. 656) – von Platon über Anselm von Canterbury bis zu Hume usw. – „nur hat man darüber nicht viel Aufhebens gemacht“ (ebd. S. 658). Meines Erachtens sieht sich allerdings die Analytische Philosophie des 20. Jh. mit einer Vielfalt an Sprachformen konfrontiert, die neben alten auch neuere Fragestellungen aufwerfen.

²⁷⁰ In der Wissenschaftsgeschichte hat es immer wieder Versuche gegeben, eine Wissenschaft der Wissenschaft zu kreieren. War es ursprünglich die Philosophie, der eine solche Metafunktion zukommen müsse, so ist es dann bei FICHTE vor allem die Identitätsphilosophie, die sich als Wissenschaft des Wissens versteht, eine „Wissenschaftslehre“, die selbst eine Wissenschaft sei (Fichte 1920, S. 8). Nicht wenig spricht dafür, dass auch der Logik eine gewisse universelle Kritikfunktion gegenüber allen Wissenschaften zukommt. Und schließlich sei auch die Philosophie als „Geisteswissenschaft“ nach DILTHEY eine „Grundwissenschaft“ – eine allgemeine „Theorie des Wissens“ – eine „Theorie der Theorien“ (Dilthey 1984, S. 120f.). Ähnlich hat später Edmund HUSSERL für die Phänomenologie solcherart Ansprüche einer universellen Methode *aller* Wissenschaften reklamiert. Wenn MAUTHNER nun auch für die Sprachkritik eine solche All-Aufgabe fordert, verstärkt sich das Bedürfnis nicht nur nach Klassifikation der Objektwissenschaften, sondern auch nach Ordnung unter den vermeintlichen Metawissenschaften.

²⁷¹ Vergleiche hierzu den nachfolgenden Aufsatz von Norbert HEMSCHIK in „Syllabus. Gesammelte Aufsätze zur Berufs- und Bildungswissenschaft“ (2014, Heft 2), wo diese Betrachtungen zu „Denken“ und „Sprache“ systematisch vertieft werden.

²⁷² In ihrer logischen Form bedient sich die Kritik häufig des Syllogismus, was allerdings die Widerlegbarkeit der Prämissen voraussetzt. Auf dem Gebiet der Sprache allerdings ist eine rein empirische Widerlegung oft schwierig. Es ist m.E. weder beweisbar noch widerlegbar, ob es eine substantivistische, eine adjektivische oder eine verbale Welt gibt. Somit lässt sich allein mit Deduktionen die Falschheit von Weltanschauungen ableiten, wobei die Allsätze wiederum zumeist nicht widerlegbar sind. Die Sprachkritik von MAUTHNER bewegt sich so im Terrain einer genialen Theorie – allerdings auf unsicherem methodischem Untergrund.

Weise zu einem noch tieferen Nachdenken über Sprache anregt. Sprachkritik ist eine Reflexion des eigenen Denkens in besonders streitbarer Form – das, was schon hunderte Male unbewusst gedacht und gesagt worden ist, wird *bewusst* reflektiert. Der Mensch beginnt über sein Denken nachzudenken (...) Sprachwissenschaftliche Reflexion durchläuft – wie manche andere Wissenschaft – die drei von COMTE unterschiedenen Stadien: Noch ehe sie streng philosophisch sein und später soziologisch werden kann, ist sie gefesselt an theologische Denksysteme. Schon bei Meister ECKHART und TAULER finden sich sprachkritische Gedanken. Aus dem Glauben bezieht Sprache zeitweilig ihre Energie. Sie wird zur Magd der katholischen Theologie, bevor sie vor allem durch LUTHER auch als nützliches Werkzeug des Protestantismus entdeckt wird.

Diese *reformierte Sprache* ist Ergebnis einer auch *sprachlichen Reformation*. Hernach scheint sie lange Zeit Monopol der Philosophie zu sein, ehe sie sich als ein eigenständiger Gegenstand etabliert. Wem also gehört Sprache originär? Das Problem begegnet jedem Einzelnen in alltäglicher Weise. Vor allem den „Sprachwissenschaftler“ (...) ereilt die Frage nach der eigenen Identität, nach einer nötigen Gegenstandsabgrenzung. Dieser fühlt sich eher als Psychologe, jener als Philosoph, ein anderer schließlich als Philologe – jedem ist die Sprache Grund seiner Identität. Wer ein Buch über die Sprache schreiben wolle, muss sich entscheiden, womit er beginnen soll. Meist wird man dazu neigen, philosophische Grundlegungen an den Anfang zu stellen, da immerhin auf diesen das gesamte System ruhe. Sprache wird von einem Weltbild her verstanden – wie auch immer eine solche Seinsanschauung aussehen mag, sie ist nicht wenig bedeutsam für das Gebäude, welches auf dieser Grundlage zu errichten ist. Was MAUTHNER anbelangt, so scheinen gewisse unbewusste philosophische Ahnungen dem ganzen System vorausgehen – das Herz schlägt philosophisch, bevor sich der Kopf der Psychologie zuwendet. Oder anders herum (...) Zudem ist er ein wohl aufmerksamer Beobachter der Fachsprachen seiner Zeit. Hinzukommt eine gewisse etymologische²⁷³ Sensibilisierung, wie man in fast allen Artikeln des „Wörterbuchs der Philosophie“ feststellen kann. Eine durchgehende Systematik ist m.E. nicht zu erkennen – Philosophie, Psychologie, Soziologie, Geschichte²⁷⁴, Theologie – das ist der Stoff, aus dem jene originäre²⁷⁵ Sprachkritik gemacht ist.

²⁷³ Diese etymologische Tendenz im „Wörterbuch der Philosophie“ und auch in den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ ist m.E. eine deutlich hervortretende Eigenheit, ggf. ein gewisser Kritikpunkt an dem philosophischen Unternehmen. Es wäre mühselig, die etymologischen Befunde bzw. Vermutungen MAUTHNERS detailliert zu überprüfen und zu verdichten. Auch erscheint es strittig, ob etymologische Studien unerlässliche empirische Grundlage philosophischer Erkenntnis sein müssen. Es gibt Argumente, die dafür – es gibt Gründe, die dagegen sprechen. Wie auch immer: Die profunde Kenntnis etymologischer Zusammenhänge ist und bleibt die methodische Stärke – vielleicht in manchem Detail auch die empfindliche Schwäche – von MAUTHNER. Der häufig etymologische Zugang zu den Wörterbuchartikeln bleibt ebenso fragmentarisch wie jene oft undurchsichtige Auswahl der Artikel selbst. Die Auswahl erscheint teilweise als ein Speichern originärer Gedanken, dass sie nicht verloren gehen mögen. Und so hat man Dasjenige alphabetisch geordnet, was eigentlich systematisch entwickelt werden muss. Alphabetische Ordnungen sind künstlich und lückenhaft und nur für den geschulten Leser nachvollziehbar, systematische und historische Gliederungen des Textes – wie die „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ – werden einer folgerichtigen Denkweise eher gerecht.

²⁷⁴ Bezüglich der Geschichtswissenschaft(en) hat MAUTHNER u.a. auch Studien der Völkergeschichte einbezogen. Dabei ging es ihm unter anderem um die Frage, ob es einen kausalen Zusammenhang der *Sprachvermischung* mit der Völkermischung, der Wörterwanderungen mit den Völkerwanderungen gegeben habe. Dieser Zusammenhang scheint auf den ersten Blick naheliegend zu sein – MAUTHNER und LANDAUER behaupten indes, dass ein solcher Zusammenhang nicht bewiesen sei und sich auch schwer beweisen lässt (vgl. Landauer 2007, S. 64). Hinzu kommt m.E. die Frage, ob es mit den Völker- und Sprachwanderungen auch zu einer Vermischung – bzw. auch Abgrenzung – zwischen Weltbildern gekommen ist.

²⁷⁵ Originär sei MAUTHNERS Sprachkritik schon deshalb, „dass er statt Vernunft Sprache sagt“, wie LANDAUER rekonstruiert (Landauer 2011, S. 149). Hatte KANT eine seiner drei Kritikschriften die „*Kritik der reinen Vernunft*“ genannt, so könnte es m.E. bei MAUTHNER lauten: *Kritik der reinen Sprache*. Dieses nun als „Sprachkritik“ bezeichnete Argumentationsmuster wird allerdings nicht darum herum kommen, auch eine Kritik der Denkweisen sein zu müssen. Was man bei KANT allerdings selten findet, ist die etymologische Grundlage sprach- und erkenntniskritischer Folgerungen. Das könnte heißen, dass derjenige, der die Geschichte der Sprache unzureichend kennt, sprachkritisch angreifbar ist. Was MAUTHNER und KANT gemeinsam haben, ist die *erkenntnistheoretische* Strategie der Betrachtungen. Scheinbar nur am Rand findet sich auch bei MAUTHNER die Position, dass Sprachkritik und *Erkenntnistheorie* zusammengehören. Zwei Zitate mögen dies belegen: 1) „Fassen wir aber Erkenntnistheorie als Sprachkritik, natürlich als eine Sprachkritik, welche alle Beziehungen unserer Welterkenntnis oder Sprache zur Geschichte, zur Logik und zur Psychologie aufzuklären sucht, so wächst die von den Fachmetaphysikern verachtete

Platon, Aristoteles, Meister Eckhart²⁷⁶ sowie Descartes, Spinoza, Bacon und schließlich Kant, Fichte, Schopenhauer und Nietzsche scheinen zu den bevorzugten Vorbildern zu gehören (vgl. Landauer 1994, S. XVII sowie 36, 103, 135, 233, 260, 292, 445). „Wir haben Spinoza nicht für die Schule, sondern fürs Leben gelernt“, so LANDAUER in einem Brief von 1918 (Landauer 1994, S. 352). Kritisch gegen Manches und Manchen – Bemerkungen zu Bergson und Lotze (ebd. 291 und 456), auch zeitweilige Suchbewegungen in Richtung Jakob Böhmes und – m.E. fragwürdig – zu Friedrich Christoph Oetinger (ebd. 320). Bei LANDAUER häufig kommt eine Art Kokettieren mit Proudhon und Kropotkin hinzu. Ohnehin sind jene Briefe ab 1890 über einen Zeitraum von nahezu dreißig Jahren ein aufschlussreiches Konvolut beider Freundschaft – Zeugnis eines Zeitgeistes, gelebte Kongenialität, Kontinuum einer lebendigen Bio-Bibliographie. Man gewinnt den Eindruck – wenn sie nicht gerade Bücher geschrieben haben – dann haben sie Bücher gelesen. Sonst nichts. Ein Leben in einem begehren Bücheregal – beseelt, den „Turmbau“ zu rekonstruieren oder neu zu versuchen (...) Womit also ist zu beginnen? LANDAUER meint bereits 1899, die „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ sollten mit der Psychologie der Sprache beginnen, für ihn stehe fest, dass „die Psychologie an den Anfang gehört“ (Landauer 1994, S. 26). „Das Ganze ist ja doch Psychologie größten Stils, da müssen die Grundfragen am Anfang behandelt werden.“ (ebd.) Damit ist es heraus: es handele sich um ein Projekt *größten Stils* – die Kritik der Sprache erscheint als Dekonstruktion eines mächtigen und ewigen Turmbaus.²⁷⁷ So scheint es relativ unwichtig, ob man nun mit einer Psychologie, einer Philosophie oder einer Geschichte²⁷⁸ der Sprache beginne – das Ergebnis würde letztlich doch immer dasselbe sein: ein Projekt *größten Stils*.

Erkenntnistheorie langsam zur Wissenschaft der Wissenschaft heran ...“ (Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache II, S. 686f.) 2) Und noch deutlicher: „Die Kritik der Sprache muss Befreiung von der Sprache als höchstes Ziel der Selbstbefreiung lehren. Die Sprache wird zur Selbstkritik der Philosophie.“ (ebd. S. 713) Sprachkritik wird so in den Rang einer universellen Kritik jeglichen Denkens erhoben – MAUTHNERS Sprachkritik will Kritik des wissenschaftlichen, philosophischen, religiösen, künstlerischen sowie praktisch-gegenständlichen Denkens sein. Es gibt allerdings eine Kritikdisziplin, die dieses Amt historisch bereits innehat: die Logik. Unabhängig von einer hinreichenden Sachkenntnis der zu kritisierenden Inhalte vermag die Logik jede Reihung von Aussagen daraufhin zu beurteilen, ob die Schlüsse folgerichtig gezogen sind. Der sprachkritische Aspekt dieses logischen Urteils wäre, ob die sprachliche Gestalt der so gewonnenen Konklusion sprachlich den Prämissen entspricht. Das Unterfangen von MAUTHNER erscheint mithin ebenso bewundernswert wie auch waghalsig und undurchführbar. Indes: MAUTHNER wollte es sich selbst beweisen, dass ein Einzelner dennoch dazu in der Lage ist – wenn er im Leben nur mutig und früh genug damit beginnt (...)

²⁷⁶ So findet sich in den Deutschen Werken von Meister ECKHART in einer Predigt eine wichtige sprachphilosophische Behauptung. „Swaz eigenliche gewortet mac werden, daz muoz von innen her zu komen und sich bewegen von innerer forme und niht von uzen her in kommen, mer: von inwendic sol ez her zu komen.“ (Meister Eckhart 2008, I, Predigt Nr. 4, S. 50) Man kann die Frage nach der Quelle der Worte mit zwei miteinander konkurrierenden Paradigmen beantworten. Das eine Paradigma geht von dem gesellschaftlichen Wesen der Sprache aus und begründet so eine Objektivität der Wortzeichen. Die andere Position geht vom Subjekt aus und meint, dass es letztlich stets das Individuum ist, welches sich für ein bestimmtes Wort entscheidet. Im ersteren Fall kommt das Wort von außen, im anderen von innen. Sprache ist meines Erachtens mithin ein Schnittpunkt äußerer Bestimmung und innerer Stimme, objektiver Verwurzelung und subjektivem Quell der Sprache – denn auch die sogenannte objektiv gegebene Sprache lebt in und zwischen den Subjekten. Und sonst nirgendwo. Und dort, wo die Sprache auch das Schweigen einschließt, bleibt das Wort innen – nach dem Bilde Gottes, dessen Sein „mehr ein Schweigen als ein Sprechen“ sei, wie Meister ECKHART in einer späteren Predigt hinzufügt (vgl. Predigt 36A, ebd. I, S. 387).

²⁷⁷ Auch MAUTHNER ist von der Legende über den Turmbau zu Babel inspiriert worden, wie u.a. der Wörterbuchartikel „Babel“ bestätigt, wobei er die Überlieferung durchaus kritisch beurteilt. Dass es nämlich eine ursprüngliche Einheitsprache gegeben habe, dafür gebe es kaum anthropologische Belege. Die Behauptung einer „einstigen Einheit aller Menschensprachen“ sei erledigt (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, I, S.72). Dass die Legende einer Ursprache von B a b e l immer wieder wiederholt worden ist, ändert an der Sache nichts. Dies liege auch daran, dass sprachphilosophische Betrachtungen nicht immer von empirischen Sprachforschern betrieben werden, denn „die Virtuosen des Sprachtalents waren niemals Sprachforscher oder Sprachphilosophen.“ (ebd. S. 74) Was also wäre die geeignete Mutterwissenschaft der Sprachforschung?

²⁷⁸ Wie NIETZSCHE in seiner „Historie ...“ entwickelt, hat die Sprachgeschichte wie jede geschichtswissenschaftliche Disziplin drei Funktionen, m.E. mindestens: a) eine machtstabilisierende Funktion b) eine sprachbewahrende Funktion; c) eine sprachkritische Funktion. Wenn NIETZSCHE feststellt: „Die Geschichte gehört vor Allem dem Thätigen und Mächtigen ...“ (KSA 1,258), dann gilt dies auch für die Öffentlichkeit der Sprache. Die in einer Gesellschaft herrschende Sprache ist die Sprache der herrschenden Klasse. So etwa ein Gedanke von MARX in „Die deutsche Ideologie“ (vgl. MEW 3). In diesem System von Machtstreben und Machterhalt kommt auch der üblichen Sprachwissenschaft eine stabilisierende Funktion zu. Machterhalt und Machtkritik – Spracherhalt und Sprachkritik – können so in einen oppositionellen Gegensatz geraten.

Wie in keinem anderen wissenschaftlichen Objektbereich begegnen und überschneiden sich ohnehin die Wissenschaften m.E. in solch enger Weise wie beim Studium der Sprache. Auf dem Feld der Natur dominieren unangefochten die Naturwissenschaften, auf dem Feld der Gesellschaft die Sozialwissenschaften – es herrscht relative Ordnung in den Grenzen von Gegenstand und Methode. Auf dem Feld der Sprache herrscht nach meiner Beobachtung größte disziplinäre Unordnung. Jede Disziplin scheint ein Monopol auf das Objekt der Sprache erheben zu wollen – Philosophie, Philologie, Psychologie, Soziologie, Anthropologie und Logik (...) scheinen für eine Analyse der Komplexität von Sprache gleichermaßen geeignet. Indes: All jene erweisen sich in ihren methodischen Grenzen als ebenso geeignet wie ungeeignet. Zumindest haben jene Wissenschaften mit ihren Spezialmethoden immer neue Seiten an der Sprache und ihrer Geschichte entdeckt, die größte Herausforderung – die einer Vergleichenden²⁷⁹ Sprachanthropologie – steht allerdings noch bevor. Hinzu kommt ein Dilemma: Das, was die heutigen Sprachforscher über Sprache wissen, hat zumeist die *eigene* Sprache zur Grundlage. Was Sprache in ihrer Vielfalt sei, kann eigentlich nur derjenige überschauen, der nahezu alle auch *fremden* Sprachen der Welt gleichermaßen gut kennen würde. Oder nach den Prinzipien des Induktionismus formuliert: Eine verallgemeinerte sprachwissenschaftliche Behauptung hätte nur dann universelle Gültigkeit, wenn sie anhand der Sprachen der Welt bestätigt worden ist. Dies erfordert, die Behauptung in einer Form zu formulieren, dass sie interkulturell widerlegbar sein muss. Was einen repräsentativen Ausschnitt anbelangt, so ist es kaum möglich, ein strenges Auswahlkriterium anzugeben: Sollen aus allen Kontinenten repräsentative, d.h. regional besonders häufig vorkommende Sprachen ausgewählt werden? Oder soll gezielt nach originären, den europäischen Sprachen nicht verwandten Formen gesucht werden? Kulturvergleichende Methode²⁸⁰ und systematische Darstellung befruchten sich – es entsteht das Ideal einer *Systematischen und historischen Sprachwissenschaft*. Zeitweilig scheint mal die eine, mal die andere sprachwissenschaftliche Methode eine gewisse *Lokomotivfunktion* auszuüben. Mitunter sind es neuropsychologische Erkenntnisse, die neue sprachsoziologische Fragen nach sich ziehen. Die Wissenschaften haben die Sprache gewissermaßen unter sich aufgeteilt – so gibt es schon zu MAUTHNERS Zeit die Tendenz, dass sich nunmehr die Philologen gern als Linguisten²⁸¹ bezeichnen.

²⁷⁹ George Herbert MEAD (1863-1931) hat darauf aufmerksam gemacht, dass bereits Johann Friedrich HERBART die Sprache „dem Gegenstandsbereich der historischen und objektiv vergleichenden Wissenschaften“ zugerechnet habe (vgl. Mead, Bd. 1, S. 172). Indes ist Sprache ein treffendes Beispiel, wie künstlich all unsere Wissenschaftsklassifikationen und Gegenstandsbestimmungen sind, die eine exakte Bestimmtheit an Grenzziehungen oft nur vortäuschen. Und deshalb in der Praxis des Wissenschaftsbetriebes jene Grenzen bereits darum kaum einzuhalten sind, weil sie real gar nicht existieren.

²⁸⁰ Es war unstrittig eine Stärke MAUTHNES, seine sprachkritischen Befunde auch mit sprachgeschichtlichen Argumenten zu stützen. Der funktionale Zusammenhang von „Sprachwissenschaft und Ethnologie“ ist mehrdimensional. Die sprachkritischen Hypothesen erfahren ihre Belegung/Widerlegung in den ethnologischen Betrachtungen. Und ebenso führt die Ethnologie zu neuartigen sprachphilosophischen Fragestellungen. Eine Rekonstruktion des Stammbaums der Sprache(n) gleicht einer Suche nach einer Systematik, die oft sich als bloße „provisorische Klassifikation“ erweist (Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, II, S. 588 und 590). MAUTHNER's Werk selbst wird Teil eines derartigen Stammbaums – man könnte sagen: Sprachgeschichte wächst zur Sprachkritik empor. Eine m.E. strittige und lückenhafte Periodisierung der gewachsenen Disziplingeschichte der Sprachgeschichte stammt ferner von SCHLIEBEN-LANGE (1983, S. 477).

18. Jahrhundert:	konstruktiv-prospektiver Typ einer Sprachgeschichtsschreibung
19. Jahrhundert (1. Generation):	rekonstruktiv-retrospektiver Typ einer Sprachgeschichtsschreibung
19. Jahrhundert (2. Generation):	evolutionärer Typ einer Sprachgeschichtsschreibung
19. Jahrhundert (3. Generation):	mechanischer Typ einer Sprachgeschichtsschreibung

Einzuordnen wären Saussure (ebd. 476), Humboldt, Grimm, Condillac und Herder (ebd. 480) sowie Condorcet (ebd. 481 ff.). Die Autorin indes hütet sich davor, sich festzulegen. Sie selbst plädiert für eine „Entfaltung der konstruktiv-prospektiven (Sprach-) Geschichtsschreibung“ und meint, dass es „interessant wäre, diesen verschütteten Typ der Sprachgeschichtsschreibung ... zu erproben“ (ebd. S. 485). MAUTHNER fehlt in den Betrachtungen – wie zu erwarten war (...)

²⁸¹ Meines Erachtens waren und sind Philologie und Linguistik durchaus verschiedene Gebiete und der Stand der Philologen deckt sich nicht mit dem Stand der Linguistiker (vgl. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, II, S. 588). Aber es mag stimmen, dass das Wort Linguistik einen moderneren Anschein vermittelt, obwohl sie manches der klassischen Philologie verdankt. So widmet auch SCHOPENHAUER ein eigenständiges Kapitel der „Linguistik“ (Schopenhauer III, S. 277 ff.) und formuliert die radikale sprachphilosophische Aussage: „Die Sprache also, dieser unmittelbarste Abdruck unserer Gedanken, giebt

Und er vermerkt jene Vielfalt an schillernden Bezeichnungen der „Sprachphilosophie“, „Sprachpsychologie“ und wörtlich: „Sprachlogik, -ethik, -ästhetik sowie Sprachkritik“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie II, S. 443) – das Curriculum²⁸² des Sprachgelehrten. Allesamt *Wissenschaften des Genitivs*, ein Reservoir feinsinniger Befunde und geschärfter Methoden, jede *für sich* mit einem eigenen System an Definitionen, um Sprache *für sich* fasslich zu machen. Man könnte sagen: Tausende Aufsätze über Sprache *für sich* ... wo aber bleibt die Sprache *an sich* dabei? – Und: Sollte Philosophie dabei eine gewisse Sonderstellung beanspruchen – oder ist jene auch nur bloße Einzelwissenschaft neben anderen? Es war bekanntlich ein Gedanke von Friedrich ENGELS, dass alle Philosophie nur dann überflüssig wäre, wenn die Einzelwissenschaften selbst in ausreichendem Maße immer auch „Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang“ sind (...) Dass dies bis in die Gegenwart hinein nicht so ist, bekräftigt die Notwendigkeit²⁸³ *philosophischer* Reflexion, die Aktualität einer philosophischen Sprachkritik. Und aus jener Notwendigkeit resultiere ein gewisses „Existenzrecht“ der Philosophie, ihre auch methodologische und ethische „Bedeutung im Kreise der Wissenschaften“ zu verteidigen (Dilthey 1984, S. 51). Der Sprachkörper ansonsten drohe – wie mit einem Skalpell sezirt und in immer kleinere Teile und Aspekte – zerlegt zu werden, indes der Gesamtzusammenhang geht möglicherweise dauerhaft verloren. Sich zurückziehend auf kleinste Fragestellungen, bleibt eine Sammlung – für sich genommen – geistvoller Fragmente, die kein Ganzes mehr sein wollen und im Fragmentarischen ihr Monopol begründen. Die Atomisierung der Sprache gleicht dem Erzeugen immer kleinerer substantivischer Welten. Jene verschiedenen Sprachforscher kann man sich originär in folgender Situation vorstellen: „Die Sprache ist ein Labyrinth von Wegen, Du kommst von einer Seite und kennst dich aus. Du kommst von einer andern zur selben Stelle, und kennst dich nicht mehr aus“ – so WITTGENSTEIN in den *Philosophischen Untersuchungen* (§ 203): Jeder benutzt mithin nur seinen gewohnten *Spezialweg*, auf dem er sich auskennt, keiner kennt das Labyrinth als *Ganzes*. Die Bekanntheit ist eine scheinbare, befangen in den begrifflichen und methodischen Gewohnheiten²⁸⁴ der eigenen Disziplin. Nur wenige können die Perspektive des Anderen einnehmen, zu sehr gefesselt im Netz der eigenen Sichtweisen und stereotypen Methoden. Je höher die fortgeschrittene arbeitsteilige Disziplinarität, umso größer m.E. die begriffliche Befangenheit und umso schwerer scheinbar der Perspektivenwechsel. Selten ist für diesen Umstand der *Symbolische Interaktionismus* von George Herbert MEAD angewandt worden, denn auch für jenen Sprachforscher gilt mithin die Maxime: Nimm die Rolle des anderen Sprachforschers ein! MAUTHNER wohl hat diesen Versuch unternommen.

Anzeige, dass wir genöthigt sind, jeden inneren Trieb als ein Wollen zu denken, aber keineswegs legt sie den Dingen auch Erkenntniß bei.“ (ebd. S. 279) Die Vielfalt der Zuschreibungen, was Sprache sei, ist um ein Gleichnis reicher: Die Welt der Sprache ist „Wille und Vorstellung“ – Sprachlichkeit bedeutet Wollen und Können, was zahlreiche tiefenpsychologische Deutungen nahelegen würde.

²⁸² Es verwundert nicht, dass unter den septem artes liberales die sprachlichen Künste eine solch grundlegende Stellung einnehmen. Wer das Trivium erlernt, lernt mehr als nur Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Das *T r i v i u m* vereint die Wissenschaften zu einer Philosophie der Sprache. Ohne das Wort Philosophie im Schulunterricht der Grammatik überhaupt zu verwenden, ist jenes Lernen eine Lektion in Philosophie und Logik. Der Schüler ahnt dies Philosophische, der Lehrer sollte es mehr als nur ahnen. Und dort, wo das Lehren zur dialectica fortschreitet, entfalten Denken und Sprache ihre ganze Stärke.

²⁸³ In der Geschichte naturwissenschaftlichen Denkens entsteht so nicht zufällig das Bedürfnis nach einer disziplinübergreifenden Bearbeitung *Philosophischer Probleme der Naturwissenschaften*. Möglicherweise wird es einmal ein interdisziplinäres und internationales Projekt *Philosophische Probleme der Sprachwissenschaften* geben. Offensichtlich ist es dazu noch zu früh. Es wird dann auch an den Personen liegen, ob die Disziplinen zu einem solchen intersubjektiven Diskurs fähig sind.

²⁸⁴ Ein anschauliches Beispiel für diese begriffliche Befangenheit der Disziplinen sind weniger die Gegenstands- sondern vielmehr die Methodenbegriffe. So meinen Natur- und Geisteswissenschaftler mit dem Wort „E r k l ä r e n“ und dem davon verschiedenen Wort „V e r s t e h e n“ möglicherweise völlig Verschiedenes. Wenn jener die vereinfachenden kausalen Erklärungen ablehnt, so würde sich dieser ohne die gewohnten Kategorien „Ursache“ und „Wirkung“ völlig hilflos fühlen. Der Physiker benutzt jene beiden erklärenden Begriffe in gewohnter Selbstverständlichkeit – und kennt sich aus (...) Kommt er von einer anderen methodischen Seite, die unter Erklären und Verstehen etwas anderes versteht, kennt er sich nicht mehr aus. Dies führt dazu, dass deshalb mit Notwendigkeit immer wieder nur jene Schemata der Sprache reproduziert werden, die den eigenen Gewohnheiten des Denkens entsprechen. Und Ursache und Wirkung gehören zu diesem Schema (...)

Dessen philosophische Sprachkritik erscheint seinerzeit als Auseinandersetzung mit den üblichen Tendenzen – der Psychologisierung, Soziologisierung, Ethisierung usf. der Sprache. Bis heute. Sie alle nehmen Sprache als gegeben, als festen Gegenstand. Und übersehen, dass sie selbst die Ursache der Krankheit sind, die sie zu heilen vorgeben, denn jene Einzelwissenschaften produzieren nicht wenig jene Sprache, die sie dann mikropsychologisch oder makrosoziologisch zu kritisieren trachten. Sie wollen Sprache als Ganzes begreifen, und vertiefen indes den Graben zwischen den Bildern der Sprache – sie beschleunigen die Zerstücklung der Sprache als ein Ganzes, indem sie sich zwar sprachkritisch verhalten, aber Sprachkritik nicht philosophisch begreifen. Es ist die Intention, als müsse sich das Denken von der Faszination Sprache befreien – ein weiterer Schritt der „Entzauberung der Welt“ – wie es Max WEBER nennt. „Die Kritik der Sprache muss Befreiung von der Sprache als höchstes Ziel der Selbstbefreiung lehren.“ (Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache I, S. 713) Der Gedanke ist feinsinnig und irrational zugleich: Wer eine Befreiung von der Sprache fordert, muss sagen, wer er nachher sein werde (...) Hier wäre eingehender zu prüfen: Ist die Sprachkritik von MAUTHNER eine Sachkritik der Sprache – oder ist sie eine Formkritik der „Sprachkritiken“ anderer? Die offensiven „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ von MAUTHNER sind m.E. in der Tat häufig eine indirekt personifizierte Kritik an jenen „Sprachforschern und Philosophen“ seiner Zeit, wie er diese nennt (ebd.). Das sprachkritische Werk hat zudem uneingeschränkte Gegenwartsbedeutung. Fast scheint es so, dass die Begriffe der Sprachforschenden verschiedenster Disziplinen *verwirrt* seien und so eine gegenstandsbewusste Kooperation methodisch kaum noch möglich scheint. Zudem ist nicht nur die Sprache – sondern auch die Sprachkritik selbst verwirrt, weil dieses Wort alles Mögliche impliziert. Sprachkritik sei Sache der Rhetorik, Erkenntniskritik Angelegenheit der Epistemologie. Erkenntnis und Sprache würden so auseinandergerissen. So berechtigt eine Unterscheidung von Material- und Formalobjekt der Wissenschaft sein mag, so fatal ist eine disziplinäre Aufteilung der Sprache, eine Zerteilung von Sprachlichkeit. Man hätte auch in der Gegenwart eine gewisse Begründung dafür, weshalb eine oft beschworene interdisziplinäre Kooperation in der Realität selten stattfinden kann.

⇒ Sprachwissenschaften und Sprachphilosophie wohnen in verschiedenen Sprachwelten, zwischen denen die Türen verschlossen sind. Man betritt nicht gern eine fremde Welt – verlässt ungern ein Stück Heimat an vertrauter Sprachlichkeit. Die Subjekte wollen um jeden Preis ihrer Subjektivität subjektiv bleiben. Und auch wenn sie sich nach außen als objektiv geben, so ist auch dies Ausdruck ihrer Subjektivität. Ein *intersubjektives* Sprechen über Sprache muss neu erlernt werden – jede Disziplin hat zunächst reflexiv für sich prüfen, *wie* sie denkt, wenn sie *etwas* denkt – *wie* sie etwas bedenkt, wenn sie *etwas* bedenkt (vgl. Wagner 1980, S. 37). Der erste Schritt der Sprachkritik ist eine Kritik eigener Denkweisen. Nur auf einem solchen Wege der Reflexion auch kann der Gelehrte feststellen, in welcher Geisteswelt er selbst lebt und webt – in einer substantivischen, einer adjektivischen, einer verbalen oder diskursiven Welt. Jeder Weber jedoch ist in seinem eigenen Gewebe gefangen, in den Grenzen der Welt seiner Sprache und Bilder befangen.

„Überkommt uns die Möglichkeit eines solchen Denkens nicht in Wirklichkeit in einer Sprache, die uns gerade diese Möglichkeit als Denken entzieht und sie bis zur Unmöglichkeit der Sprache zurückführt. Bis hin zu jener Grenze, an der das Sein der Sprache fraglich wird.“ (Michel FOUCAULT 1963)

3.6. Sprache und Sprachkritik – mögliche Versuche des Unmöglichen

Unmöglichkeit (I): Wir würden die Sprache überfordern, wenn wir von ihr Universalität und Totalität erwarten würden. Sprache erscheint als gewaltige Macht, indes sie ist nicht allmächtig. Sprache erfüllt stets Teilfunktionen: Vieles, was sie vermag – manches, was sie nicht vermocht hat. Sprache stets ist Sprache einer Gesellschaft, nicht selten Dienerin oder Kritikerin der Politik. So waren Poesie und Ethos

der Sprache nach dem Ersten Weltkrieg groß in Geist und Bild,²⁸⁵ geprägt vom Erleben in den Schützengräben. Indes konnten Sprache der Poesie und Sprachlichkeit der Tiefenpsychologie nicht verhindern, dass es einen zweiten, noch schlimmeren Krieg geben würde. Die Sprache der deutschen Literatur nach 1918 erleidet ein bleibendes Gefühl der Ohnmacht (...) Waren Sprache und Sprachkritik zu schwach – ist Sprache immer zu schwach gegen jene anderen Mächte, die dem Menschen innewohnen? Und eilt die Sprache der Welt stets hinterher, kommt sie immer zu spät – wie die Eule der Minerva, die aufsteigt, wenn der Tag zu Ende geht und die Nacht beginnt? Vielleicht aber könne die Minerva höher steigen – höher, als es die Sprache zulässt? Kann die Sprache besser und weiter sehen, indem sie verdichtete, vorhersehende, wirkliche objektivierte Gattungserfahrung wird und ihre erzieherische Funktion erkennt (...) Ein möglicher Versuch des Unmöglichen.

Unmöglichkeit (II): Man müsse die Möglichkeit von Sprache bis zu jener Grenze treiben, wo das *Maximale des Denkbaren* und das *Optimale des Sagbaren* erreicht ist. Dort, wo etwas sagbar wird, verschiebt sich auch die Grenze des Denkbaren. Sprachkritik verrückt Grenzsteine! Jeder Dichter kennt jenes Ringen um Klarheit des Gedankens. Oft ist das, was wir lesen, nie die erste sprachliche Fassung eines Gedankens. Die Bücher stets zeigen lediglich die letzte Fassung – sie verschweigen jene vielen, verworfenen und verfluchten sprachlichen Fassungen, die dem dann Endgültigen vorausgegangen sind. Ein Gedanke, formuliert in höchster sprachlicher Klarheit, ist wie ein Licht, welches eigenes Denken erleuchtet. Und Fremdes vielleicht zu erhellen vermag (...) Der Leser ahnend – erfühlt eine Bedeutung des Bedeutsamen klar und hell. Eine Sprachwelt vermag eine andere Sprachwelt zum Klingen zu bringen, wenn Ähnliches sich in Ähnlichem mischt, wenn äußere Worte innere Wörter berühren. Ist jene häufig erahnte Seelenverwandtschaft zwischen Menschen nichts anderes als eine Äquivalenz zwischen zwei Bildern der Welt? Bilder als Code der Sprache – Sprache als Dekodierung der Bilder? Der Code erweist sich als ein Zweifacher: der Leser dekodiert den Sprachcode des Dichters – ebenso, wie der Dichter das mögliche Dekodierungsvermögen des Lesers ahnen muss, damit der Code recht verstanden wird. Die Deutung ist eine mehrfache: a) Sprache deutet den Gegenstand; b) Der Dichter deutet eine immer schon alltäglich vorverstandene Sprache; c) Der Leser schließlich deutet den Gedanken, indem er den Sinn der sprachlichen Form eines Textes erkennt und so jene Bedeutung erschließt, die dem Gegenstand zugeschrieben wird. d) Und die Interaktion zwischen Lehrer und Schüler ist ein vielschichtiges Deuten von Monolog und Dialog, innerer und äußerer Sprache. Jedes didaktisch übliche Bild, das man sich von diesem Vorgang an Codierungen macht, greift zu kurz. Alles, wie man sich Sprache erklärt, trifft nur Aspekte, es gibt für Sprache kein Gleichnis, welches trifft: Sprache selbst scheint unfähig auszudrücken, was Sprachlichkeit sei. Und so erscheint es fast als ein Wunder des Lebens, dass Sprache trotz ihrer Begrenztheit immer wieder gelingt. Sprache oft steht häufig vor einem Ding und zuckt hilflos die Schultern ... Das Deuten hebt die Arme und lässt sich rückwärts in einen Teppich von Kontexten fallen. Und wird verstanden. Oder wird der Kontext verstanden. Oder wird weder das eine noch das andere verstanden? Ist das Verstehen bloßer Glaube, bloße Hoffnung. Es gibt ein Verstehen, kein Verstanden haben. Existiert also Sprache stets nur im lebendigen Verstehen? Und sonst nirgends (...)

²⁸⁵ Ernst JÜNGER (1895–1998) nennt sein Buch bildhaft „In Stahlgewittern“ – eigene Erfahrung in Gestalt eigener Bilder und Gleichnisse. JÜNGER meldet sich als Neunzehnjähriger im August 1914 als Freiwilliger zum Kriegsdienst, im Dezember, einen Tag nach Weihnachten, wird das Bataillon an die Westfront verlegt. JÜNGER wird mehrfach verwundet. 1920 hat er diese Kriegserinnerungen an die Schützengräben in seinem Buch „In Stahlgewittern“ verarbeitet. Im Jahr 2010 dann erscheint bei Klett-Cotta sein „Kriegstagebuch 1914-1918“ (Hrsg. Helmuth Kiesel). Eine gelebte S p r a c h k r i t i k – einmalig in ihrer Form: Der Krieg hat seine eigene Sprache. Die Tagebücher erst suchen nach der rechten Sprache. Die Sprache arbeitet sich an den Lebenserinnerungen ab. Wieder stößt die Erinnerung an die Grenze der Sprache. JÜNGERS Sprache der Tagebücher oft wirkt banal, fast naïv. „Ich bin kein Mann der Feder (...) Die Sprache ist noch vielfach zu trocken, muss durch Dialoge aufgefrischt werden.“ (Jünger 2010, S. 433 und 434). Doch all dies konnte ihn nicht davor bewahren, in einen Zweiten Krieg zu ziehen. Und dieser noch schlimmere Krieg wird wiederholt sein Denken verändern. Und seine Sprache (...)

Unmöglichkeit (III): Es ist eine ewige Frage, ob Sprache eher der Mannigfaltigkeit der Welt oder der Ordnung (vgl. Fußnote 286) folgen müsse.

Das Kriterium hinreichender Ordnung vor allem resultiert aus der Brauchbarkeit der Begriffe. Wie auch immer solcherart Ordnungsmäßigkeit zustande komme, letztlich ist es Inhalt des Universalienstreits, ob es reale oder gedachte Ordnung gibt. Zudem hat Ordnung ihren Gegenbegriff nicht schlechthin in Unordnung, sondern in der *Mannigfaltigkeit* der Welt. Ein Ordnen stets würde Mannigfaltigkeit beschränken, so dass dies zu einem Widerstreit zwischen größtmöglicher Mannigfaltigkeit und höchst denkbarer Ordnung führt. Dieser Zusammenhang durchzieht die Philosophie – übergreifend nahezu alle philosophischen²⁸⁷ Schriften – von LEIBNIZ.

Indem LEIBNIZ der Frage nachgeht, welche Beziehung zwischen Mannigfaltigkeit und Ordnung sich herstellen lasse, um höchste Vollkommenheit²⁸⁸ zu erlangen, sucht er nach dem tragfähigen Kompromiss (Leibniz, Theodizee I, §201, 1986, S. 559). Wenn dies gelingt, dann würde die „meiste Vollkommenheit“ (perfectio) auch die Möglichkeit einer „meisten Begreiflichkeit“ (intelligibilité) gestatten (ebd. S. 558f.). Welche Gestalt also müsste Sprache annehmen, um logische, soziale, ästhetische und moralische Vollkommenheit²⁸⁹ zu erlangen: Sprache bringt die Mannigfaltigkeit in eine *bestmögliche* beherrschbare Ordnung von Zeichen und Aussagen. Jene zeitweilig bestehende Ordnung stets ist der Preis für eine zugleich notwendige Reduktion von Mannigfaltigkeit. Sprache ist mithin die historisch jeweils bestmögliche Form, ein Stück an Mannigfaltigkeit in eine gewisse semantische und grammatische Ordnung zu bringen – die Suche „des Nichts nach dem Etwas“, so Christian MORGENSTERN. Was also solle das Primat für Sprache haben – höchst mögliche Ordnung oder größtmögliche Mannigfaltigkeit? Die Sprache stets leidet unter jener Zerreißprobe.

²⁸⁶ Der Begriff der Ordnung sei von der menschlichen Sprache geschaffen, meint MAUTHNER (Wörterbuch der Philosophie II, S. 220), so dass m.E. das allgemeine Merkmal von Geordnetheit eine nominalistische Zuschreibung ist. Das Denken versuche die Welt mit Hilfe der Sprache zu ordnen bzw. zu klassifizieren (ebd.). Das dafür geeignete lateinische Wort sei „dispositio“ (ebd.). Und folgerichtig formuliert MAUTHNER die nur noch rhetorische Frage: „Gibt es in der Natur die Ordnung, den ordo, den eine instinktive Neigung des Verstandes in die Natur hineindisponiert, hineinverlegt?“ (ebd.) Während LEIBNIZ und andere Gelehrte noch an eine gott- und naturgewollte Ordnung glauben, ist eine Graduierung von Ordnungen ein bloßes wissenschaftliches Ordnungsmittel. Das Wort Ordnung ist eine List der Vernunft, um eine zeitweilige Überlegenheit über das Chaos zu erlangen.

²⁸⁷ Zudem hat LEIBNIZ ein Traktat zur „*Verbesserung der teutschen Sprache*“ verfasst – eine weniger philosophische, als vielmehr sozialkritische und sprachgeschichtlich vergleichende Studie (vgl. Leibniz 1966, Bd. II, S. 519ff.). Ohnehin sind sprachwissenschaftliche Fragen ein häufiger Gegenstand bei LEIBNIZ, so auch die Möglichkeit einer „allgemeinen Wissenschaftssprache“ (characteristica universalis) als das „wahre Instrument“ (verum organon) der Wissenschaft im Allgemeinen (scientia generalis) (vgl. Leibniz: Grundlagen des logischen Kalküls, Hamburg 2000, S. XXX). LEIBNIZ sieht eine entscheidende Möglichkeit zur Vervollkommnung der Sprache in strengeren „Regeln für die Bildung von Zeichen (ebd. XXXI). Denn Zeichen seien „umso nützlicher, je mehr sie den Begriffsinhalt der bezeichneten Sache ausdrücken, so dass sie nicht nur der Darstellung, sondern auch der Vernunftsüberlegung dienen können“ (ebd. S. 19). Als Vorbild schwebt LEIBNIZ offensichtlich ein Grad wissenschaftssprachlicher Ordnung vor, der sich an der Mathematik orientiert. Hinzu kommt allerdings der tief religiöse Gedanke, dass die Einführung einer „*wahren Religion*“ eine auch vollkommener Sprache hervorbringen würde (Leibniz: Schriften zur Logik und Methodenlehre. Zur allgemeinen Charakteristik, Hamburg 1966, Bd. 1, S. 37, 17).

²⁸⁸ Zudem weist LEIBNIZ mehrfach daraufhin, dass die „Unvollkommenheit (imperfectio) eines Teiles zur größten Vollkommenheit des Ganzen“ beitragen könne (vgl. Theodizee II, S. 289). Demnach ist jede sprachliche Aussage über ein Mannigfaltiges unvollkommen – die Gesamtheit aller möglichen Aussagen dagegen von höherer Vollkommenheit. So bedient sich nicht selten mancher Wissenschaftler der poetischen Form, wogegen ein Dichter höchst selten wissenschaftliche Begriffe benutzt. Dieser wie auch jener strebt nach Vollkommenheit. Und beide für sich bleiben dem Unvollkommenen verhaftet.

²⁸⁹ Allerdings wäre die Argumentation von LEIBNIZ, dass allein die Tatsache, dass Sprachlichkeit als Sprache real existiert, dies bereits ein Zeichen ihrer Vollkommenheit sei. In der Tat. Hätte Sprache nicht jenen Grad an Vollkommenheit an Verständigung und Erkenntniskraft erlangt, hätte sie nie dauerhaft überleben und fortexistieren können. „Es existiert also das, was am vollkommensten (perfectissimum) ist, da die Vollkommenheit (perfectio) nichts anderes sei als die Menge der Realität (quantitas realitatis)“ (vgl. Leibniz, Grundlagen des logischen Kalküls. 2000, S. 178). Es handelt sich bei diesem logischen Schluss gewissermaßen um einen ontologischen Beweis der Vollkommenheit.

Was solle zählen: ein Maximum an Gegenstandsbezug oder ein Optimum an Subjektbezug? Die Alternative scheidet Wissenschaftler und Dichter in ihrem Streben nach Weltverständnis.²⁹⁰ Diese wünschen eine eher wohlgeordnete Sprache, jene eine höchste Mannigfaltigkeit menschlicher Ausdrucksweise. Und jeder²⁹¹ muss die Frage für sich allein entscheiden.

Unmöglichkeit (IV): Inwiefern ist Schweigen Sprache? *Schweigendes Sprechen* – als spezifisches Sein von Sprache – wird nur über den sozialen Kontext *der Schweigenden* verstanden. Die Stille spricht. Wer das Schweigen eines Menschen versteht,²⁹² versteht auch sein Sprechen. Man könnte m.E. sinnvoll zwischen einer *lingua contemplativa* und einer *lingua activa* unterscheiden – Verinnerlichung wäre geistige Voraussetzung einer Entäußerung. Sprechen und Schweigen verhalten sich wie Text und Kontext – wechselseitig. Der Weg zur Sprache des Textes scheint über den Weg des Kontextes zu führen, das Denken greift nach einem Strohalm. Und der hermeneutische Zirkel ist perfekt (...) Sprache wird – nach und nach – verstanden im Kontext eines übergreifenden Raumes von Sprache – kleinschrittig, als Versuch und Irrtum, Schritt für Schritt, vorsichtig nach links und nach rechts schauend – so wie man sich in einem unbekanntem und unübersichtlichen Gelände bewegen würde, eine Zick-Zack-Bewegung²⁹³ zwischen Feld und Umfeld, zwischen Text und Kontext. Die Sprachkritik gelangt zu einem neuen Gegenstand: Die Kritik der Sprache wird zu einer Kritik der sozialen Kontexte²⁹⁴ selbst. Wer Sprachkritik fortschreitend betreibt, hat es nicht mehr nur mit dem *Elend des Textes*, sondern mit dem *Elend in der Welt der Kontexte* zu tun. Vom Text schreitet die Sprach- und Erkenntniskritik unbesehen zu den Kontexten fort.

²⁹⁰ Es ist nicht richtig, wenn man sagt, dass aus Sprache ein gewisses Weltverständnis erzeugt wird. Sprache bereits ist immer schon ein solches Modell der Welt – ganz im Sinne von MAUTHNER. „Jede Sprache stellt ein bestimmtes Modell des Universums dar, ein semiotisches System des Weltverständnisses, und wenn wir 4000 verschiedene Arten von Weltbeschreibung haben, macht uns das reicher. Wir müssen uns um die Bewahrung der Sprachen ebenso kümmern wie um die Ökologie.“ So 1992 der Amerikaner Vyacheslav IVANOW (vgl. Eco 2002, S. 342).

²⁹¹ In der Geschichte der Sprachkritik kann nicht übersehen werden, dass es radikale Zweifel an einer logischen Ordnung der Sprache gibt. „Sprache ist irrational“ (Schleiermacher 1977, S. 408) und die „Irrationalität der Sprachen“ könne nur ausgeglichen werden „durch die Einheit der Vernunft“ (ebd. S. 410). – „Logisch geht es jedenfalls nicht bei der Entstehung der Sprache zu“, so das relativ pauschale Urteil von NIETZSCHE (KSA I, S. 879). – Wichtig auch sei „eine Erkenntnis, welche Teile unserer Sprache leer laufende Räder sind“, so WITTGENSTEIN in den „Philosophischen Betrachtungen“ (Wittgenstein 1994, S. 119). Frühere Sprache unterliegt einem kulturgeschichtlichen Verfall, sie entrinnt uns umso mehr, je weniger wir sie pflegen. „Aus der früheren Kultur wird ein Trümmerhaufen und am Schluss ein Aschehaufen werden; aber es werden Geister über der Asche schweben“, so der m.E. optimistische Pessimismus WITTGENSTEINS (ebd. S. 166)

²⁹² Wie andere Formen der Lebenskunst auch, ist die Kunst des Schweigens als Form der Vertiefung und des Erkennens in der Moderne verloren gegangen. Zwar gibt es gewisse Ansätze in der Suggestopädie und manchen Yoga-Übungen, ansonsten fehlt eine Befähigung zu dieser Lebenskunst in fast jeder heutigen Didaktik. Auch scheint es unmodern und verdächtig zu sein, jene Lehre des Schweigens wiederbeleben zu wollen. In seinen Vorlesungen am Collège de France 1982 hat Michel FOUCAULT auf die ambivalente Bedeutung des Schweigens in der Neuzeit aufmerksam gemacht. So gab es traditionell von der Antike bis zum modernen Europa stets eine „Erziehung zum Schweigen“ (Foucault 2009, S. 417). Weisheit war und ist mit einer gewissen „Aura, mit einer Krone des Schweigens umgeben“ (ebd.). Es galt: Kinder haben während der Unterhaltung von Erwachsenen bedingungslos zu schweigen – eine ebenso schwere, übliche wie demütigende Erziehung. Reden sei Silber, Schweigen Gold (...) Das Sprichwort verstärkt die Ambivalenz und verweist bezüglich des „Nicht mehr Schweigen dürfen ...“ auf ein bestimmtes Niveau moralischer Urteilsfähigkeit. Die Unterscheidbarkeit zwischen den Tugenden der Schweigsamkeit und Verschwiegenheit und dem kategorischen Imperativ der Mündigkeit verweisen auf schwierige Entscheidungssituationen, die Reife und geläuterte Erfahrung bedingen. Kein Zweifel, dass solches Entscheiden zwischen dem einen und dem anderen gelernt werden muss. Und:

⇒ Wer die kontemplative *Schweigsamkeit* erlernt, wird auch die äußere *Sprachlichkeit* behutsamer gebrauchen.

²⁹³ Die Geometrie der sogenannten Zick-Zack-Bewegung ist m.E. ein geeignetes Bild für die *nichtlineare Spur* des verstehenden Denkens. Mit einem ständigen Seitenblick prüft der Verstand, ob die aus den Prämissen des Textes stammenden Konklusionen mit dem Kontext überstimmen – beziehungsweise, ob die Deutung des Kontextes deduktiv auf das Verstehen des Textes übertragen werden kann. Synergetische Effekte mischen sich in das Prozedere, welches wir Deuten nennen.

⇒ Zugleich lässt sich Verstehen beschreiben als eine methodisierte Reduktion von Fehldeutungen, so dass mitunter nach dem Prinzip der negativen Selektion jene Variante übrig bleibt, die am meisten wahrscheinlich erscheint.

²⁹⁴ Dies erklärt, weshalb die Schriften von MAUTHNER stets Irgendwo beginnen und oft Nirgendwo enden. Ein Suchender nach dem System, sein Leben lang. Mehr und mehr gewinnen die Aufsätze an Systematik, indes sie bilden kein System. Wir wissen nicht einmal, ob es ein System gibt (...) Dies begründet, weshalb die Sprach- und Erkenntniskritik etymologisch, philosophisch und psychoanalytisch weit ausholen muss, um annähernd einer erahnten Komplexität gerecht werden zu können.

Werden jedoch die Theorien und Methoden der Sprachkritik für ein solches weitgreifendes soziokontextuelles Unternehmen ausreichen können? Geduld indes scheint eine Tugend der Sprachkritik zu sein, Gelassenheit gegen die Unendlichkeit kontextueller Welten. Die Unmöglichkeit einer vollständig argumentierenden Sprachkritik hat ihre Ursache in der Unendlichkeit dessen, was potentiell Kontext ist bzw. was als ein solcher sinnvoll gelten²⁹⁵ möge. Das sichere²⁹⁶ Objekt der Sprachkritik ist ein abgeschlossener Text, das unsichere Objekt ist die Unabgeschlossenheit dessen, was wir schlechthin und oft leichtfertig *K o n t e x t* nennen. Der Text ist das Festland, der Kontext die hohe See (...)

Unmöglichkeit (V): Der disziplinäre Objektbereich einer Sprachkritik ist bis in die Gegenwart nicht feststehend umrissen. Streng genommen gehören alle Objekte und Phänomene dazu, die man inzwischen²⁹⁷ schlechthin und landläufig mehr und mehr als Sprache bezeichnet. Was auch immer zu Sprache geworden ist, beginnt mit Elementen und Fragmenten. Das Denken stets beginnt mit Bildern.²⁹⁸

Erst danach kommen die Wörter. „*Im Anfang waren die Wörter, das ist hier „wörtlich“ zu nehmen. Es war nicht das Wort im Sinne des Logos ... (der) Weg führte von den Wörtern zu den Worten*²⁹⁹, dann von den Worten zu den Sachen.“ (Mayer 1988, S. 146f.) Das neuartige Wort noch wird zögerlich gebraucht, unsicher noch sind Bedeutung und Legitimation. Anders bei den etablierten Wörtern, die auf eine Sprachlichkeit des Unbewussten hindeuten. Begriffssuche wird entlastet durch Stereotype: Man weiß bei manchem Redner immer schon, was als nächstes folgt (...) „Die Sprachzeichen nämlich sind durch die Hände der Gedankenlosigkeit gegangen“, wie FICHTE in der Zweiten Einleitung in die Wissenschaftslehre feststellt (Fichte 1920, S. 107). Wird es je der sprachkritischen Rekonstruktion der Wortgeschichte gelingen, die Gebrauchsweisen der Wörter von ihrer Gedankenlosigkeit zu befreien?

²⁹⁵ Sprachkritik betrifft mithin auch die Geltungsansprüche, nach denen der Umfang eines Kontextes bestimmt wird. Je nach Detailkenntnis wird der Eingeweihte subjektiv bei der Deutung eines Textes einen größeren Kontext in seiner Weite überschauen können als der Laie. Kontexte also werden solange subjektiv gewählt, bis eine anerkannte diesbezügliche Position intersubjektiv darüber feststeht, was *zwingend* zum Verständnis eines Gleichnisses u.ä. gehört. So wäre z.B. die Kirchengeschichte ein kontextueller Bezugsrahmen, in dem sich die Exegese religiöser Texte bewegt, die Geschichte der Naturforschung der Kontext der nachhaltigen naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.

²⁹⁶ Sicherheit ist nicht zu erwarten. Wer in seinem Tun unsicher ist, solle keine Erkenntniskritik betreiben. Wer die Welt der Sprache betritt, betritt ein schwankendes Schiff. Und verlässt dauerhaft den sicheren Hafen. Paul LORENZEN vergleicht dies mit einem Bild, „nach dem die Sprache mit ihren syntaktischen Regeln ein Schiff sei, auf dem wir uns befinden – unter der Bedingung, dass wir nie einen Hafen anlaufen können. Alle Reparaturen oder Umbauten des Schiffes sind auf hoher See auszuführen.“ (Lorenzen 1974, S. 171) Die Sprachkritik ist eingesperrt in die Sprachlichkeit der Welt. Eine andere gibt es nicht. Die sprachkritische Reflexion kommt aus der Sprache nicht heraus.

²⁹⁷ Die Kategorie „Sprache“ als Klassenbegriff ist in seinem Umfang immer weiter ausgedehnt worden. Waren es anfänglich nur die verbalen Aussagen, die man als Sprache bezeichnete, so kam später das Kunstwort „Körpersprache“ hinzu. Auch haben die Wissenschaften ihre je speziellen Fachsprachen, deren Analyse das Vermögen einer Sprachkritik sichtlich übersteigen würde. Schließlich seien jene „Sprachen“ erwähnt, die mit der Digitalisierung von Informationen entstanden sind. So verdient allein das Wort „Befehlssprache“ eine eigenständige sprachkritische Betrachtung usf. Man hat das Gefühl, dass sich die Welt der Sprache mehr und mehr ausdehnt – und die Welt der Dinge an Bedeutung verliert.

²⁹⁸ Hans JONAS behauptet, dass es in der Geschichte drei Dinge seien, die sichere Indikatoren für die Existenz von Menschen darstellen. Nur der Mensch macht Werkzeuge. Nur der Mensch macht Bilder. Und nur der Mensch mache ein Grab für seine Nächsten (Jonas 1994, S. 34-49). Bilder waren und sind eine je spezifische Form von Sprache. Sie sind möglicherweise auch bereits frühe Formen komplexer Sprachlichkeit. „Noch eins können wir der Evidenz von Bildern entnehmen: Die sie schufen, hatten auch Sprache.“ (ebd. S. 44) Höhlenzeichnungen also wären z.B. jene „harten Quellen“ einer Archäologie der Sprache, während die ungesicherte Existenz mündlicher Sprache archäologisch spekulativ bleibt und als eher „weiche Quelle“ nur durch Rekonstruktion erschlossen werden kann.

²⁹⁹ Die Unterscheidung von Wörtern und Worten ist feinsinnig. Hans MAYER (1907-2001) beschreibt 1972 in einer Nachbemerkung zu dem Text von Jean-Paul SARTRE „Die Wörter“ (Les Mots, 1964) dessen Weg zum Schriftsteller und Philosophen. Man kenne bereits *W ö r t e r*, noch ehe man die Bedeutung eines *W o r t e s* kennt, so der Gedanke von MAYER. Dort, wo Wörter zu einem Wort sich verdichten, umgreifen sie die Welt. Das Wort wird Begriff – das Denken gelangt vom Sprechen von Wörtern zum Begreifen von Begriffen. In seinen autobiographischen Schriften skizziert SARTRE auf eigentümliche Weise Kindheit und Jugend: Er rekonstruiert, welche Wörter es im Besonderen in jenen Jahren waren, die ihn zum Nachdenken darüber anregten, was Sprache vermag. Die Welt des jungen SARTRE ist eine Welt der Bücher – die Bücherei eine „Welt im Spiegel“. Die Bücher hatten „deren unendliche Dichte, Vielfalt, Unvorhersagbarkeit“ (Sartre, Die Wörter. 1988, S. 29).
⇒ Die Wörter der Kindheit bleiben, ihre Bedeutung jedoch wandelt sich – so, wie sich die Biographie wandelt.

Durch „wie viele Hände“ mag ein Wort gegangen sein, ehe es zu dem wurde, was es heute ist? Sprachkritik droht in der Etymologie zu ertrinken, sie ahnt jene Unmöglichkeit, die letzte etymologische Spur bis zu den Wurzeln hin verfolgen zu können, um eine Induktion endgültig abzusichern. Die Etymologie MAUTHNERS ist ein fortwährendes Induzieren – fast scheint es, als ob die drei Bilder Welt der Versuch sind, festen weltanschaulichen Boden unter den Füßen zu bekommen, welcher gesicherte sprachkritische Deduktionen zulässt.

Unmöglichkeit (VI): Die Entdeckung der *Diskursivität*³⁰⁰ der Sprache erscheint der Postmoderne als verführerische Lösung mancher Probleme. Alle Meinungsbildung und Entscheidungsfindung scheint plötzlich einfach. Selbst langwieriges Deuten könne diskursiv praktiziert werden – man müsse den Diskurs nur lange genug betreiben, bis sich eine tragfähige Lösung ergibt. Die Diskusethik erscheint als ein neuer Glaube an die Rationalität der Vernunft. Indes die alten erkenntnistheoretischen Probleme bald zeigen sich aller Schärfe von neuem, denn auch das diskursive Denken kommt nicht aus der Sprache heraus³⁰¹ (vgl. Derrida 1992, S. 148), auch der Diskurs kann nicht alle latenten Unmöglichkeiten aufheben, die dem Denken eigen sind. FOUCAULT bereits sieht Anfang der sechziger Jahre deutlich die Grenzen des Diskurses. „Überkommt uns die Möglichkeit eines solchen Denkens nicht in Wirklichkeit in einer Sprache, die uns gerade diese Möglichkeit als Denken entzieht und sie bis zur Unmöglichkeit der Sprache zurückführt. Bis hin zu jener Grenze, an der das Sein der Sprache fraglich³⁰² wird.“ (Foucault 2007, S. 17) Das Gesagte stets ist ein Nichtgesagtes. Und ersteres kann nur verstanden werden, wenn letzteres mitgedacht wird. Sprache ist eine Reduktion von Sprachlichkeit. Empfindungen entziehen sich dem Diskurs – es ist ein Irrtum, wenn man behauptet, man könne über seine Empfindungen *sprechen*. Indes ist es der Sprache nur möglich, das auszudrücken, was in der Alltags- oder Fachsprache in ungefährer Näherung über ähnlich erinnerte Empfindungen allgemein sagbar ist. Wird eine Empfindung versprachlicht, bereits dann ist sie nicht mehr die Empfindung selbst, sondern etwas, was *allgemein* über solcherart vermeintlich ähnliche Empfindungen bekannt ist. Das Gesagte über jene Empfindung eigentlich ist ein Nichtgesagtes über das wirklich Empfundene³⁰³, wofür es nämlich keine oder nur unzureichende Begriffe geben kann. Dafür müsste es gewissermaßen eine Privatsprache oder sogenannte *Empfindungssprache*³⁰⁴ geben. Der Konflikt ist ein doppelter: „Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.“ (Wittgenstein PhU, § 243) Sprachkritik hat hier eine spezifische Funktion: Sie kann begreifbar machen, dass private

³⁰⁰ Wenig bekannt ist, dass bereits KANT in der „Kritik der reinen Vernunft“ bewusst den Begriff der *„diskursiven Erkenntnis“* benutzt. So geschehe das Erkennen gerade nicht intuitiv sondern diskursiv (KrV, Kant 1979, S. 139). Mithin könne eine Bedeutung der Begriffe nur im Gebrauch – nur im Diskurs – erschlossen werden (ebd. S. 926).

³⁰¹ „Was ist das Wesen der Sprache? [...] wenn wir bei der Sprache anfragen, sind wir bereits in das Element der Sprache eingelassen [...] wenn die Frage nach der Sprache aufkommt, ist die Sprache bereits da: sie ist „im voraus“ da ...“ (Derrida 1992, S. 148). Dies auch das Verhängnis der Beziehung der Objektsprache und der Theoriesprache der Sprachkritik.

³⁰² An anderer Stelle hat FOUCAULT diesen Gedanken wiederholt, als er fragt, ob „... *es Sprache auch anderswo gibt als in der Sprache ...*“ (vgl. Stingelin (Hrsg.), Foucault, 2009, S. 79). „Die Natur, das Meer, das Rauschen der Bäume, die Tiere, Gesichter, Masken ...“ – dass also auch solcherart Dinge *sprechen*, „die nicht Sprache sind“ (ebd. S. 78). Damit aber werden Sprache und Universum miteinander identisch – Original und Abbildkonstrukt sind nicht mehr unterscheidbar.

³⁰³ Allerdings gibt es einen inneren Diskurs, der mit den individuellen Fragmenten einer Empfindungssprache der Einzigartigkeit der Einmaligkeit der Empfindung zumindest nahe kommt. Insofern ist jede innere Sprache diskursiv. „Das diskursive Denken ist mit der Sprache identisch“, wie MAUTHNER behauptet (Mauthner, Beiträge, I, S. 231).

³⁰⁴ Es ist nicht ganz eindeutig, ob die beiden von KRIPKE nahezu synonym verwendeten Begriffe Privatsprache und Empfindungssprache bei WITTGENSTEIN ebenfalls synonym gedacht sind (Kripke 1987, S. 12). Über die psychologische Perspektive hinaus ergibt sich als erkenntnistheoretisches Problem, wie man zum Beispiel eigentlich „mit der Sprache noch zwischen die Schmerzäußerung und den Schmerz treten“ könne (Wittgenstein, PhU, § 244). Folgt man der Kritik von KRIPKE, dann sind die Ausführungen WITTGENSTEINS zu Schmerz, Schmerzbildlichkeit und Schmerzsprachlichkeit ohnehin sprunghaft und nicht immer nachvollziehbar (Kripke 1987, S. 173).

Empfindungswelten keinesfalls sagbar sind, obwohl man meint, dafür passende Worte zu haben. Nicht originäre Empfindungen werden verstanden, sondern Analogien. Das Einzelne bleibt unaussprechlich, der Diskurs ist ein eingebildeter, ein Verstehen vorgetäuscht.

Unmöglichkeit (VII): Wenn man gute Gründe dafür finden kann, dass Sprachkritik universelle Ansprüche vertritt, so erscheint es geradezu notwendig, sich schließlich der Grenzen sprachkritischer Methodik zu vergegenwärtigen. Für MAUTHNER war das Unternehmen einer Sprachkritik zunächst nichts als Ehrgeiz und Anspruch. Erst nach und nach ist es die Fülle des Materials, die zu Ordnung und methodischer Grundlegung zwingt. Jede Disziplin gelangt nach einer sammelnden Phase zu einer ordnenden Phase. Die Suche nach einer dem Gegenstand gemäßen natürlichen Ordnung führt MAUTHNER zur Form des „Wörterbuchs der Philosophie“. Die Lösung ist ein vorübergehende – sobald neues Material erschlossen wird, müsste das Wörterbuch neu geschrieben werden (...) Allein deshalb ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die Lebendigkeit einer fortschreitenden Sprachkritik in die Form eines alphabetischen Wörterbuchs pressen zu wollen.

Eine gewisse Alternative scheinen die „Beiträge zur einer Kritik der Sprache“ zu sein. Auf diese Weise stehen zwei Formen nebeneinander: das Wörterbuch als ein geschlossenes Ganzes, die „Beiträge“ als eher offen und kumulativ ergänzungsfähig. Gewissermaßen findet man so bei MAUTHNER *ein und dasselbe Material* in zwei Formen³⁰⁵ vor. Wenn Sprachkritik ein offenes System kritischer Reflexion ist, dann erscheint eine einzige feststehende Form unmöglich. Nur eine hohe Formenvielfalt kann dem Zeitgeist der Sprach- und Erkenntniskritik gerecht werden.

Unmöglichkeit (VIII): Wie aber ist mit den Kritiken und Antikritiken selbst zu verfahren? Der Kritisierte oft kann sich später nicht mehr wehren. 1) Der historische Abstand wirkt als bleibende Ungerechtigkeit – der Sprachkritiker dagegen befindet sich in einer sicheren Distanz. Indes die Sicherheit ist eine scheinbare. 2) Vielmehr bleibt das sprachkritische Urteil unsicher – es wird nicht der strengen Prüfung durch den Autor des Originals ausgesetzt. Es besteht eine bleibende Unmöglichkeit der Feststellung, ob der Autor des Originals der Kritik zustimmen würde (...) Anders verhält sich es sich bei einer Sprachkritik gegenüber Zeitgenossen. Hier bedarf es einer anderen Methodik. Die Suche nach einer geeigneten methodischen Form des sprachkritischen Streits führt zur Praxis des Diskurses – die Idee eines *discours methodique* ist entstanden. Die diskursive Betrachtung der Sprache bedeutet den Versuch einer Methodisierung der sprachkritischen Analyse. In einem diskursiven Wechsel der Perspektiven erscheint Sprache in einem je anderen Licht. Diskursive Fähigkeiten setzen nicht wenig Empathie voraus. „Nimm die Perspektive des Anderen ein“ fordert folgerichtig „Überdenke Deine eigene Perspektive“. Und schließlich: „Nimm mit Deiner nun veränderten Perspektive wiederum die Perspektive des Anderen ein!“ – Prüfe gegebenenfalls wiederholt die eigene Sichtweise. – Das, was wir mitunter oft unbewusst tun, wird einer Methodisierung des kritischen Rollenwechsels unterworfen. An die Stelle des kategorischen Imperativs scheint dabei allerdings ein „situativer Imperativ“ zu treten. Perspektivenwechsel heißt ein Wechseln zwischen Sprachwelten. Nicht allein, was die Sprache des anderen *s a g t*, sondern vielmehr, was er in jener Form seiner Sprache über seine Welt *m e i n t*, ist der Weg der Empathie. Sprachkritik ringt um ein Verständnis fremder Sprache – das Fremde bedarf nicht deshalb einer Kritik, weil es fremd ist und mit meiner Sprachlichkeit nicht übereinstimmt, sondern weil logische und moralische Regeln

³⁰⁵ Die folgende Auswahlkonkordanz zeigt die inhaltliche *P a r a l l e l i t ä t* zwischen beiden Formen, wobei die Stichwörter des „Wörterbuchs“ häufig nur sinngemäß in den „Beiträgen“ auftauchen.

	„Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (1905)	„Wörterbuch der Philosophie“ (1910)
adjektivische Welt:	I, 416 und 541	I, 12-14; II, 529
substantivische Welt:	I, 164, 417 und 634	II, 464 ff. und 529
verbale Welt:	I, 534	II, 526-531
Substantiv und Adjektiv:	I, 635-637	I, 12f.
Ähnlichkeitsproblem:	I, 434-438; II, 15	I, 15-16
Abstraktion:	I, 496-497	I, 9-11

einer vereinbarten Diskursethik verletzt werden. In Logik und Ethik besitzt Sprachkritik u.a. ihre argumentative Grundlage. Logik erscheint als notwendige, Ethik als notwendige und hinreichende Bedingung der Sprachkritik. Eine dieser selbstverständlichen Grundlagen beider Diskurspartner ist das kantische Prinzip:³⁰⁶ „Du sollst nicht lügen!“ – Solcherart Prinzipien „richten sich an alle handlungsfähigen Subjekte in der zweiten Person und fordern, bestimmte Handlungen ohne Ansehung der Konsequenzen zu unterlassen (...) Diese Normen verdanken ihre Prägnanz: a) der Unbedingtheit ihrer Geltung; b) der Bestimmtheit ihres Inhalts und c) der Eindeutigkeit ihrer Adressaten.“ (Habermas, Diskursethik 1991, S. 167) Geht es also um eine *diskursive Sprachkritik*, so gelten die genannten Normen ebenso für Sprache und Sprachkritik – ebenso für objektsprachliche Aussagen wie auch für sprachkritische Urteile – sie gelten mithin auch für jeden Sprachkritiker. Er unterwirft sich denselben Maßstäben, die er auch an andere anlegt (...) So kann es geschehen, dass ein Diskurs unkritisch beginnt und sprachkritisch endet. Der Sprachkritiker MAUTHNER wird prüfen müssen, wie viel Kritik er über sich selbst verträgt.

Unmöglichkeit (IX): Der Sprachkritiker unterwirft fach- und alltagssprachliche Texte wie auch kommunikatives Handeln einer Kritik. Es ist naheliegend, dafür eine gewisse fachliche Kompetenz zu fordern: Wer den Inhalt der Beschreibungs-, Beobachtungs- und Erklärungsaussagen eines naturwissenschaftlichen Textes nicht versteht, kann indes die Sprache jener Form nicht sachkundig kritisieren. Paul LORENZEN (1915-1994), der Begründer der Erlanger Schule des Konstruktivismus, fordert als minimale Voraussetzung, dass derjenige „mindestens eine Wissenschaft ein Stück weit systematisch beherrschen“ müsse (Lorenzen 1974, S. 115). Es bleibt offen, ob dabei zwischen dieser Fachdisziplin und der philosophischen Sprachkritik eine gewisse inhaltliche Beziehung bestehen müsse. Zumindest ist davon auszugehen, dass eine Beherrschung elementarer wissenschaftstheoretischer Grundlagen für eine Sprachkritik nützlich sei: Dies seien nach LORENZEN die „Epistemik (Theorie des Erkennens), die Skopik (Theorie des Verstehens) und Ethik (Theorie des Begreifens)“ sowie nicht zuletzt die Logik (ebd. S. 114). Es bleibt indes eine gewisse Unsicherheit und geahnte Unmöglichkeit, ob sich Sprachkritik auf allen betreffenden Fachgebieten³⁰⁷ gleichermaßen auskennen könne. Dies wäre

³⁰⁶ Der logische Ausschluss der Lüge ist zudem die beste Voraussetzung, Gefahren selbstbezoglicher Aussagen zu vermeiden. Widersprüchlich allerdings ist, weshalb wir die Konstellation „Ein Schotte sagt: Alle Schotten lügen“ als selbstbezüglich beurteilen, andere Konstellationen, z.B. „Ein Mensch sagt: Alle Menschen sagen die Wahrheit!“ dagegen nicht als selbstbezüglich empfinden. Denkbar auch wäre die Aussage: „Ein Sprachkritiker sagt: Alle Sprache ist Lüge.“ (...) Wie auch immer: Die Überführung der Sprache als Lüge, Halbwahrheit und Irreführung ist eine wirksame Strategie der Sprachkritik. Lars GUSTAFSSON, der sich mit der Sprachkritik bei NIETZSCHE, VAHINGER und MAUTHNER beschäftigt hat, nennt die Sprache ein „systematisch irreführendes Zeichensystem“ (Gustafsson 1982, S. 67). Das Verfahren der Sprachkritik bedient sich m.E. der Methode der Falsifikation, der Widerlegung vermeintlich wahrer Aussagen. Es ist demnach für die Sprach- und Erkenntniskritik nicht notwendig, ein Aussagensystem in all seinen Teilen zu kritisieren – mitunter genügt es, wenn eine einzige bestimmte Aussage als unwahr oder halb wahr bewertet wird. Auf diese Weise ist es möglich, relativ leicht ein gesamtes Argumentationsmuster dadurch zu widerlegen, wenn es gelingt, darin eine falsche Aussage zu finden. Eine einzige Unwahrheit genügt, dass das gesamte System unwahr ist. Die List der Sprache, die sich der Sprachkritik zu entziehen sucht, besteht deshalb darin, Halbwahrheiten zu erzeugen, die nicht sofort als Unwahrheit identifiziert werden können. So lässt sich beobachten, dass in gewissen Wissenschaften widerlegbare Allaussagen bewusst vermieden und dagegen beliebterweise relativierende Feststellungen formuliert werden. Umhüllt sich die Substanz mit Einschränkungen – wie „zumeist“, „oft“, „zum Teil“, „mitunter“, „meistens“, „in der Regel“ usw. – so wird sie wirkungslos, denn nur jene Behauptungen helfen den induktiven Wissenschaften voran, die widerlegbar sind. So gibt es gesicherte Methoden, um *absolute* Behauptungen (Allaussagen) zu widerlegen – m.W. gibt es bislang kein gesichertes Verfahren, relativierende Aussagen zu falsifizieren. Als Methode der Behandlung von Aussagen ist der Kritische Rationalismus unstrittig ein geniales Prinzip: Jede einzelwissenschaftliche Aussage stets muss so formuliert werden, dass sie als falsch beurteilt werden kann. WIE man jedoch zu solchen geeigneten Aussagen komme, dabei kann der Kritische Rationalismus kaum helfen: Etwas zu widerlegen, setzt bereits voraus, dass Etwas vorgegeben ist. Mit der *m e t h o d i s c h e n* Fundierung der Sprachkritik auf der Grundlage des Kritischen Rationalismus lässt sich mithin ein Fortschritt an Strenge erreichen, was eine sprachkritische Betrachtung des Kritischen Rationalismus selbst einschließt. Jochen HÖRISCH hat hierzu ein sarkastisches Urteil gefällt:

⇒ „Kritische Rationalisten erkennt man auch daran, dass sie lieber Aussagen Anderer falsifizieren, als selbst falsifizierbare Aussagen zu produzieren.“ (Hörisch 2005, S. 186) – Indes: Auch HÖRISCH selbst wäre daraufhin zu prüfen (...).

³⁰⁷ Die soziale Beziehungsfalle, in die die Sprachkritik geraten kann, besteht nicht allein darin, dass das kritische Urteil nicht ausreichend sachkennnerisch begründet ist, sondern dass die Gegenseite jederzeit – sogar pauschal – behaupten könne, dass die Urteilsweise sachlich nicht ausreichend begründet sei: Was nicht sein kann, was nicht sein darf. Es wird sehr auf das rhetorische

bei MAUTHNER im Detail zu prüfen. Der Positivismusstreit durchdringt auch die Sprachkritik. Das Terrain, welches jede Art von Sprach- und Erkenntniskritik betritt, ist gewissermaßen ein dünnes Eis an empirischen Voraussetzungen – nahezu eine Unmöglichkeit, nicht einzubrechen. Wie also ist Sprachkritik als fachliche Kompetenz und empirische Methode möglich?

Unmöglichkeit (X): Das naive Denken unterscheidet zwischen konkreten und abstrakten Begriffen. Die Suche nach sogenannter Konkretheit gleicht einer naiven Sehnsucht nach einer „heilen Welt“. Wirken Abstrakta unverständlich und somit verunsichernd, so suggeriert eine scheinbar „konkrete“ Sprache ein Gefühl von Vertrautheit und Sicherheit.

Wer eine geistig schwer verständliche Sprache benutzt, setzt sich dem Vorwurf zu hoher Abstraktheit aus. Das Streben nach dem Konkreten erscheint als didaktische Möglichkeit einer Lösung (...) Indes: Sprache ist g e n u i n abstrakt. „Die Vernunft oder die Sprache wird ihrer Natur gemäß zur Abstraktion gedrängt...“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, I, S. 79) Es gibt keinen *konkreten* Begriff – Indem Begriffe durch vielschrittige Abstraktionen entstehen, entfernen sie sich mehr und mehr von der Konkretheit der Dinge. So bestehe zwischen den als konkret oder abstrakt empfundenen Wörtern lediglich ein „Gradunterschied“ an Abstraktheit, wie MAUTHNER feinsinnig hinzufügt (ebd. S. 10). Sprache erzeugt so m.E. ein Dilemma: Obwohl sie der konkreten³⁰⁸ Lebensbewältigung verpflichtet ist, strebt sie nach immer höherer Abstraktheit. Auch ist es die Ökonomie des Weglassens³⁰⁹, die zum abstrakten Wesen der Sprache schicksalhaft hinzugehört. „*Auch die sog. konkreten Begriffe sind immer noch abstrakt und keineswegs anschauliche Vorstellungen: Man könnte die concreta treffend das Erdgeschoss, die abstracta die oberen Stockwerke des Gebäudes der Reflexion nennen.*“ (Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, I, S. 10) Eine *konkrete* Sprache ist logisch unmöglich – eine nichtabstrakte Sprachlichkeit erkenntnistheoretisch widersinnig und undenkbar.

Unmöglichkeit (XI): Das von MAUTHNER vorgeschlagene Modell einer mechanischen Auftrennung der Welt in substantivische, adjektivische und verbale Welten erscheint auf den ersten Blick originell – auf den zweiten Blick unmöglich. So nützlich eine *analytische Unterscheidung* von Bildern der Welt sein mag, so fatal wäre die Konstruktion dreier Parallelwelten. Wenn man MAUTHNER wiederholt

Geschick der Sprachkritik ankommen, in welcher Form die Urteile formuliert werden: ob in Gestalt von Behauptungen, Vermutungen oder feinsinnigen Fragen. Es zeigt sich, dass sich Sprachkritik selbst gegen die eigenen sprachkritischen Urteile kritisch verhalten muss, um gehört zu werden. So macht sie die aufschlussreiche Erfahrung, dass sich die Gegenseite ebenfalls sprachkritisch verhält: eine philosophische stößt mit einer einzelwissenschaftlichen Sprachkritik zusammen. Der Philosoph muss mithin der Einzelwissenschaft eine Fähigkeit auch zur Sprachkritik zubilligen. Diese ist die Kritik des Wissenschaftlers an der Philosophie – jene die Kritik des Philosophen an der Wissenschaft. Die daraus entstehenden Konflikte sind offenkundig. So schärfen Sprach- und Erkenntniskritiken aneinander die Waffen: ein friedfertiger Kampf der Paradigmen.

³⁰⁸ Genau betrachtet, ist MAUTHNER bei der Verwendung der Bezeichnungen „Verstand“ und „Vernunft“ inkonsequent. Es gilt, dass zwischen Verstandes- und Vernunftbegriffen nur ein „Gradunterschied“ an Abstraktheit besteht, wie MAUTHNER betont hat (Wörterbuch der Philosophie, I, S. 10). An anderer Stelle weicht er diese Strenge auf und formuliert, dass der Verstand eher dem Konkreten, die Vernunft eher dem Abstrakten entspreche. „... so kann ich sagen, dass der Verstand allein die konkrete Welt kennt“, dagegen „die Vernunft allein in Abstraktionen zu Hause ist“ (ebd. S. 11). Die Dinge indes sind vielschichtiger. Meines Erachtens könnte man sagen: die Prämissen eines Syllogismus werden durch den Verstand erzeugt: durch eine Subsumtion von Dingen unter einen Begriff auf dem Wege der Abstraktion. Die Konklusion wird durch die Vernunft des folgerichtigen Schließens erzeugt: durch die Subsumtion von Begriffen unter eine Idee. Dies der Geist der „Kritik der reinen Vernunft“. Meines Erachtens unterscheiden sich insofern Verstand und Vernunft im Grad der Abstraktheit. Interessanterweise hat HEGEL dem hinzugefügt: „Vernunft ohne Verstand ist nichts, Verstand doch etwas ohne Vernunft“ (Hegel, Jenaer Schriften, Werke in zwanzig Bänden, Bd. 2, S. 551, Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1986)

³⁰⁹ So schreibt Peter RUBEN: „Die abstrakte Betrachtung einer Art bedeutet also, dass wir die Unterschiede der Individuen derselben Art als unwesentlich beiseite lassen ... Auf solche Weise liefert uns die Abstraktion stets eine Reduktion...“ (Ruben 1979, S. 49), wodurch von den Unterschieden zwischen den Arten einer Gattung gegeneinander abgesehen wird (ebd. S. 106). Hinzufügen ist allerdings das Problem, dass das forschende Denken anfänglich nicht wissen kann, was *unwesentlich* sei – was ggf. später sich als wesentlich erweisen wird – und so kann es geschehen, dass man möglicherweise jene Merkmale vernachlässigt hat, die später bedeutsam werden. Ist also das Abstrahieren eine Fähigkeit, unterschiedliche Dinge gleich zu machen, so ist die Konkrektion jene entgegengesetzte Fähigkeit, scheinbar gleiche Dinge als Ungleiches zu betrachten. Es ist das Verdienst von RUBEN immer wieder auf diesen methodologischen Zusammenhang von Abstraktion und Konkrektion hingewiesen zu haben. Erst, wenn man das Wesen auch der Konkrektion verstanden hat, ahnt man zumindest, was Abstrahieren bedeutet.

erkenntnisleitend liest, so könnte die Sprachkritik nicht nur als eine bloße Unterscheidung der drei Bilder der Welt, sondern als Versuch einer Theorie des *Gesamtzusammenhangs* der Bilder verstanden werden. Die Menschen und ihre Philosophien unterscheiden sich nicht darin, dass sie ein einziges Bild der Welt behaupten würden, sondern sie unterscheiden sich m.E. darin, welches Gesamtbild der Welt sie aus den drei Bildern konstruieren. So zeigen sich vielfältige geschichtliche Übergänge zwischen den Bildern der Welt – perspektivische Sichtweisen werden zu übergreifenden Perspektiven kombiniert: Der substantivischen Welt fügt der Verstand alsbald eine adjektivische Welt hinzu. So, wie er die Adjektive substantiviert, so adjektiviert er später die Substantive. Die substantivische Welt ist ohne Wert, wenn der Verstand ihr nicht die Welt der Adjektive³¹⁰ hinzufügt. Und eine verbale Welt indes erscheint als bloßes Gespenst, wenn man sich eine Bewegung ohne Körper, eine Entwicklung ohne Dinge vorstellt.

Die drei Bilder der Welt sind das Bild einer *u n m ö g l i c h e n* Welt – ihre Unterscheidung und Kombination Grundlage einer *m ö g l i c h e n* Welt: Möglichkeit einer auch komplexeren³¹¹ Sprache. Das Buch von MAUTHNER müsste neu geschrieben werden: Die drei Bilder der Welt als Teile eines Weltganzen. Die Sprache hat die Welt aufgeteilt in Dinge, Eigenschaften und Relationen, um so das Ganze dem Denken analytisch verfügbar zu machen. Wird es der Sprache möglich sein, jenes Ganze zu rekonstruieren?

Unmöglichkeit (XII): Es gibt einen Ort³¹² in der Psyche, zu dem Sprache nicht hingelangt. Und aus dem die „Sprache“ nicht heraus kann. Sprachlichkeit ist nur dem ICH und dem Über-ICH³¹³ gegeben, das ES hat keine³¹⁴ Sprache. Dort, wo man meint, dass sich das ES artikuliert, leiht das ICH dem ES seine Sprache – aber auch dies ist nur der schwache Versuch einer Erklärung für jene Unmöglichkeit, das ES versprachlichen zu wollen. Jacques LACAN hat die Psychoanalyse feinsinnig korrigiert: „Das Unbewusste, habe ich gesagt, ist strukturiert wie eine Sprache. Welche? Und warum sagte ich *eine* Sprache?“ (Lacan 2013, S. 24) Man meint ferner, dass es das ICH sei, welches bewusst nach der Wahrheit sucht (...) „In Wahrheit, das könnte man hier sagen, sagt die Wahrheit nicht die Wahrheit ...“ (ebd. S. 25) Allein das Unbewusste ist jene Instanz, welche m.E. immer die Wahrheit „*sagt*“. Würde es gelingen, diese originäre Sprachlichkeit des Unbewussten zu entschlüsseln, wäre dies ein Weg zur Wahrhaftigkeit des Denkens. Dies führt die Sprachkritik ferner zur Untersuchung des Gehalts des Traums. Der Traum repräsentiert eine eigene Sprachlichkeit, die Tiefenpsychologie des Traumes ist – methodisch betrachtet –

³¹⁰ MAUTHNER zeigt dies am Beispiel des Unterschieds zwischen Existenz und Essenz (Mauthner, Wörterbuch II, S. 400). So wäre das bloße Sein eines Goldschatzes ohne Wert, solange man nichts über den real existierenden Wert des Goldes weiß. Gold wäre Teil einer bloßen substantivischen Welt – sein Tauschwert Teil einer adjektivischen Welt. Der Verstand konstruiert aus zwei Welten ein komplexeres Bild der Welt. Der Versuche einer Rekonstruktion dieses Vorgangs muss den umgekehrten Weg gehen. Deshalb ist zunächst die Unterscheidung der *d r e i* Bilder der Welt die Voraussetzung dafür, um nach der Konstruktionsprinzipien der *E i n e n* Welt zu fragen.

³¹¹ Hat man sich bislang damit begnügt, dass Sprache eine Komplexitätsreduktion der Welt sei, ist vielmehr zu fragen, wie jener Reduktionismus aufgehoben werden kann. Die Sprache zerfalle in Sprachspiele, die Sprachspieler an verschiedenen Brettern spielen nach verschiedenen Regeln, sie verstehen einander nicht mehr. Und so verselbständigt sich das Spiel (...)

³¹² Nicht das Über-ICH, sondern das ES ist die große konstruktivistische Leistung der Psychoanalyse. Es ist das analytische ICH, welches zu jenem Ort vordringt, ohne in ihn eindringen zu können. Eine Art black-box, der man alles zuschreiben und zuschieben kann (...) Nicht uninteressant ist die Frage, welches „Bild“ der Welt sich im ES als Repräsentation der Triebe manifestieren mag. Damit ist korrigierend festgestellt, dass das ES nicht eine Summe der Triebe selbst, wie man fälschlicherweise meint, sondern die Repräsentation dieser Begierden ist. Als solches kann man sich die dumpfe Sprache des ES m.E. als eine „adjektivische Welt“ vorstellen – eine Kristallisation von Träumen und Ängsten, an- und unangenehmen Gefühlen, die dort als „*M e r k – M a l e*“ gespeichert sind.

³¹³ Meines Erachtens wirkt das Über-ICH auch als sprachkritische Instanz. Diese Funktion zu stärken, wäre Aufgabe der Bildung zur Sprache.

³¹⁴ Das Problem einer unbewussten Sprache ist nicht gelöst, weil die Frage der Existenzweise des ES nicht gelöst ist. Fest steht, dass das Unterbewusste nicht wenig an Denken und Sprache mitbeteiligt ist. So muss selbst der Logiker Rudolf METZGER zugeben, dass die Sprache „kein Privileg des ICH“ sei, sondern auch das „Unterbewusstsein“ – „das eben sprachlicher Natur sei“, zum Wesen des Menschen gehört und so ein Zugang zu verschiedenen Formen der Sprachlichkeit ist (Metzger 1977, S. 40).

eine tiefenpsychologische Sprachkritik: Versuch einer Entschlüsselung von Traumbildern – mit aller kritischen Vorsicht, ob wirklich jeder Traum tiefere Bedeutung habe. MAUTHNER nennt es die „Philosophie des Unbewussten“, welche Auskunft über das Entstehen verschiedener Bilder der Welt zu geben vermag. a) Tritt bei einer Wahrnehmung der Gegenstand selbst stärker hervor, so entsteht *unbewusst* ein eher substantivisches, vielleicht sogar nachhaltiges Bild. b) Tritt dagegen eine bestimmte Eigenschaft an demselben Gegenstand hervor, so ist die Vorstellung an jenes Adjektiv gebunden, woraus unbewusst ein adjektivisches Bild entstehen kann (Beiträge zu einer Kritik der Sprache I, S. 634). Bilder der Welt werden mithin gerade *n i c h t b e w u s s t* erzeugt, sondern zu einem großen Teil von unserem Unterbewusstsein konstruiert, so dass sich „bald von einem Ding, bald von seiner Eigenschaft, sprachlich also bald von einem Substantiv, bald von seinem Adjektiv reden lässt“ (ebd.). Es zeigt sich, dass es eine Korrelation der Verwendung der Worte „unbewusst“ und „unbekannt“ gibt. Sprachkritik gerät dort an eine Grenze der Unmöglichkeit, wo die Sprache selbst an ihre Grenze gerät.

Liegt jenseits der diesseitigen Sprache eine andere Sprachlichkeit? – Und wird es gelingen, von hier nach dort zu gelangen? – Die Bearbeitung dieses Problems kann man nicht der Kognitionspsychologie und Psychoanalyse allein überlassen – nach MAUTHNER bedarf das Reden vom Unbewussten selbst einer methodischen Sprachkritik. Es wäre sonst die „Philosophie des Unbewussten ohne Sprachkritik wie der Flug eines Trunkenen im Traume“ (ebd. S. 637). Sprachkritik bedient sich der *bewussten* methodisierten Kritik zur Reflexion jener *unbewussten* Sprache von Körper und Geist. Welches *Maß an Unbewusstem* aber ist stets in jeder Sprachkritik³¹⁵ selbst enthalten? Hat der Gedanke der Sprachkritik möglicherweise eine typische biographische Vorgeschichte, geht dem Bekenntnis zum „Beruf“ des Sprachkritikers ein gewisses tiefenpsychologisches Erlebnis voraus (...)

Unmöglichkeit (XIII): Man kann üblicherweise Sprache als eine geistige Komplexitätsreduktion der Welt beschreiben. Die Frage ist, ob mit unserer wachsenden komplexen Sichtweise auf die Komplexität der mikrosozialen wie auch meso- und makrosozialen Zusammenhänge nicht auch die Komplexität der Sprache zunehmen müsse. Damit würde sich Sprache in einer Zerreißprobe befinden, die man logisch auch als ein Dilemma charakterisieren könnte. HABERMAS verweist polemisch auf den Gedanken von LUHMANN, wonach aus der „Reduzierung von Weltkomplexität“ zwangsläufig eine „Steigerung von Eigenkomplexität“ von Gesellschaft und Individuum folgt (Habermas 1971, S. 20). *Objektiv* folgt die Sprache ihrem inhaltlichen Verhältnis der Welt, *subjektiv* folgt sie den Interessen des Menschen und der Gesellschaft: Ist sie so möglicherweise der kleinste gemeinsame Nenner des Verstandes zwischen reduzierter und gesteigerter Komplexität? Es gilt folgender geschichtlicher Zusammenhang – dessen bildungstheoretische Folgerungen offenkundig sind. Die übliche Erziehungswissenschaft hat m.W. diesen Zusammenhang noch unzureichend erfasst.

Welt	Reduzierung von Weltkomplexität	Reduzierung von Sprachkomplexität	Sprache	Steigerung von Sprachkomplexität	Steigerung von Selbstkomplexität	Mensch
	→	→	→ ←	←	←	

Sind Reduzieren und Steigern von Komplexität zwei gegenläufige Tendenzen, so findet eine Komplexitätsreduktion ihren Gegenpart in einer Komplexitätssteigerung. Die m.E. übliche lernpsychologische Reduktionsdidaktik wäre zwingend durch eine alternative Bildungstheorie zu ergänzen. Halbbildung ist Reduktion, Bildung ist Selbstkomplexität.

Unmöglichkeit (XIV): Das Ziel sprachkritischer Analyse ist nicht schlechthin eine Verbesserung der Sprache, sondern eine Vervollkommnung des Denkens. Die eine Position geht davon aus, dass jenes

³¹⁵ Bei MAUTHNER lässt sich vermuten, dass eine aus den Atheismus-Studien resultierende unbewusste Religionskritik auch seine Sprachkritik lenkt und leitet. Die geschulte Skepsis gegen alle Mythologie – ja gegen die Sprache selbst – als Form von Mythologie – macht dessen Sprachkritik angreifbar: Ihre Kritik wirkt nicht mehr neutral.

Denken nur dann vollkommen sein könne, wenn die *Sprache* vollkommen ist. Intuitiv erzeugt die Kritik einer Unvollkommenheit den Traum von Vollkommenheit. Mit dem Streben nach der perfekten Sprache folgt eine solche Sprachkritik einer Fata Morgana. Umberto ECO hat einige Zusammenhänge skizziert, die mit einem bitteren Eingeständnis enden: dem Abschied von einer vollkommenen Sprache. Die Liste der Sprachutopien ist lang, ihre praktische Wirkung gering. Eine Renaissance der Sprache bei COMENIUS und LEIBNIZ gehört ebenso in jene Tradition wie CONDORCET (1743-1794), der im Umfeld der Französischen Revolution eine Universalsprache³¹⁶ vorgeschlagen hatte, die allen Menschen auf vereinfachte Weise Bildung ermöglicht und den Zugang³¹⁷ zu allen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen erleichtern solle (Condorcet 1971, S. 217). Der universalsprachlichen Versuche gibt es viele – früher oder später sind sie alle gescheitert. So konstatiert schließlich auch MAUTHNER eine bleibende „Sehnsucht, weil es eine vollkommene Sprache nicht gibt. Wie es ein reines, von der armen Sprache freies Denken nicht gibt.“ (Mauthner, Wörterbuch II, S. 395) Offen bleibt, wenn es schon keine universale Sprache geben könne, ob sich nicht eine „universale Grammatik“ schaffen lässt? (Eco 1993, S. 18) Und schließlich: Welche Folgen eine weltweite Globalisierung³¹⁸ für die Kultur der Nationalsprachen haben wird? Hier steht Sprachkritik in der Gegenwart einem völlig neuen Problemensemble gegenüber. Latent streben Sprache und Sprachkritik nicht nach Vollkommenheit, sondern nach Besserung des Denkens. Indem das Denken die Kriterien des *Gebrauchs* von Sprache immer deutlicher ausschärft, arbeitet es an der Vervollkommnung der Sprachlichkeit: Das Ziel ist nicht Vollkommenheit, sondern Vervollkommnung. Indem der Mensch die Natur seiner Sprache verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur. Eine Hoffnung, dass es möglich sei, wenn der Mensch behutsamer und feinsinniger mit Sprache umzugehen lernt – „das ist die Sehnsucht, die auch Mystik werden kann“ (Mauthner, Wörterbuch II, S. 399). Es ist unmöglich, sagt der Verstand – Es ist, wie es ist, antwortete die Sprachkritik. Man muss das Unmögliche versuchen, um das Mögliche zu erreichen (...)

³¹⁶ Die Chronologie der universalsprachlichen Visionen und Experimente bei MAUTHNER ist geschichtlich unvollständig (Mauthner, Wörterbuch II, S. 494-502). Indes ist dessen argumentative Strategie überzeugend. Er begründet m.E. schlüssig, weshalb es keine Universalsprache, 1) als Idealsprache auf der Grundlage der Naturwissenschaften, 2) als stets künstliche, gekünstelte und so nicht lebensfähige Sprache geben könne (ebd. S. 495). Esperanto war nichts als ein „embryonisches Monstrum“ (ebd.), umso trauriger für alle Verfechter, wie Wilhelm Ostwald, dies erkennen zu müssen (vgl. ebd. S. 497, Fußnote). Insofern ist die Vielfalt der lebendigen Sprachen unendlich besser geeignet, Denken und Welt widerzuspiegeln, als eine noch so ausgeklügelte lebensunwirkliche Idealsprache. Hier ist die sprachkritische und sprachgeschichtliche Betrachtung der Idee der Universalsprache im wahrsten Sinne des Wortes *S p r a c h k r i t i k* an einem fehlgeschlagenen Sprachexperiment.

³¹⁷ Eine Voraussetzung für den internationalen Zugang zu Informationen ist die Übersetzbarkeit einer jeden Sprache in jede andere. Es mag ein Glaube sei, den uns Lehrer und Wörterbücher anezogen haben, dass Übersetzungen eindeutig sein müssen. Eindeutig wäre eine Übersetzung dann, wenn sie unzweideutig mit dem Original übereinstimme (...) Und so glauben Schüler und Lehrer an die Fiktion der fehlerfreien Übersetzung. Die Sprache indes verliert ihre Unschuld, als sie die Erfahrung macht, dass jede Übersetzung lediglich eine gleichnishafte Variante des Originals ist. WITTGENSTEIN würde sagen: Man müsste bei beiden Varianten auf den Gebrauch schauen: Wenn originales Wort und übersetztes Wort gleichermaßen gebraucht werden, dann ist die Übersetzung dem Original immerhin ausreichend ähnlich. In Bezug auf LOCKES „Essay über den menschlichen Verstand“ hat MAUTHNER relativ radikal behauptet: „... eine Sprache sei niemals in einer andere zu übersetzen“ (Mauthner, Wörterbuch II, S. 497). Sprachkritik ist hier eine spezifische Übersetzungskritik, die besonders bei philosophischen, theologischen und psychoanalytischen Texten unabdingbar ist. Sprache hat eine Transformationsfunktion von einer Kultur in eine andere – sie erfüllt diese Funktion aber immer nur unvollkommen. So hat zum Beispiel DERRIDA in Bezug auf die Feststellung HEIDEGGERS darauf aufmerksam gemacht, dass es im Griechischen kein Wort gibt, welches dem Begriff „Geist“ ausreichend adäquat sei (Derrida 1992, S. 85). Aus dem Übersetzungsproblem resultiert mithin ein Problem des Nicht-Verstehens.

³¹⁸ Wenn man sozialkritisch die sogenannte Globalisierung als Gefahr einer neuartigen Kolonialisierung deutet, dann besteht die Tendenz, dass auch die Nationalsprachen mehr und mehr kolonialisiert werden. In Indien werden noch 1600 Sprachen gesprochen (...) Während die Missionare den Naturvölkern das Christentum brachten, bringt die Globalisierung den Entwicklungsländern die Mission eines Technisierungsschubes und mit ihr eine Globalisierung der Sprache. Diese globalisierte „Weltsprache“ befindet sich heute in jedem Computer: es ist eben nicht die Muttersprache, in der man auf der Tastatur zu schreiben vermag, es ist jene Sprachlichkeit, die im System selbst steckt. Wird auf diese Weise der Traum einer Universalsprache fragwürdige Wirklichkeit?

„Noch ist die Sprache nicht als das Gespinst durchschaut,
an dessen Fäden die Subjekte hängen ...“ (HABERMAS 1985)

3.7. Sprachkritik kommunikativen Handelns

Als HABERMAS mit den Vorstudien zu einer Theorie des kommunikativen Handelns beginnt und schließlich dazu eine geschlossen erscheinende Theorie veröffentlicht, sind die heute üblichen Kommunikationskonzepte noch relativ unbekannt. Kommunikationstheorien noch waren eher Spezialbesitz von Philosophie und Kritischer Theorie, sie waren noch nicht zum üblichen Gemeinplatz der Sozialwissenschaften geworden. Dies ändert sich mit der geradezu explosiven Habermas-Rezeption rasant. Kommunikation wird zum Modebegriff nahezu aller Soziologie, Psychologie und Pädagogie. Die Worte Kommunikation, Interaktion und Kooperation werden nun so benutzt, als seien sie das Selbstverständlichste von der Welt. Nicht nur paradigmatisch kritisch orientierte Theorien machen sich den Geist einer diskursiven Kommunikationsweise zu eigen, sondern auch konservative und utilitäre Unternehmensphilosophien³¹⁹ entdecken Kommunikation als *w e r t s t e i g e r n d e s* Instrument. Tausende Mitarbeiter von Banken und Versicherungen usf. mögen seither in Kommunikationsseminaren und Supervisionskursen geschult worden sein. Eine gesamte Branche übt sich in kommunikativen Strategien, eine ganze Branche entwickelt jenes neue Mitarbeiterbild: den Verkäufer von Finanzprodukten, der über kommunikative Qualifikationen und eine sogenannte soziale Kompetenz verfüge. Jedoch entwickelt jene Branche gewissermaßen ihren eigenen Totengräber, erzeugt latent ihre eigene Sprachkritik und wirkt letztlich aufklärend. Wer beginnt, sich mit Kommunikation zu beschäftigen, beschäftigt sich kritisch und zunehmend selbstkritisch mit Sprache. Sprachkritik indes ist ein Schritt zu Mündigkeit: Der Mensch beginnt mehr und mehr, Sprache zu beobachten, eigene Sprachlichkeit zu reflektieren, Sprache behutsamer anzuwenden. Sprache ist zunächst ein „instrumentelles Problem“, ehe sie ein moralisches Problem wird. Man könnte behaupten: Sprache musste geradezu wirtschaftlich instrumentalisiert werden, um ihren Gebrauch moralisch³²⁰ kritisieren lernen zu können. Indem Sprache instrumentell immer *universeller* wird, strebt auch Sprachkritik nach Universalität. Möglicherweise auch deshalb gibt HABERMAS schon 1985 in der „Logik der Sozialwissenschaften“ eine gewisse Vagheit unseres Wissens zu bedenken: „Noch ist die Sprache nicht als das Gespinst durchschaut, an dessen Fäden die Subjekte hängen und an ihnen zu Subjekten sich erst bilden.“ (Habermas 1985, 240) Die feinsinnige Formulierung kann sprachkritisch und sprachkonstruktiv als Programm gelesen werden: 1) eine Rekonstruktion dessen, was Sprache vermag, so dass sich an ihr die Subjekte bilden und emporwachsen; 2) eine moralische Dekonstruktion, was Sprache bewirkt und verwirkt, wenn sie zweckrational instrumentalisiert wird; 3) eine Konstruktion, wie Sprache beschaffen und gebraucht werden muss, um Deformationen an Geist und Kultur zu verhindern.

³¹⁹ Das Lehren kommunikativer Fähigkeiten befindet sich in einem Dilemma. Einerseits ist Kommunikation Teil von Bildung und Weiterbildung und eine kenntnisreiche Beschäftigung mit ihr kann einer Bildung nur förderlich sein. Andererseits erhebt sich die Frage, welche die am besten geeigneten Lehrenden solcherart Weiterbildung seien? – Sprachwissenschaft ist keine Trivialität, die sich jeder zutrauen sollte. GOETHE bereits hatte in § 155 der „Maximen und Reflexionen“ pointiert: „Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.“ (Goethe, VI, S. 510) – So erfand man in der Gegenwart die Sprach- und Kommunikationskurse. In der betrieblichen Weiterbildung sind Philologen wohl ebenso untauglich, wie theoretisierende Sprachphilosophen oder Kritische Soziologen. Welche Berufe also finden sich unter den selbst ernannten Dozenten, was ist ihre Lehrweise, was ihr Anspruch? Oft gehen solcherart Kurse von typischen Kommunikationskonflikten aus, um von einer solchen Fehleranalyse zu einer anderen Bewusstheit über Sprache und Kommunikation fortzuschreiten. Ein nicht wenig erfolgreiches Konzept ist die Edition „Miteinander reden“ von Friedemann Schulz von Thun – eine auch brauchbare „praktische Sprachkritik“.

³²⁰ Derjenige, der Sprache argumentativ oder manipulativ gebraucht, muss sich fragen lassen, von welchen moralischen Argumenten er sich darin leiten lässt. Aus dieser Auskunft ließe sich jenes Niveau der ethischen Urteilsfähigkeit im Umgang mit Sprache methodisch bestimmen. Das höchste ästhetische Maß an Sprachlichkeit wäre dort erreicht, wo auch die höchsten universellen ethischen Prinzipien des Urteilens eingelöst werden. An wenig bekannter Stelle spricht HABERMAS deshalb auf dieser Stufe vom Entstehen einer „universellen Sprachethik“ (Habermas 1976, S. 83), wobei m.W. dieser Gedanke einer Sprachethik kaum weitergeführt worden ist.

„Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert ...“, so GOETHE.³²¹

„Sprachkritik war mein erstes und mein letztes Wort. Nach rückwärts blickend, ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis.“ (MAUTHNER 1924)

Was Mauthner nichts wissen konnte (...)

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod von Fritz MAUTHNER erscheint von George ORWELL (geb. 1903) das Buch „1984“. Es handelt sich nicht nur um das Szenarium eines totalitären Staates – es ist auch die bedrohliche Vision einer totalitären Sprache. Die im Auftrag des Staatssystems handelnden Philologen dort hatten eine Reihe neuer Wörter ersonnen.

Und sie sorgten dafür, dass unerwünschte Wörter nicht mehr benutzt wurden und nach und nach ausstarben. Es existierten kaum noch Verben an sich, sondern nur noch „Substantiv-Verben“ (Orwell 2003, S. 363). „So gab es zum Beispiel kein Wort für *schneiden*, da seine Bedeutung durch das Substantiv-Verb *‘Messer‘* hinreichend abgedeckt war.“ (ebd.) Zugleich ließ sich „beinahe jede Adjektivbedeutung ... durch das Anhängen von ‚voll‘ an ein Substantiv-Verb erzielen“ (ebd. S. 364).

Der noch bei MAUTHNER unentschieden gebliebene Wettstreit der drei Bilder der Welt war beendet: Die substantivische Welt hatte endgültig gesiegt, sie war die beste³²² aller Welten. Zuerst waren es die Medien, die den Siegeszug eingeleitet hatten, begleitet von jenen Kleingeistern, die willfährig die Modernismen aus den Medien übernahmen – eifrig und mitunter sogar vorauseilend. Kleingeister sind Vasallen unter der Herrschaft der Substantive. Auch manche Lehrer gehörten dazu, denn sie wollten mit ihrer Sprache zeigen, dass sie die Zeichen der Zeit verstanden hätten. In den Schulen und Universitäten, in Kunst und Literatur, ja in der gesamten Gesellschaft war auf diese Weise eine *Staatssprache* ohne Tradition entstanden – kontrolliert von einer „Gedankenpolizei“, die den Geist disziplinierte, indem sie dessen Sprache überwachte (ebd. S. 214f.). Wenn man das *innere* Denken doktrinieren wolle, müsse man an der *äußeren* Sprache ansetzen, dies die Methode jener Sozialdisziplinierung: „Unzählige Wörter, wie Ehre, Gerechtigkeit, Moral, Internationalismus, Demokratie, Wissenschaft und Religion hatten schlicht aufgehört zu existieren.“ (ebd. S. 367) Auch wurde eine Reihe von Schriften der klassischen Literatur neu übersetzt. „Wenn dies geschafft war, würden ihre Originalwerke samt allem anderen, was von der Literatur der Vergangenheit überdauert hatte, vernichtet sein.“ (ebd. S. 375) Dies das Bild einer Welt – nicht formuliert als ein sozialwissenschaftliches Modell – sondern gewebt aus den düsteren Ahnungen der Kritischen Literatur, die überzeichnen muss, um erhört zu werden. Hätte MAUTHNER zu jener Zeit – also im Jahre 1948 – noch gelebt, dann hätte er sich wiederholen müssen: „Sprachkritik war mein erstes und mein letztes Wort. Nach rückwärts blickend, ist alles zermalmende Skepsis, nach vorwärts blickend, mit Illusionen spielend, ist sie eine Sehnsucht nach Einheit,³²³ ist sie Mystik.“ (Mauthner 1924, S. 29)

³²¹ vgl. Goethe, Betrachtungen im Sinne der Wanderer (Nr. 171, Werke, Bd. VI, S. 472)

³²² Die Substantivierungen sind nicht selten begleitet von einer Tendenz der Superlative. Es war nachhaltig der Nationalsozialismus, der sich der sozialisierenden Wirkung der Superlative bedient hat. Die adjektivische Welt wird zu einem Reich der *S u p e r l a t i v e*. „Den besten Soldaten der Welt seien die besten Waffen der Welt von den besten Arbeitern der Welt“ für einen siegreichen Kampf übergehen (Klemperer 1980, S. 233). Und: „Du bist nichts, dein Volk ist alles.“ (ebd. S. 29) Es ist die Sprachkritik von Victor KLEMPERER (1881-1960), die in *Lingua tertii imperii* die Tendenz einer *Superlativierung* der Sprache im Nationalsozialismus differenziert in Ursachen und ihren Wirkungen untersucht hat (ebd. S. 233 ff.). Auch versucht er zu zeigen, dass die Bevorzugung von Adjektiven, von Substantiven oder gewissen Verben im Nationalsozialismus kein Zufall ist (ebd. S. 107). Dass es zudem die Flut der großgeschriebenen Abkürzungen ist, die eine Herrschaft der Substantive erzeugen, ist ein besonders auffallendes Merkmal der NS-Sprache: SS, SA, HJ, BDM, DAF, DINTA, KDF, PG – eine gespenstische Welt. Zugleich geht jene Sprachkritik über die Zeit von 1933 bis 1945 hinaus, wenn KLEMPERER später von einer *Lingua quartii imperii* gesprochen hat. Insofern bewirkt die am Nationalsozialismus gewachsene Sprachkritik eine nachhaltige Sensibilisierung für ein wachsam sprachkritisches Bewusstsein auch in der Gegenwart.

³²³ Hier klingt die wiederkehrende heimliche Sehnsucht nach einer Einheitssprache an. Zugleich schreckt man vor einer solchen Vision zurück: Würde aus einem einheitlichen Bild der Welt eine einheitliche Sprache und so ein einheitliches Denken folgen?

War aber diese totalitäre Gesellschaft noch jene *Einheit* der Sprache, die er erträumt hatte? Bedeutet nicht vielmehr jede Herrschaft substantivischer Weltbilder die Gefahr einer Vernichtung der Vielfalt der Sprache? – Ist also eine noch so fragwürdige Vielfalt an Bildern der Welt stets besser als ein doktrinäres Einheitsbild einer Welt? Die Vielfalt hat wenigstens die Chance des Lernens und Vergleichens, sie enthält so die Möglichkeit der Korrektur von Bildern – die verordnete Einheit lässt weder das eine noch das andere zu. Und so ist und bleibt Sprachkritik ein ständiger und wachsamer Begleiter von Sprache und Gesellschaft – Aufgabe des *sprachkritischen* Menschen, der in jedem *gebildeten* Menschen wohnt. Ein altes Sprichwort, aus verschiedenen Kulturen überliefert, erinnert: „Achte auf Deine Gedanken,³²⁴ es könnten Worte daraus werden. Achte auf Deine Worte, es könnten Taten daraus werden.

L I T E R A T U R V E R Z E I C H N I S

Adorno, Theodor: Thesen über die Sprache des Philosophen. – In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. I, Frankfurt a.M. 1986

Adorno, Theodor: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt a.M. 2003

Ahrendt, Hannah: Denken ohne Geländer. Texte und Briefe. München 2008

Ahrendt, Hannah: Wahrheit gibt es nur zu Zweien. Briefe an die Freunde. München 2013

Albert, Hans: Traktat über kritische Vernunft. Tübingen 1968

Albert, Hans: Wertfreiheit als methodisches Prinzip. – In: Topitsch, Ernst (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993, S. 192-225

Albert, Hans; **Popper**, Karl: Briefwechsel. Hrsg. Martin Morgenstern; Robert Zimmer. Frankfurt a.M. 2005

Allgemeine Deutsche Biographie (ADB): Hrsg. Historische Kommission der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. 56 Bde., München 1875-1912

Wer wünscht sich das – selbst wenn es möglich wäre? Ist dies die fragwürdige Hoffnung des 17. Jh. auf eine *P a n s o p h i a*, die sich auf eine Universalsprache gründet, die *COMENIUS* als eine *P a n g l o t t i a* bzw. eine *Monoglottia* bezeichnet hat (Comenius 1970, S. 299ff. und 313). Diese „neue harmonische Sprache“ (ebd. S. 323) würde sich auch dadurch auszeichnen, dass in ihr die Gefahr von Verwechslungen von Wörtern und Dingen beseitigt ist (vgl. S. 311): 1. Nicht existierende Dinge dürfen keine Eigennamen haben. 2. Unnütze Wörter werden beseitigt. 3. Insgesamt sollte es nicht mehr als etwa 200 Wortstämme geben. 4. Gleichlautende Wörter (*aequivoca*) wird es keine geben. 5. Unter Synonymen wird man nicht mehr zu leiden haben usw. (vgl. ebd. S. 310f.). Damit hinterlässt *COMENIUS* eine eigene originäre *konstruktive Kritik*, die – wenn auch nicht auf einer Theorie – so doch auf aufmerksamen Beobachtungen beruht und Sprache im Alltag zu vereinfachen und für das Lehren und Leben didaktisch zu vervollkommen sucht.

³²⁴ Es kommt dem Trugschluss einer naiven Ethik gleich, dass die Gedanken ungehindert und frei seien und sich so einem moralischen Urteil entziehen würden. Der Schein der Freiheit ist trügerisch. Das „Gewissen ist ein innerer Gerichtshof“ (*KANT*) auch *i n m i t t e n* der Gedanken des Menschen – dort, wo er meint, unbeobachtet zu sein. Es war *Sigmund FREUD*, der in kühner Weise auch diesen *l e t z t e n* Ort moralischer Verantwortung einem Urteil zugeführt hat, „denn vor dem Über-Ich kann sich nichts verbergen, auch Gedanken nicht“, wie es 1930 in „Das Unbehagen in der Kultur“ heißt (Freud 2009, S. 88).

- Anders**, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen. (1956 ff.), 2 Bde., Frankfurt a.M. 2002
- Aristoteles**: Rhetorik. Hrsg. Franz G. Sieveke, 5. Auflg. UTB: München 1995
- Augustinus**: Der Gottesstaat. Übersetzung C. J. Perl, 2 Bde., Paderborn, München, Wien, Zürich 1976
- Ayer**, Alfred Jules: Sprache, Wahrheit und Logik (engl. 1936) Stuttgart 1987
- Bacon**, Francis: Novum organum. Das neue Organon oder Die wahre Anleitung zur Interpretation der Natur. – In: Philosophenlesebuch. Hrsg. Heinrich Opitz, Berlin 1988, Bd. 1, S. 436-447
- Barth**, Karl: Der Römerbrief. 1922, 2. Auflage
- Baumann**, Peter: Erkenntnistheorie. Stuttgart 2006
- Böhler**, Dietrich: Rekonstruktive Pragmatik. Frankfurt a. M 1985
- Borsche**, Tilman (Hrsg.): Klassiker der Sprachphilosophie. München 1996
- Borst**, Arno: Der Turmbau von Babel. (1957-1962), Bd. 1; Bd. 2/1; Bd. 2/2; Bd. 3/1; Bd. 3/2 u. Bd. 4, München 1995
- Bühler**, Karl: Sprachtheorie. (1934), UTB, Stuttgart 1982
- Chomsky**, Noam: Sprache und Geist. Nach Vorlesungen 1966/67, Frankfurt a.M. 1973
- Chomsky**, Noam: Reflexionen über die Sprache. (1975 engl.), Frankfurt a.M. 1977
- Comenius**, Jan Amos: Große Didaktik. Hrsg. Hans Ahrbeck, Berlin 1961
- Comenius**, Jan Amos: Panergesia. – In: De rerum humanarum Emendatione. Hrsg. Jaromir Cervenka, Tomus I, Prag 1966, S.41-96
- Comenius**, Jan Amos (eigentlich Komensky): Allgemeine Beratung zur Verbesserung der menschlichen Dinge. Hrsg. Franz Hofmann, Berlin 1970
- Comenius**, Jan Amos: Didactica Magna. – In: Johann Amos Comenius. Ausgewählte Werke, 2 Bde., Hrsg. K. Schaller, Hildesheim 1997, Bd. 1, S. 18-119
- Comenius**, Jan Amos: Janua rerum“ (1681) – Pforte der Dinge. Hamburg 1989
- Comenius**, Jan Amos: Antisozinianische Schriften. Hrsg. Ernst Schadel, 3 Bde., Frankfurt a. M. 2008
- Condorcet**, Marie-Jean-Antoine-Nicolas Caritat: Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes. Frankfurt a.M. 1971
- Crome**, Erhard; **Tietz**, Udo (Hrsg.): Dialektik, Arbeit, Gesellschaft. Festschrift für Peter Ruben. Potsdam 2013
- Cusanus**, Nicolaus: Die belehrte Unwissenheit Buch III, Hamburg 1977
- Cusanus**, Nicolaus: Über das Globusspiel. – In: ders.: Philosophische und theologische Schriften. Studienausgabe. Hrsg. E. Döring, Wiesbaden 2005, S. 291- 356
- Delf**, Hanna (Hrsg.): Vorwort. Gustav Landauer – Fritz Mauthner . Briefwechsel 1890-1919. München 1994
- Demmerling**, Christoph: Sprache und Verdinglichung. Wittgenstein, Adorno und das Projekt einer kritischen Theorie. Frankfurt a.M. 1994

- Derrida, Jacques:** Vom Geist. Heidegger und die Frage (Ein Vortrag von 1987), Frankfurt a. M. 1992
- Descartes, René:** Meditationen. Abhandlung über die Methode. Hrsg. Frank Schweizer, Wiesbaden 2011
- Dilthey, Wilhelm:** Das Wesen der Philosophie. Stuttgart 1984
- Eco, Umberto:** Das Foucaultsche Pendel. München 1993
- Eco, Umberto:** Die Suche nach der vollkommenen Sprache. (1993) München 2002
- Eisler, Rudolf:** Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 2 Bde., Berlin 1904
- Erasmus von Rotterdam:** Das Lob der Torheit. Hrsg. Emil Major, Basel o.J.
- Feuerbach, Ludwig:** Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie (1842) – In: ders.: Entwürfe zu einer Neuen Philosophie. Hamburg 1996
- Feyerabend, Paul:** Probleme des Empirismus (I) (1965), (dtsh. 2002) Stuttgart 2002
- Fichte, Johann Gottlieb:** Erste und Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre. (1797) Leipzig 1944
- Flach, Werner:** Grundzüge der Erkenntnislehre. Erkenntniskritik, Logik, Methodologie. Würzburg 1994
- Foucault, Michel:** Ordnung des Diskurses. (1970) Frankfurt a.M. 1991
- Foucault, Michel:** Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. 1992
- Foucault, Michel:** Die Wahrheit und die juristischen Formen. Frankfurt a.M. 2003
- Foucault, Michel:** Worte und Bilder (1967) – In: ders.: Schriften zur Medientheorie. Frankfurt a. M. 2013, S. 29-32
- Foucault, Michel:** Vorrede zur Überschreitung. (1963) – In: ders.: Ästhetik der Exisenz. Frankfurt a.M. 2007, S. 7-28
- Foucault, Michel:** Hermeneutik des Subjekts. Vorlesungen am Collège de France 1981/82. Frankfurt a.M. 2009
- Franck, Sebastian:** Paradoxa. Hrsg. Siegfried Wollgast, Berlin 1995
- Freud, Sigmund:** Das Unbehagen in der Kultur (1930). Frankfurt a. M. 2009
- Friedell, Egon:** Kulturgeschichte der Neuzeit. Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 2009
- Friedell, Egon:** Vom Schaltwerk der Gedanken. Ausgewählte Essays. Zürich 2009
- Gadamer, Hans-Georg:** Wahrheit und Methode. 4. Auflage, Tübingen 1975
- Gadamer, Hans-Georg:** Wahrheit und Methode. Vorwort zur 2. Auflage von 1965, Tübingen 1975, I – XXVI
- Gehlen, Arnold:** Urmensch und Spätkultur. (1956) 6. Aufl., Frankfurt a. M. 2004
- Gentsch, Lutz:** Wahnsinn oder Philosophie – Friedrich Nietzsche? – Eine meistens methodologische Analyse. Frankfurt a.M. 1995
- Gentsch, Lutz:** Und immer stirbt ein bisschen Gott. 2 Bde., Frankfurt a.M. 2000
- Gnädinger, Louise:** Johannes Tauler. Lebenswelt und mystische Lehre. München 1993

- Goethe, J. W. v.:** Aus Makariens Archiv. – In: ders.: Werke in sechs Bänden, Hrsg. Emil Staiger, Frankfurt a.M. 1993, Bd. VI, S. 474-496
- Goethe, J. W. v.:** Betrachtungen im Sinne der Wanderer. – In: ders.: Werke in sechs Bänden, Hrsg. Emil Staiger, Frankfurt a.M. 1993, Bd. VI, S. 451-473
- Gustafsson, Lars:** Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten: Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Johnson, Fritz Mauthner. Frankfurt a.M. 1982
- Habermas, Jürgen:** Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Frankfurt a.M. 1971
- Habermas, Jürgen:** Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt a.M. 1976
- Habermas, Jürgen:** Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1985
- Habermas, Jürgen:** Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977-1990, Leipzig 1990
- Habermas, Jürgen:** Erläuterungen zur Diskursethik. Frankfurt a.M. 1991
- Habermas, Jürgen:** Vorlesungen zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie (1970/71). – In: ders.: Vorstudien und Ergänzungen zu einer Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a.M. 1995, S. 11-126
- Habermas, Jürgen:** Diskursethik (1997) – In: Horster, Detlef (Hrsg.): Texte zur Ethik. Stuttgart 2012, S. 223-230
- Haller, Rudolf:** Zurück nach Wien. – In: Krontorad, Paul (Hrsg.): Jour fixe der Vernunft. Der Wiener Kreis und die Folgen. Wien 1991, S. 11-22
- Hegel, G. W. F.:** Jenaer Realphilosophie. Hamburg 1969
- Hegel, G. W. F.:** Phänomenologie des Geistes. Stuttgart 1987
- Hegel, G. W. F.:** Jenaer Schriften, Werke. Zwanzig Bände. Bd. 2, Frankfurt a. M. 1986
- Heidegger, Martin:** Sein und Zeit. (1926), Tübingen 2001
- Heidegger, Martin:** Phänomenologische Interpretationen zu Aristoteles. Vorlesungen 1922, Stuttgart 2003
- Heidegger, Martin:** Was heißt Denken? Vorlesung Wintersemester 1951/52, Stuttgart 1992
- Herbart, Johann Friedrich:** Umriss Pädagogischer Vorlesungen (1841) – In: ders.: Allgemeine Pädagogik. Hrsg. Franz Hofmann, Berlin 1976
- Herder, Johann Gottfried:** Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1770). Stuttgart 1966
- Hirschberger, Johannes:** Geschichte der Philosophie. 2 Teile, Freiburg i.Br. 2004
- Hobbes, Thomas:** Leviathan. Hrsg. Kai Kilian, Köln 2009
- Hörisch, Jochen:** Theorieapotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen. Frankfurt a.M. 2010
- Holzkamp, Klaus:** Sinnliche Erkenntnis. Reinbek 1969
- Hugo von SANKT VIKTOR:** Didascalicon, Studienbuch. (Lateinisch – Deutsch). Freiburg 1997

- Humboldt**, Wilhelm von: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus. Wiesbaden 2003
- Hume**, David: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Hrsg. Herbert Herring, Stuttgart 2006
- Jahraus**, Oliver: Martin Heidegger. Eine Einführung. Stuttgart 2004
- Jaspers**, Karl: Von der Wahrheit. (1948) München 1991
- Jaspers**, Karl: Kritik der Sprache. – In: ders.: Von der Wahrheit. München 1991, S. 418-430
- Jaspers**, Karl: Nachlass zur Philosophischen Logik. München 1991
- Jonas**, Hans: Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen. Frankfurt a.M. 1994
- Jünger**, Ernst: Kriegstagebuch 1914-1918. Hrsg. Helmuth Kiesel, Stuttgart 2010
- Kant**, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. (KrV), Hrsg. Raymund Schmidt, Leipzig 1979
- Klemperer**, Viktor: LTI. Lingua tertii imperii. Notizbuch eines Philologen. Leipzig 1980
- Komensky**, Jan Amos (Comenius): Allgemeine Beratung zur Verbesserung der menschlichen Dinge. Hrsg. Franz Hofmann, Berlin 1970
- Krause**, Detlef: Luhmann-Lexikon. Stuttgart 2001
- Kripke**, Saul A.: Wittgenstein über Regeln und Privatsprache. Frankfurt a.M. 1987
- Kundera**, Milan: Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Frankfurt a. M. 1997
- Lacan**, Jacques: Ich spreche zu den Wänden. Gespräche aus der Kapelle Saint-Anne (1971). Wien 2013
- Landauer**, Gustav: Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik. (Ausgewählte Schriften 1903-1923), Lich 2011
- Landauer**, Gustav: Gustav Landauer an Fritz Mauthner. Briefwechsel (1890-1919). München 1994
- Landolt**, Eduard: Systematischer Index zu Werken Heideggers. Heidelberg 1992
- Leibniz**, Gottfried Wilhelm: Schriften zur Logik und Methodenlehre. - In: ders.: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Hrsg. E. Cassirer, Hamburg 1966, Bd. I, Anhang, S. 13-57
- Leibniz**, Gottfried Wilhelm: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache. In: ders.: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Hrsg. E. Cassirer, Hamburg 1966, Bd. II, Anhang, S. 519-555
- Leibniz**, Gottfried Wilhelm: Theodizee. Teil I – In: ders.: Philosophische Schriften, Hrsg. Herbert Herring, Insel Verlag: Frankfurt a.M. 1986
- Leibniz**, Gottfried Wilhelm: Theodizee. Teil II – In: ders.: Philosophische Schriften, Hrsg. Herbert Herring, Insel Verlag: Frankfurt a.M. 1986
- Leibniz**, Gottfried Wilhelm: Elemente eines Kalküls. – In: ders.: Schriften zur Logik, Philosophische Schriften, Bd. 4, Hrsg. Herbert Herring, Insel Verlag: Frankfurt a.M. 1986, S. 67-91
- Lévi-Strauss**, Claude: Mythos und Bedeutung. Fünf Radiovorträge. Frankfurt a.M. 1996
- Lévi-Strauss**, Claude: Strukturelle Anthropologie. Bd. I, Frankfurt a.M. 1967

- Lévi-Strauss**, Claude: Strukturele Anthropologie. Bd. II, Frankfurt a.M. 1975
- Lévi-Strauss**, Claude: Mythologica. Bd. 1, Frankfurt a. M. 1976
- Ley**, Hermann: Geschichte der Aufklärung und des Atheismus. Bd. 1, Berlin 1966
- Lichtenberg**, Georg Christoph: Die Aphorismenbücher. (1764-1799) Zweitausendeins: Frankfurt a.M. 2005
- Lorenzen**, Paul: Konstruktive Wissenschaftstheorie. Frankfurt a.M. 1974
- Lorenzer**, Alfred: Symbol, Interaktion und Praxis (1971). In: Lorenzer, A.; Dahmer, H.; Horn, K. (Hrsg.): Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt a. M. 1971
- Lorenzer**, Alfred: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Frankfurt a.M. 1973
- Lorenzer**, Alfred: Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt a. M 1992
- Lütgehaus**, Ludger: Nichts. Abschied vom Sein – Ende der Angst. Haffmans Verlag, Frankfurt a.M. (2003), 5. Aufl. 2007
- Lüpke**, Johannes von: Theologie als „Grammatik zur Sprache der heiligen Schrift“ – In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie, 2009 (34) Heft 3
- Luhmann**, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M. 1987
- Luhmann**, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik (I). Frankfurt a.M. 1993
- Luther**, Martin: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimarer Ausgabe (= WA)
- Luther**, Martin: Tischreden. 6 Bde., Kritische Gesamtausgabe. Weimarer Ausgabe (= TR)
- Marx**, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58). Berlin 1974
- Marx**, Karl: Das Kapital. Erster Band, MEW 23, Berlin 1975
- Marx**, Karl: Französische Jahrbücher. Leipzig 1980
- Mauthner**, Fritz: Gottlose Mystik. Dresden 1924
- Mauthner**, Fritz: Die drei Bilder der Welt (1925). Hamburg 2011
- Mauthner**, Fritz: Wörterbuch der Philosophie. (1910), 2 Bde., Zürich 1980
- Mauthner**, Fritz: Der Atheismus und seine Geschichte. 4 Bde. (online)
- Mauthner**, Fritz: Beiträge: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde., Frankfurt a.M. 1982
- Mauthner**, Fritz: Wissen und Worte. – In: Zimmermann, Hans Dieter (Hrsg.): Geheimnisse der Schöpfung. Über Mystik und Rationalität. Frankfurt a. M. 1999, S. 37-67 (Abdruck aus: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Bd. 3)
- Mayer**, Hans: Nachbemerkung. – In: Sartre, Jean-Paul. Die Wörter. Gesammelte Werke. Reinbek 1988, S. 146-153
- Mead**, George Herbert: Gesammelte Aufsätze. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1987
- Meder**, Norbert: Der Sprachspieler. Der postmoderne Mensch oder das Bildungsideal im Zeitalter der neuen Technologien. 2. Aufl., Würzburg 2004

- Meister Eckhart:** Schriften. Hrsg. Herman Büttner, Jena 1934
- Meister Eckhart:** Predigten. Traktate. Werke in zwei Bänden, Texte, Hrsg. Josef Quint, Frankfurt a. M. 2008
- Mendelssohn, Moses:** Über die Frage: Was heißt aufklären (1784). – In: Was ist Aufklärung? Hrsg. E. Bahr, Stuttgart 1990, S. 3-8
- Metzger, Rudolf:** Die Lehre vom Begriff. Das begriffliche Bild des Menschen. Heidelberg 1977
- Mittelstraß, Jürgen:** Leonardo-Welt. Frankfurt a.M. 1992
- Musgrave, Alan:** Alltagswissen, Wissenschaft und Skeptizismus. Tübingen 2010
- Musil, Robert:** Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch. Reinbek bei Hamburg 2011
- Natterer, Paul:** Bausteine der Erkenntnistheorie. Großheubach a. M. 2010
- Naumann, Leopold (Hrsg.):** Johannes Tauler. Predigten. Leipzig 1923
- Nedo, Michael (Hrsg.):** Ludwig Wittgenstein. Ein biographisches Album. München 2012
- Neue Deutsche Biographie (NDB),** 21 Bde., Hrsg. Historische Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, München 1953 ff., Berlin 1990
- Niemeyer, Christian (Hrsg.):** Nietzsche-Lexikon. Darmstadt 2009
- Nietzsche, Friedrich:** Der Wille zur Macht. Paderborn 2008
- Nietzsche, Friedrich:** Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. (1872) – In: Nietzsche, F.: Unzeitgemäße Betrachtungen. Leipzig 1930, S.393-510
- Nietzsche, Friedrich:** Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Aus den Vorarbeiten (1871) – In: Nietzsche, F.: Unzeitgemäße Betrachtungen. Leipzig 1930, S. 510-527
- Nietzsche, Friedrich:** Menschliches Allzumenschliches. Kritische Studienausgabe. München 1999, KSA 2
- Nietzsche, Friedrich:** Also sprach Zarathustra. Kritische Studienausgabe. München 1999, KSA 4
- Nietzsche, Friedrich:** Unzeitgemäße Betrachtungen. Kritische Studienausgabe. München 1999, KSA 1, S. 157-510
- Nietzsche, Friedrich:** Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Kritische Studienausgabe. München 1999, KSA 1
- Nietzsche, Friedrich:** Die „Fröhliche Wissenschaft“. München 1999, KSA 3, S. 343-652
- Nietzsche, Friedrich:** Jenseits von Gut und Böse. Kritische Studienausgabe. München 1999, KSA 5, S. 9-244
- Nietzsche, Friedrich:** Kommentar zu den Bänden 1-13. München 1988, KSA 14
- Nietzsche, Friedrich:** Nachgelassene Fragmente. (1869-1889). Eine Auswahl. Stuttgart 1996
- Nietzsche, Friedrich:** Der Wanderer und sein Schatten (1879). Köln 2012
- Orwell, George:** 1984. (engl. 1948), München 2000
- Peirce, Charles S.:** Semiotische Schriften. Frankfurt a.M. 1993, Bd. 2

- Plessner**, Helmuth: Frühe philosophische Schriften. Gesammelte Schriften, Bd. II, Frankfurt a.M. 2003
- Plessner**, Helmuth: Schriften zur Philosophie. Gesammelte Schriften, Bd. X, Frankfurt a.M. 2003
- Poggendorff**: Biographisch-literarisches Handwörterbuch der exakten Naturwissenschaften. 1863 ff.
- Popper**, Karl: Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung. (engl. 1974), Hamburg 1984
- Popper**, Karl: Auf der Suche nach einer besseren Welt. München 2006
- Poser**, Hans: Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung. Stuttgart 2006
- Rentsch**, Thomas: Heidegger und Wittgenstein. Existential- und Sprachanalysen zu den Grundlagen philosophischer Anthropologie. Stuttgart 2003
- Rentsch**, Thomas: Negativität und praktische Vernunft. Frankfurt a. M. 2000
- Rentsch**, Thomas: Gott. Berlin 2005
- Ruben**, Peter: Problem und Begriff der Naturdialektik. – In: Griese, A.; Laitko, H. (Hrsg.): Weltanschauung und Methode, Berlin 1969
- Ruben**, Peter: Die materialistische Dialektik und ihre Grundbegriffe. – In: Griese, A.; Hörz, H. (Hrsg.): Gesetz – Erkenntnis – Handeln. Berlin 1972, S. 139-194
- Ruben**, Peter: Philosophie und Mathematik. Leipzig 1980
- Ruben**, Peter: Dialektik und Arbeit der Philosophie. Köln 1978
- Russel**, Bertrand: Einführung in die mathematische Philosophie. Hrsg. Johannes Lenhard, Hamburg 2006
- Ryle**, Gilbert: Der Begriff des Geistes. (engl. 1949) Übersetzung Kurt Baier, Stuttgart 1987
- Salomé**, Lou: Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Frankfurt a.M. 2000
- Sartre**, Jean-Paul: Die Wörter. Gesammelte Werke. Reinbek 1988
- Sartre**, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Gesammelte Werke. Reinbek 2008
- Savigny**, Eike von: Zum Begriff der Sprache. Konvention, Bedeutung, Zeichen. Stuttgart 1983
- Schadel**, Erwin (Hrsg.): Comenius, Jan Amos: Janua rerum“ (1681) – Pforte der Dinge. Hamburg 1989, Anmerkungen S. 141-208
- Schlechte**, Karl (Hrsg.): Nietzsche-Index. Stuttgart 1984
- Schleiermacher**, Friedrich: Hermeneutik und Kritik. Hrsg. Manfred Frank, Frankfurt a.M. 1977
- Schlieben-Lange**, Brigitte: Geschichte der Sprachwissenschaft und Geschichte der Sprachen. – In: Cerquiglioni, B. (Hrsg.): Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Frankfurt a. M. 1983, S. 464-491
- Schmidt**, Heinrich: Philosophisches Wörterbuch (1934). 16. Aufl. Hrsg. G. Schischkoff, Stuttgart 1961
- Schober**, Otto (Hrsg.): Funktionen der Sprache. Stuttgart 1990
- Schopenhauer**, Artur: Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bde., Stuttgart 1992

- Schopenhauer**, Artur: Linguistik. – In: Werke in fünf Bänden. Haffmans Verlag, Frankfurt a.M. 2006, Bd. III, S. 277-279
- Schulte**, Joachim: Wittgenstein. Eine Einführung. Stuttgart 1989
- Sebestik**, Jan: Die wiedergefundene Welt – Das Quodlibet von Zdenek Reichl. – In: Kruntorad, Paul (Hrsg.): Jour fixe der Vernunft. Der Wiener Kreis und die Folgen. Wien 1991, S. 266-284
- Sève**, Lucien: Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. Berlin 1972
- Sève**, Lucien: Marxistische Analyse der Entfremdung. Frankfurt a.M. 1978
- Sommer**, Urs: Friedrich Nietzsches „Der Antichrist“. Ein philosophisch-historischer Kommentar. Basel 2000
- Spengler**, Oswald: Der Untergang des Abendlandes – Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. (1923), Düsseldorf 2007
- Spengler**, Oswald: Sprechen und Unternehmen. – In: des.: Der Mensch und die Technik. Paderborn 2011
- Spielerling**, Volker: Schopenhauer ABC. Leipzig 2003
- Spilgies**, Gerhard: Probleme der Theoriebildung in der Pädagogik (II). – In: Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Forschung. 11 (1977) Heft 3, S. 140-154
- Spinoza**, Baruch de: Theologisch-politischer Traktat. – Werke in drei Bänden. Hrsg. Bartuschat, Hamburg 2006, Bd. 2, S. 3-310
- Stegmüller**, Wolfgang: Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel. Stuttgart 1986
- Stingelin**, Martin (Hrsg): Absolute. Michel Foucault. Freiburg 2009
- Tauler**, Johannes: Predigten. Hrsg. Leopold Naumann, Leipzig 1923
- Thomas** von Aquin: Summa contra gentiles. Lateinisch – deutsch, Hrsg. Karl Albert u.a., Darmstadt 2009
- Tielmann**, Christian: Meilensteine der Philosophie. Köln 2009
- Tillich**, Paul: Auf der Grenze. Stuttgart 1962
- Tillich**, Paul: Systematische Theologie. Bd. 1, Stuttgart 1973
- Vaihinger**, Hans: Die Philosophie des Als ob – System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. 7./8. Aufl. Leipzig 1922
- Vaihinger**, Hans: Nietzsche als Philosoph. (1905), Hrsg. Gerhard Bleick, Norderstedt 2002
- Wadler**, Arnold: Der Turm von Babel. Urgemeinschaft der Sprachen. (1935) Wiesbaden 1988
- Wagner**, Hans: Philosophie und Reflexion. München, Basel 1980
- Watzlawick**, Paul: Wirklichkeitsanpassung oder angepasste Wirklichkeit? – Konstruktivismus und Psychotherapie. – In: Einführung in den Konstruktivismus. München, Zürich 2006, S. 89-107
- Waugh**, Alexander: Das Haus Wittgenstein. Geschichte einer ungewöhnlichen Familie. 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2011
- Weber**, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. – In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen 1988

- Weber, Max:** Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Bd. 2, Kritiken und Antikritiken. Gütersloh 1988
- Wittgenstein, Ludwig:** Big Typescript. Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 2000
- Wittgenstein, Ludwig:** Tractatus logico-philosophicus. (1918) – Philosophische Untersuchungen. (1953) Leipzig 1990
- Wittgenstein, Ludwig:** Philosophische Bemerkungen. Wiener Ausgabe. Bd. 1, Studien Texte. Bd. 1 - 5 in einem Band, Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 2000
- Wittgenstein, Ludwig:** Philosophische Betrachtungen. Wiener Ausgabe. Bd. 2, Studien Texte. Bd. 1 - 5 in einem Band, Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 2000
- Wittgenstein, Ludwig:** Bemerkungen. Philosophische Bemerkungen. Wiener Ausgabe. Bd. 3, Studien Texte. Bd. 1 - 5 in einem Band, Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 2000
- Wittgenstein, Ludwig:** Bemerkungen zur Philosophie. Bemerkungen zur philosophischen Grammatik. Wiener Ausgabe. Bd. 4, Studien Texte. Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 2000
- Wittgenstein, Ludwig:** Philosophische Grammatik. Wiener Ausgabe. Bd. 5, Studien Texte. Verlag Zweitausendeins. Frankfurt a.M. 1994f.
- Wittgenstein, Ludwig:** Das blaue Buch. – In: Werke. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a.M. 1984, Bd. V
- Wittgenstein, Ludwig:** Denkbewegungen. Tagebücher 1930-1932/1936-1937. Hrsg. Ilse Somavilla, Frankfurt a. M. 1999
- Wittgenstein, Ludwig:** Ein biographisches Album. Hrsg. Michael Nedo, München 2012
- Wollgast, Siegfried:** Einleitung. – In: Wollgast (Hrsg.): Sebastian Franck. Paradoxa. Berlin 1995, VII – LXI
- Zimmermann, Hans Dieter (Hrsg.):** Geheimnisse der Schöpfung. Über Mystik und Rationalität. Frankfurt a. M. 1999

